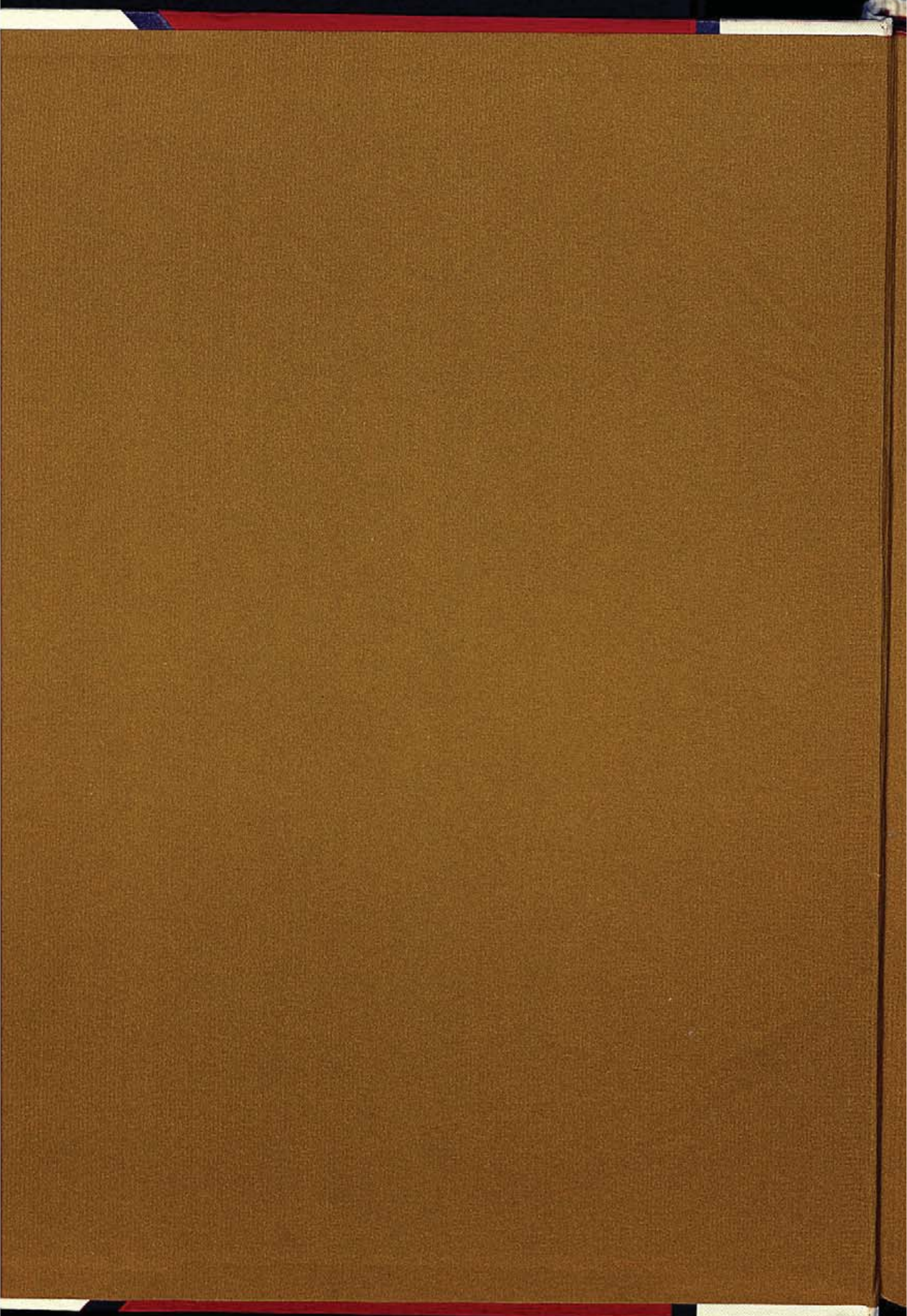
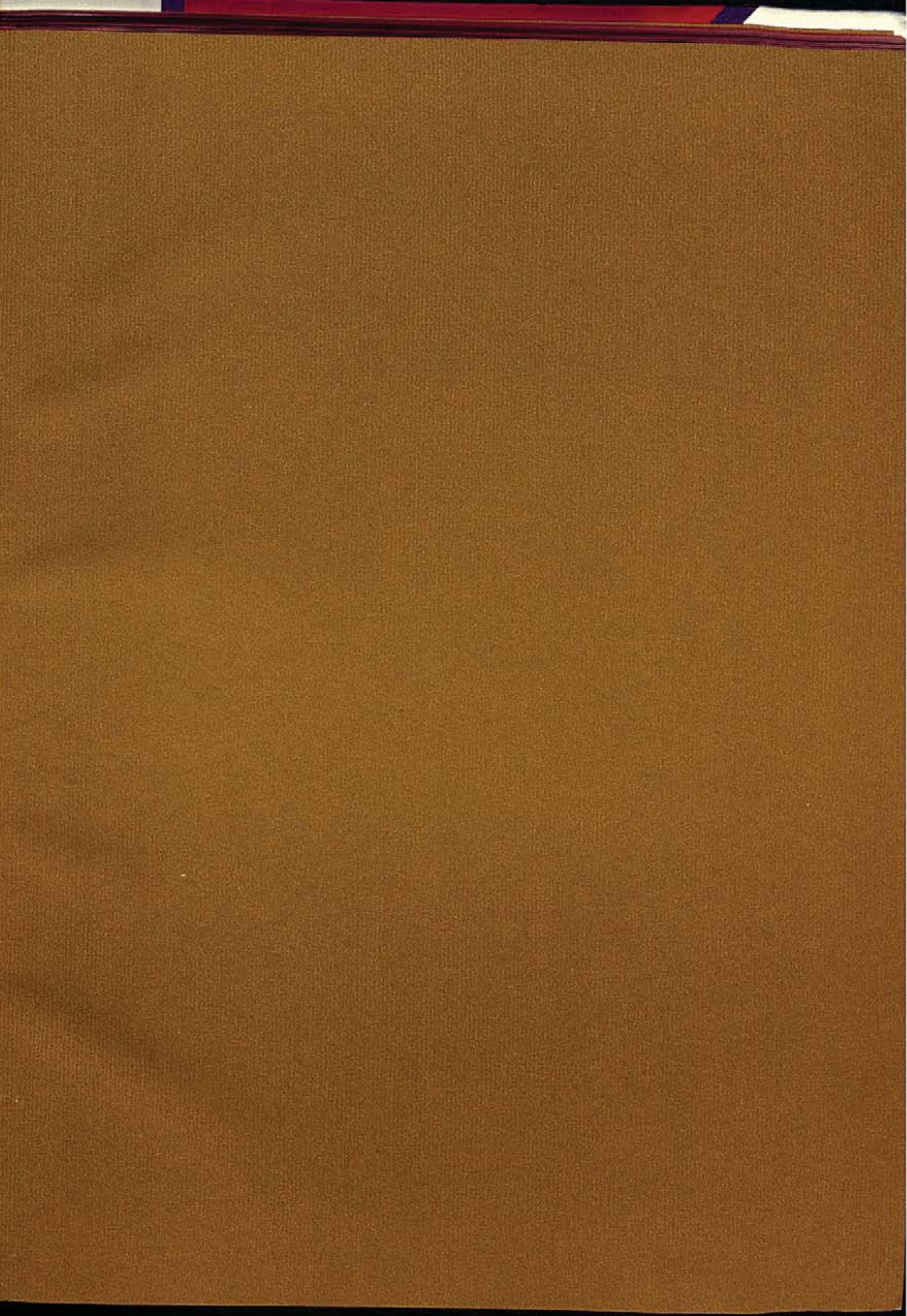
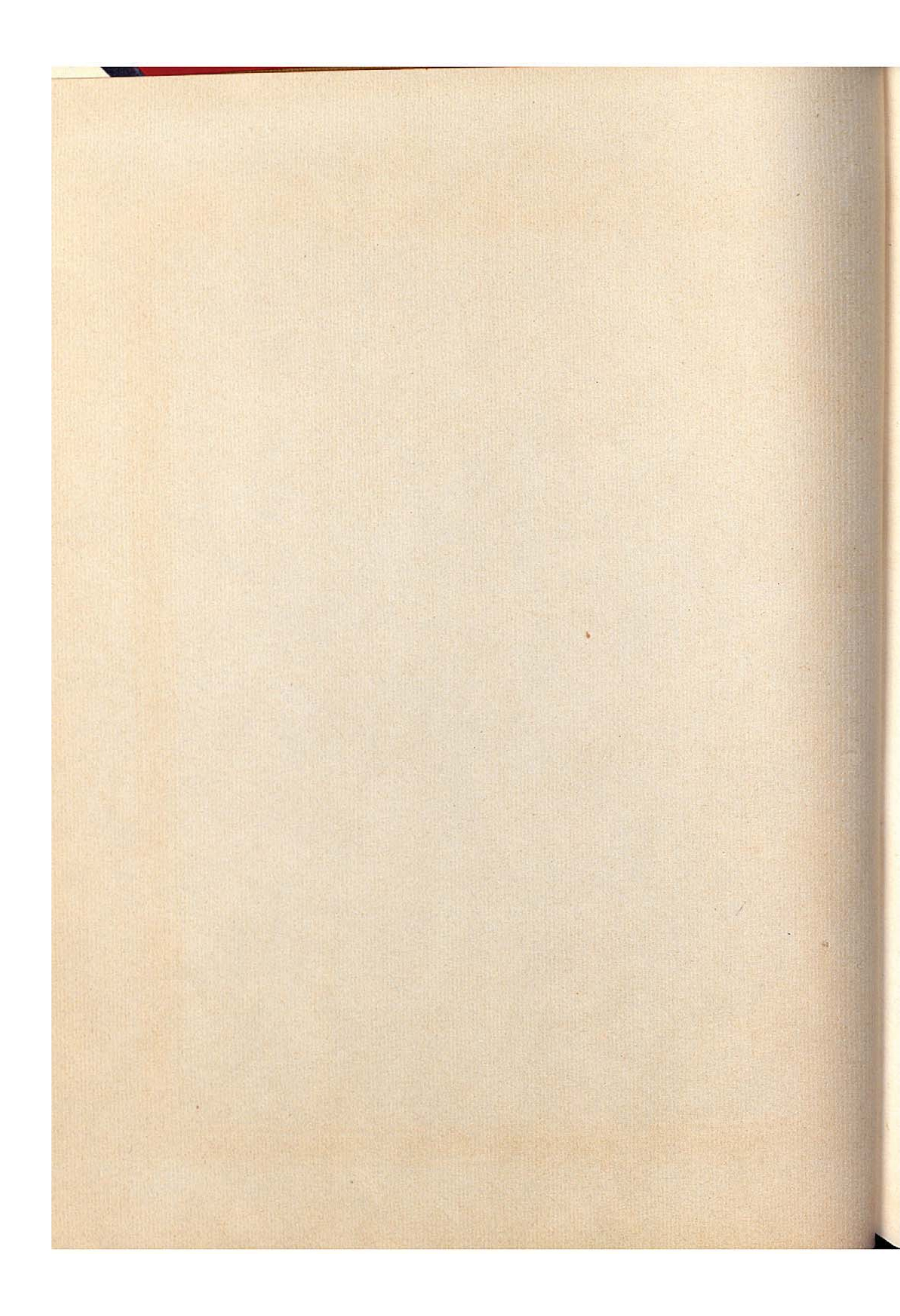
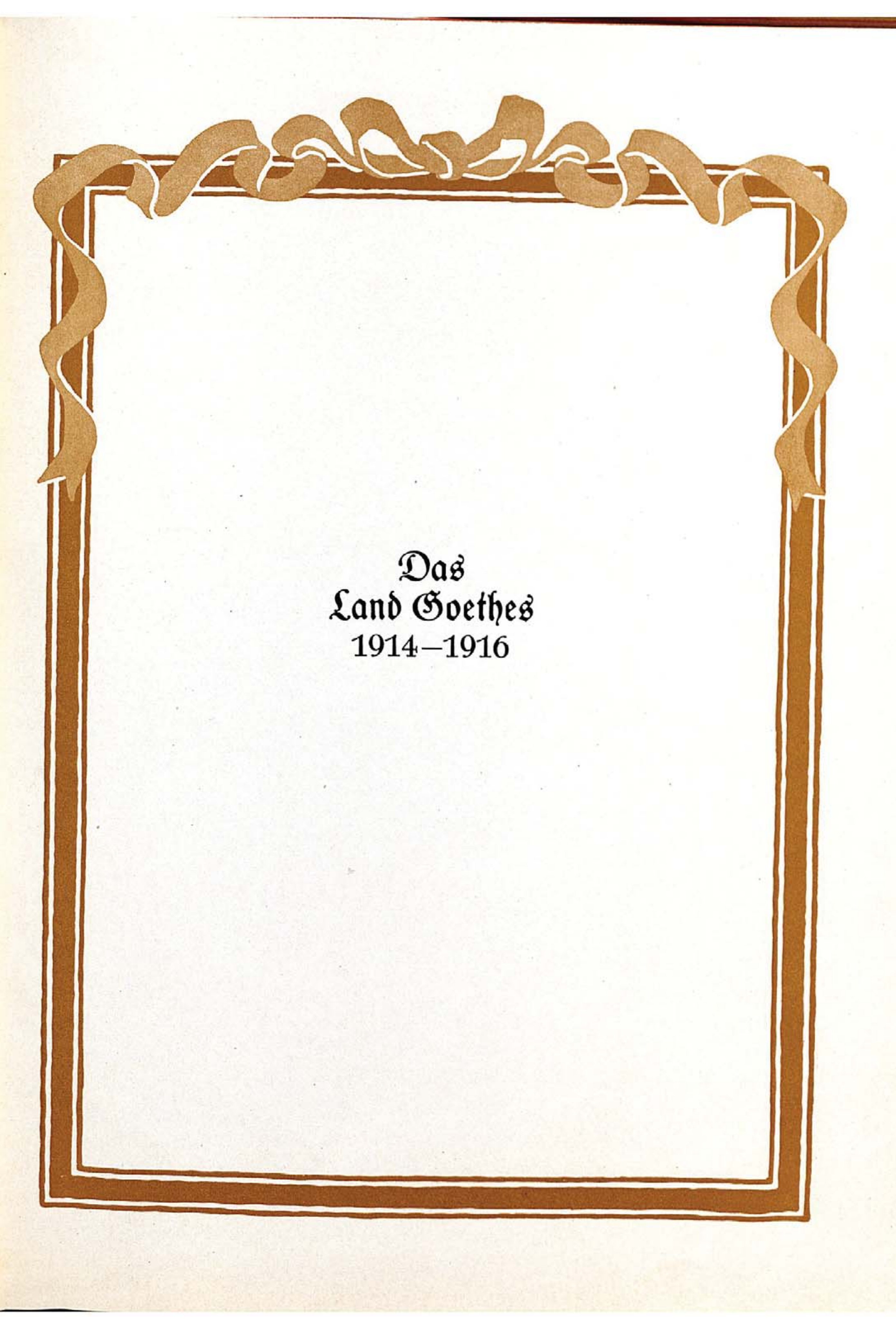
Das Land Goethes 1914/1916



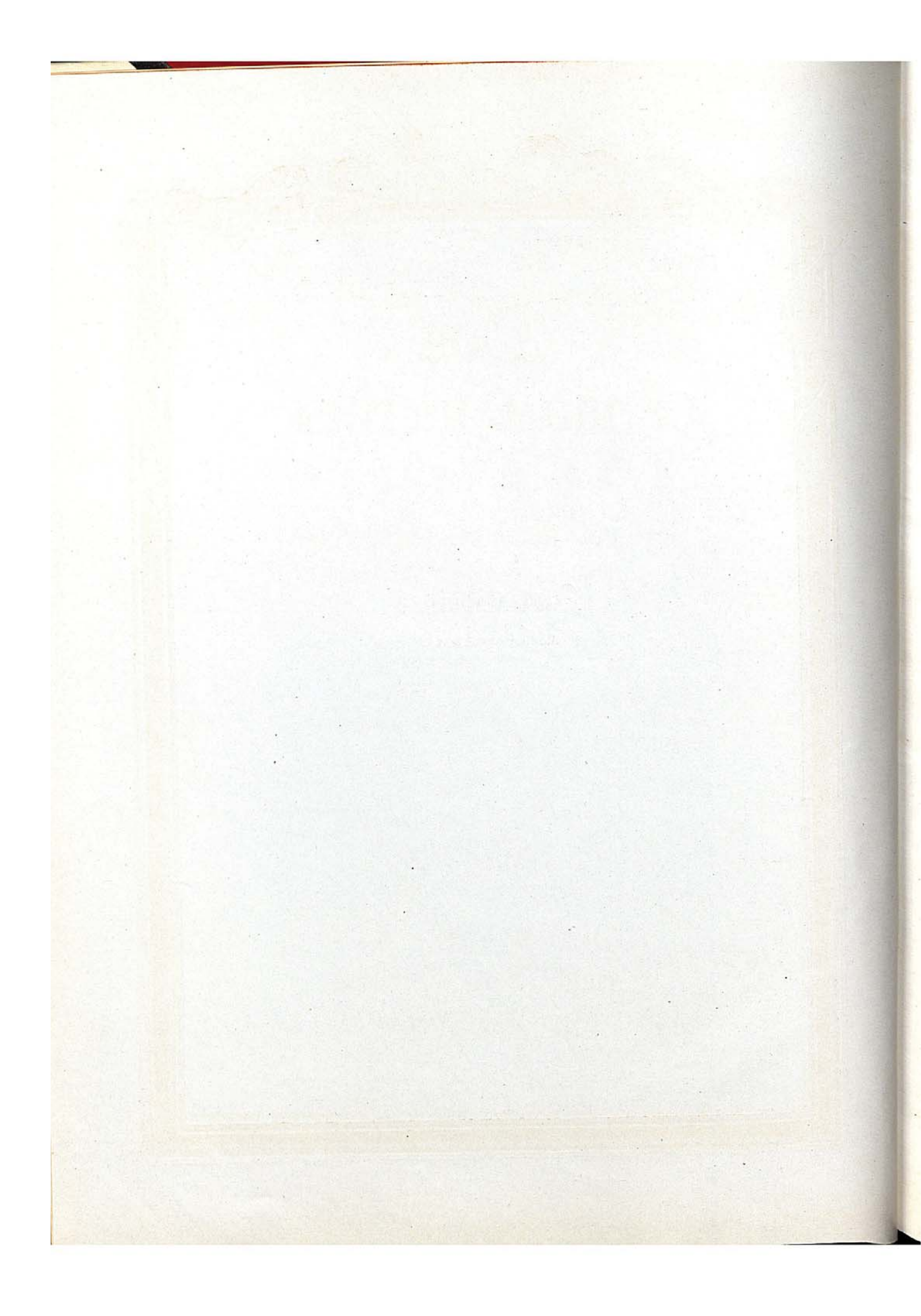








Das
Land Goethes
1914–1916



Das Land Goethes 1914–1916

Ein vaterländisches Gedenkbuch

Herausgegeben vom Berliner Goethebund

Der Reinertrag ist für die Errichtung von Volksbüchereien in Ostpreußen bestimmt



1 9 1 6
Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart / Berlin



Von diesem Werk ist eine Luxus-Ausgabe
in 200 numerierten Exemplaren erschienen.
Der Preis eines Exemplares, in vornehmem
Pergamentband, beträgt M 100.–

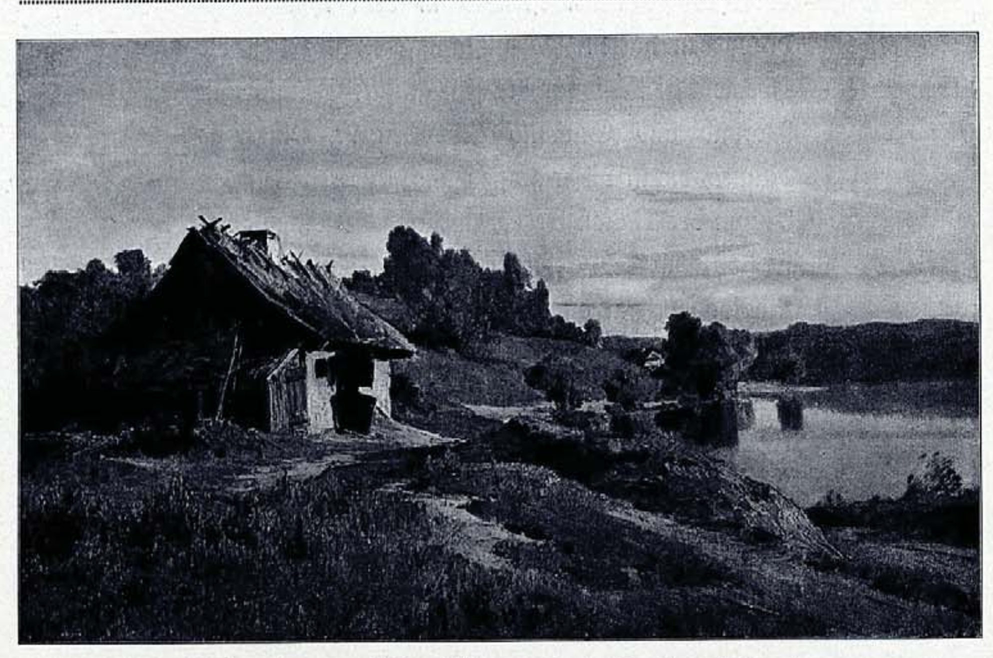
Schriftleitung:
J. Landau und Eugen Zabel
Einband und Ausstattung von Lucian Bernhard
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Vorwort

Wir übergeben der Öffentlichkeit dieses Gedenkbuch, geleitet von dem doppelten Bestreben, auch unsererseits zum Wiederaufbau der zerstörten ostpreußischen Heimstätten beizutragen und zugleich eine Heerschau der geistigen und sittlichen Führerschaft des gegenwärtigen Deutschlands zu bieten. Des gegenwärtigen Deutschlands, das bis auf den heutigen Tag das Land Goethes geblieben ist und in dem ihm aufgedrungenen harten Daseinskampfe nicht zuletzt die Ideale verteidigt, für die sein größter Genius ihm Vorbild und Sinnbild geworden ist. All jene Namen, die in dieser großen und schweren Zeit den Ruhm der Nation bilden, und auf die wir mit um so höherem Stolze blicken, je mehr das feindliche Ausland sich in ohnmächtigen Versuchen erschöpft, unsere Kultur herabzuzerren — sie alle sollten in diesem Buche sich vereinigen. Und unserem Werberuf wurde mit einer Bereitwilligkeit entsprochen,

die uns zum wärmsten Danke verpflichtet. In Wort, in Ton und Bild liegt hier ein umfassendes Bekenntnis der deutschen Geisteswelt vor, ein Zeugnis für den unerschütterlichen Glauben an den Sieg des deutschen Arms und der deutschen Seele.

Der Berliner Goethebund

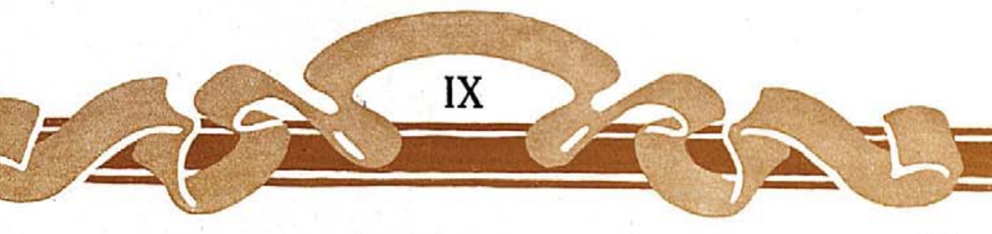


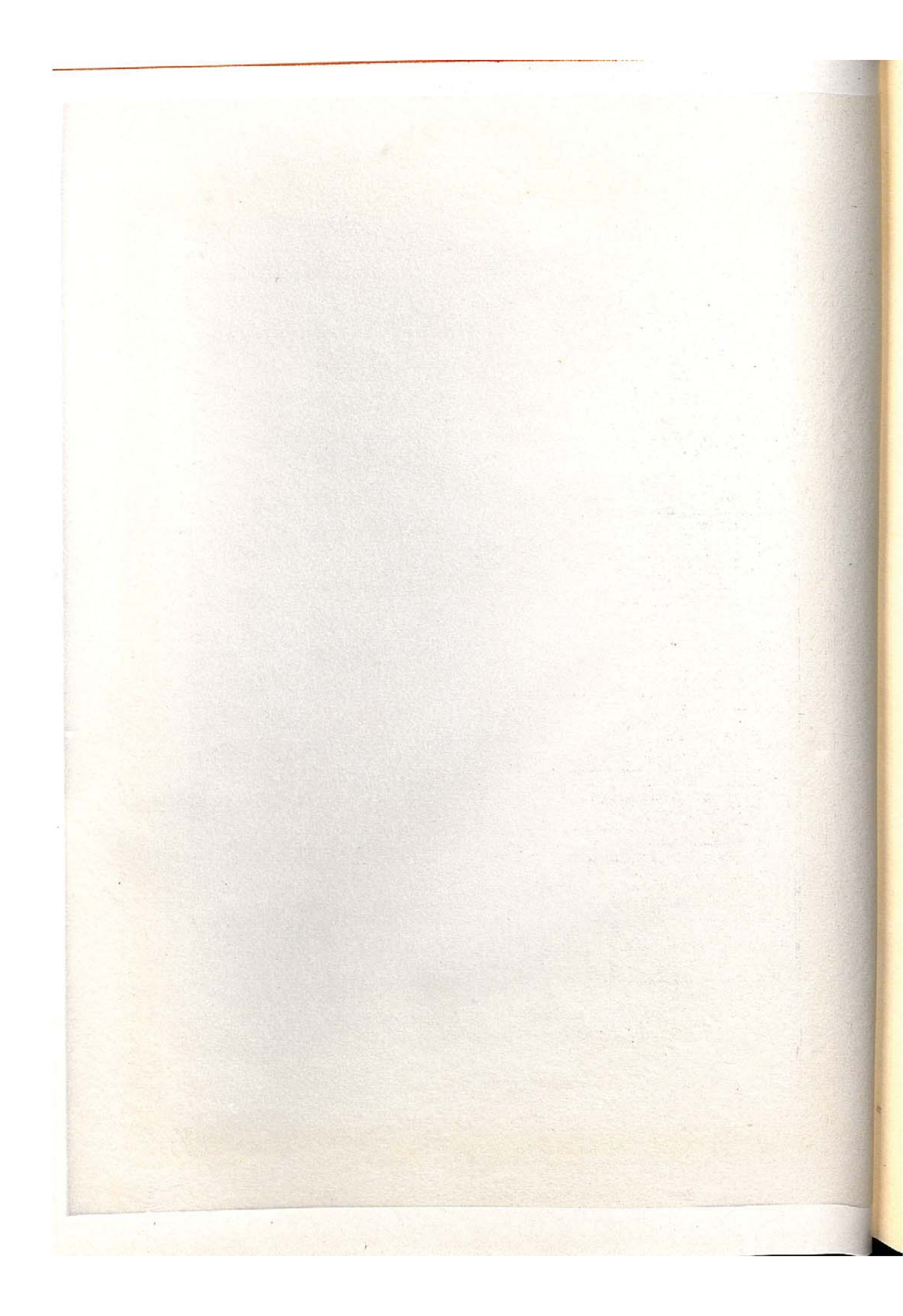
Carl Scherres: Kleine Hütte am See in Rauschen, Ostpreußen
(Dieses Bild habe ich 1854 in meiner Vaterstadt Königsberg i. Pr. gemalt)



Namen-Verzeichnis

Die illustrativen Beiträge sind mit einem * bezeichnet
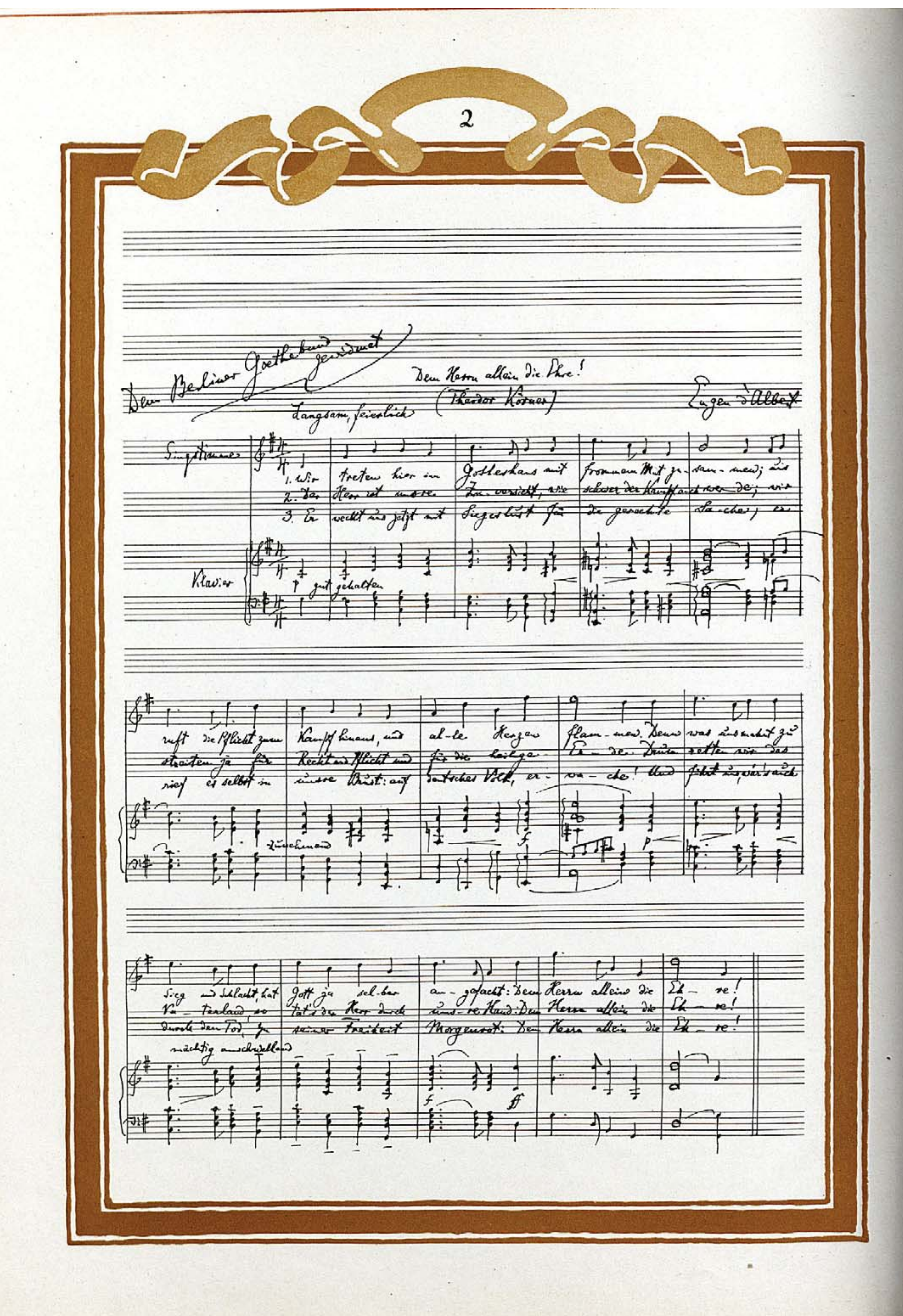






Porträtbüste S. M. Kaiser Wilhelms II. Von Max Bezner.



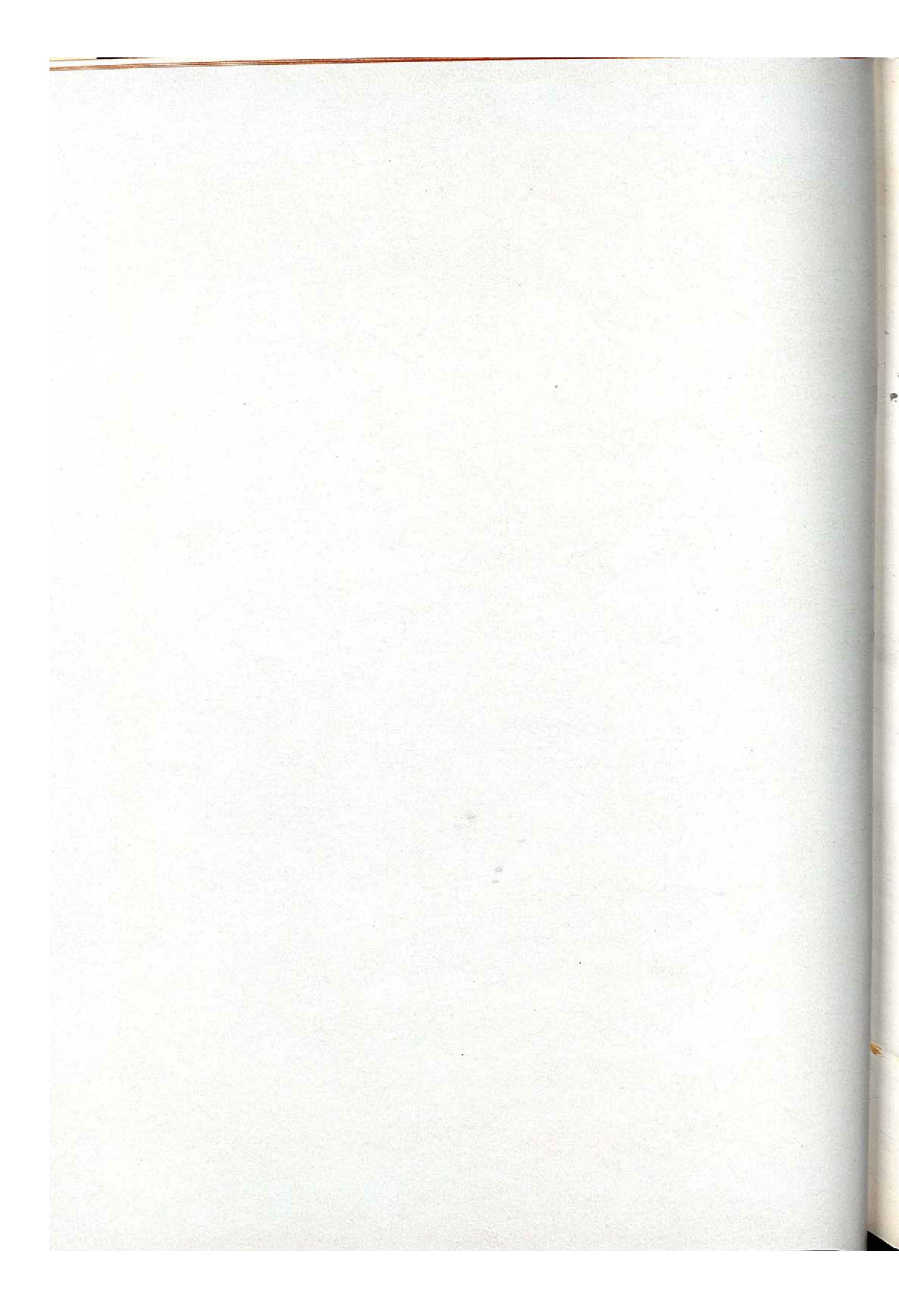
heute ganz Deutschland mit blanken Ehrenschild, mit gestählter Zuversicht der Entscheidung entgegensieht, so schaut auch die Provinz Ostpreußen trotz allem Schweren, das sie durchgemacht hat, ungebeugt und stolz erhobenen Hauptes drein. Wir sind stolz darauf, daß es gerade uns vergönnt war, für das Vaterland die größten Opfer an Gut und Blut zu bringen. Wir vertrauen zuversichtlich, daß unserer gerechten deutschen Sache der Sieg nicht fehlen wird. Wir sind auch dessen zuversichtlich vertrauensvoll, daß das Verständnis mit dem ganzen deutschen Volke für unsere besonderen Opfer den Krieg überdauern und immer festere Bande zwischen Deutschland und seiner Ostmark knüpfen wird.

v. Batocki,
Oberpräsident der Provinz Ostpreußen.


2
Dem Berliner Goethebund gewidmet
Dem Herrn allein die Ehre!
(Theodor Körner)
Langsam, feierlich
Eugen d'Albert
Singstimme
Klavier
gut gehalten
zunehmend
mächtig anschwellend



Hugo Vogel



Gegen

Das „Rote Kreuz“:

„Wir wollen die Wunden heilen, die der blutgierige Krieg den Menschen zufügt!“

Der „Dichter“:

„Wir wollen die Wunden heilen, die der satte Friede den Menschen zufügt!“

Kriegs-Hymnen san net schlecht! Gar net schlecht!

Blech-Trompetchen-Geratter aus bequemer Kinderstube!

Doch schmerzlicher ist es, dem Vaterlande zu dienen mit einem Schuß in die Leber, in die Niere, in die Nabelgegend!

Wir aber wollen lieber Frieden vorbereiten helfen,

auf daß künftiges Schlachten unmöglich werde, und ebenso Kriegshymnen-Blech!

Voraussicht ist alles; dem Tag, der Stunde dienen, nichts!

Ein echter „Arzt der Menschheit“ eile ihr voraus, auf daß sie in späteren Tagen gesunde!

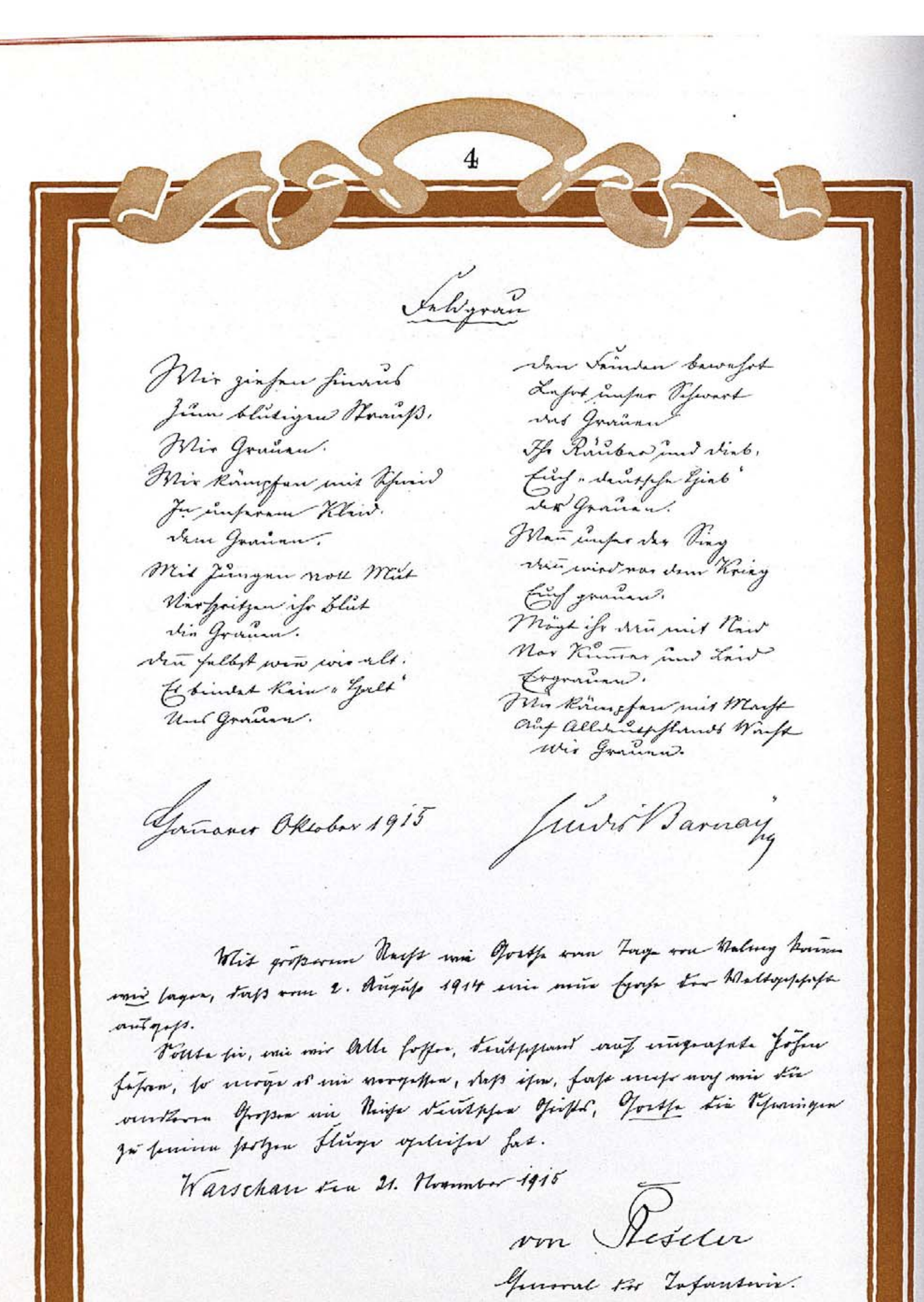
Peter Altenberg

Nicht „Weimar oder Potsdam“,
sondern „Weimar und Potsdam“,
denn Ideal und Wirklichkeit
zusammen
ergeben erst die Wahrheit.

Salzburg Januar 1915 Hermann Bahr

Wer Goethe nur als Deutschen sieht, der verkleinert ihn; wer das Land Goethes auf sich selbst einschränken will, der verkennt des Deutschtums weltgeschichtliche Sendung.

Max Dessoir



Feldgrau

Wir zogen hinaus
Zum blutigen Strauß,
Wir Grauen.
Wir kämpfen mit Schneid
In unserem Kleid
dem grauen.
Mit Jungen voll Mut
Verspritzen ihr Blut
die Grauen.
Der selbst wer [?] wie alt,
Es bindet kein „Geld" [?]
Uns Grauen.

Vor Feinden bewahrt
Hält [?] unser Schwert
das Grauen
Ihr Räuber und Dieb,
Euch „deutsche Hieb"
der Grauen.
Wer immer der Sieg
Nun wird vor dem Krieg
Euch grauen.
Mögt ihr neu mit Neid
Vor Kummer und Leid
Ergrauen.
Wir kämpfen mit Macht
Auf Alldeutschlands Wacht
Wir Grauen.

Hannover Oktober 1915

Ludwig Barnay

Mit größerem Recht als Goethe vom Tage von Valmy können wir sagen, daß vom 2. August 1914 eine neue Epoche der Weltgeschichte ausgeht.

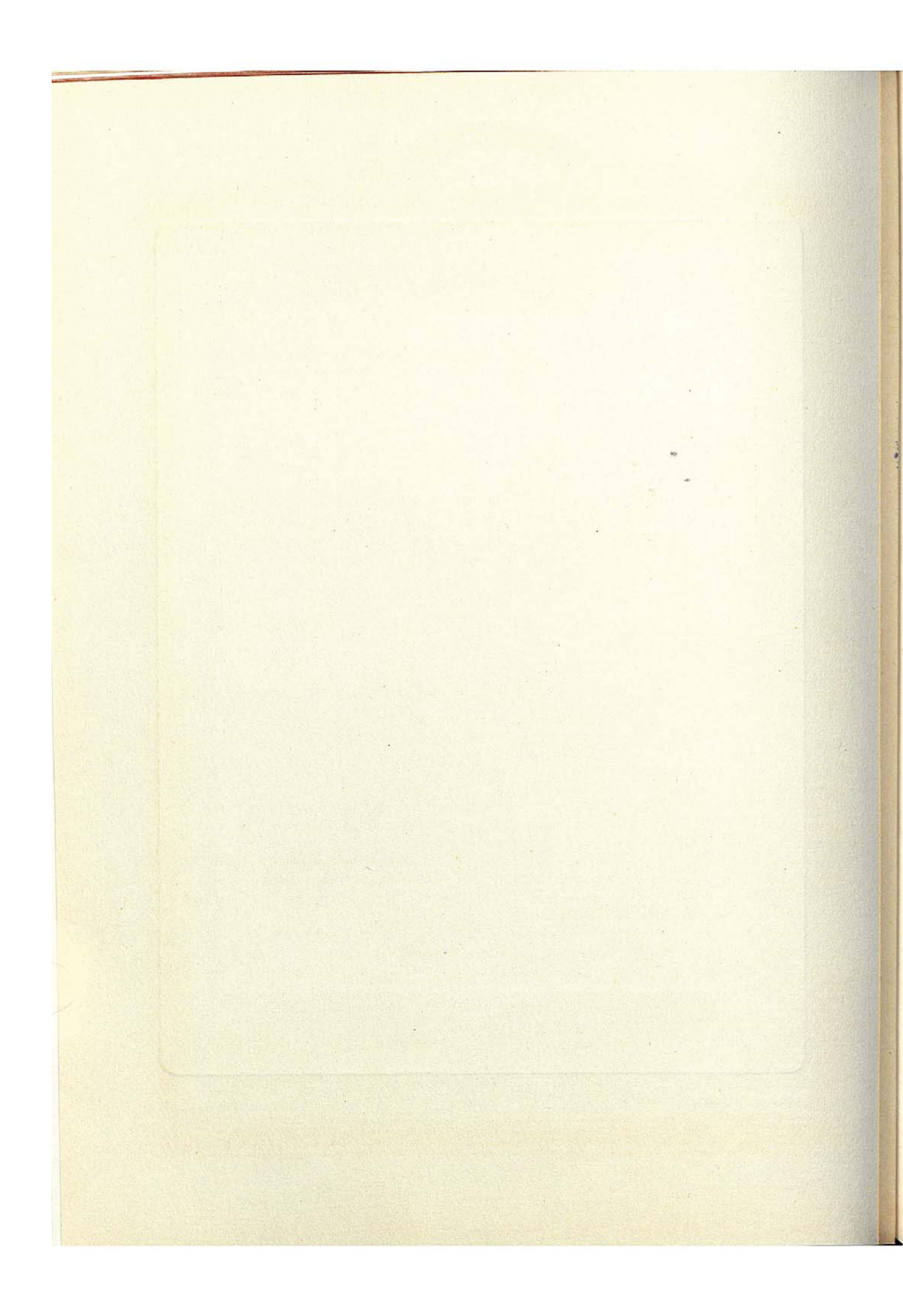
Sollte sie, wie wir Alle hoffen, Deutschland auch ungeahnte Höhen führen, so möge es nie vergessen, daß ihm, fast mehr noch wie die unerhörten [?] Großen im Reiche deutschen Geistes, Goethe die Schwingen zu seinem stolzen Fluge verliehen hat.

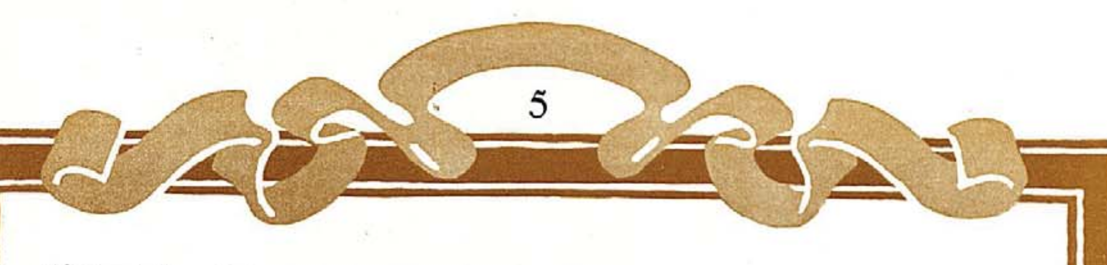
Warschau den 21. November 1915

von Beseler
General der Infanterie.



Ferdinand Andri — Schwere Zeit





Durch seinen Opfermut, durch sein Heldentum, durch seine sittliche und durch seine äußere Ordnung und, zuletzt, durch die endliche, innige Vereinigung des Nordens mit dem Süden, der das Wenige besitzt, was dem deutschen Norden noch zu fehlen schien, ist das deutsche Volk das erste von allen Völkern der Erde geworden....

Aus dem Kleinsten das Große machen, all das Seine durch Innigkeit des Gefühls konzentrieren und reich sein in der Liebe zum Wenigen und Kleinen, das ist bis heute fast nur dem Deutschen eigen: bei fast allen andern Völkern wird Armut zur Verwahrlosung und Reichtum zum Exzeß: die tiefe Bescheidung aber, die vom Haushalte des Werkmannes bis zu dem des Gelehrten durch das ganze Volk geht, hat kaum ein anderes Volk....

Deutschland, mit seiner herben Selbstenteignung des Einzelnen, wird der stärkste Staat werden. Aber der Östreicher, trotz der weit höheren Preise, die er für seine vielen Lebensbedürfnisse stets zahlen müssen wird, er wird immer der Glücklichere sein.

Und darum scheint es mir als eine ganz wunderbare Fügung, daß man, wenn man jetzt vom deutschen Volke redet, in diesen Tagen auch den Deutschöstreicher miteinbeziehen darf. Diese zwei Staaten werden fortab viel mehr aufeinander angewiesen sein, und das innigste Bündnis kann sie nicht so enge vermählen als Not und Feindeshaß. Das ernstere Volk wird das Staatsleben kraftvoll und sicher machen; das triebhaftere aber wird den Glanz kummerloser Schönheit darüberlegen....

Rudolf Hans Bartsch

Goethe's Worte sind in unseren Tagen wieder Wahrheit geworden. Er sprach:

> Die Deutschen sind recht gute Leut'.
> Sind sie einzeln, sie bringens weit.
> Nun sind ihnen auch die größten Taten
> Zum erstenmal im Ganzen geraten.

Fürwahr! In diesen 40 Friedensjahren haben wir es herrlich weit gebracht und unsere Kultur in alle Länder der Erde getragen. Aber hinter dem deutschen Bahnbrecher ritt der Neid, und nach dem Baum, der reiche Früchte trug, begann man mit Steinen zu werfen.

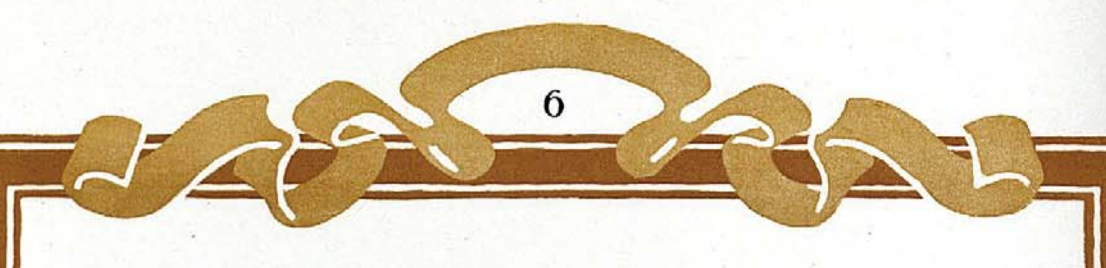
Und dann machte der Haß einen Bund, und man sagte uns den Krieg der Vernichtung an. Aber nun gerieten den Deutschen die größten Taten. Aus der Friedensarbeit trat ein Kriegsvolk in die Schranken, und siegreich erfüllte der deutsche Geist alle Welt mit seinen Großtaten, wie sie die Geschichte, seit sie den Griffel führt, nicht gesehen.

Nun wird es bald Zeit sein, die Ernte heimzubringen. Eine reiche Ernte muß es sein, wert der blutigen Saat. Schwächliches Zögern, feiges Bedenken wäre Verbrechen am Volke.

Wohl bewußt macht breite Brust, sagt Luther. Hab' Acht, deutsches Volk, daß Dein Frieden Dir nicht verdorben wird.

Mannheim, 1. Juli 1915.

Ernst Bassermann Major
Mitglied des Reichstags



Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft! Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein; da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Goethe.

Hamburg, 29. Juli 1915.

Ballin

Der Deutsche ist mutig, im Frieden wie im Krieg, im Glück und im Unglück. Der Deutsche ist nicht hochmütig wie sein englischer Vetter, solange er die Macht hat; er ist nicht übermütig wie der Franzose, solange er auf Sieg hofft, und er ist nicht de- und wehmütig wie die Trabanten des englischen Verführers, wenn sie zukreuze kriechen müssen.

Der echte Deutsche bleibt allezeit mutig. Sein Mut ist von der Art des großen Preußenkönigs, den eine Welt von Feinden nicht unterkriegen konnte; von der Art seines Heldenkaisers, der nie hochmütig, aber stets großmütig und edelmütig war; von der Art Luthers und unseres reckenhaften Kanzlers, die beide uns gelehrt haben, gottesfürchtig zu sein, aber Menschenfurcht zu verachten.

Weil das deutsche Volk nie seinen Mut verliert, gehört ihm das Leben und gebührt ihm der endgültige Sieg im Völkerkampf.

E v Behring

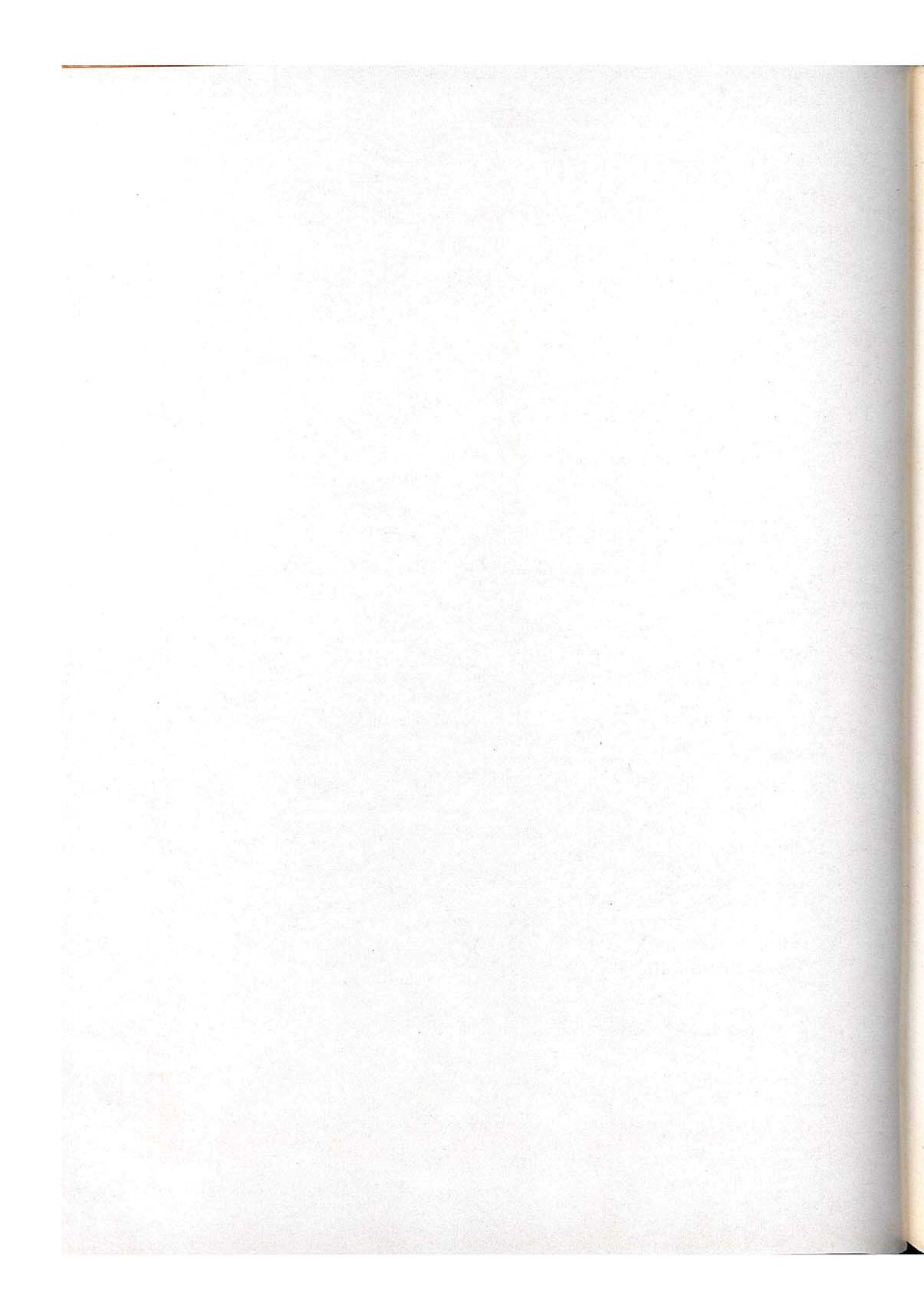
Den Eroberern unserer Kolonieen.

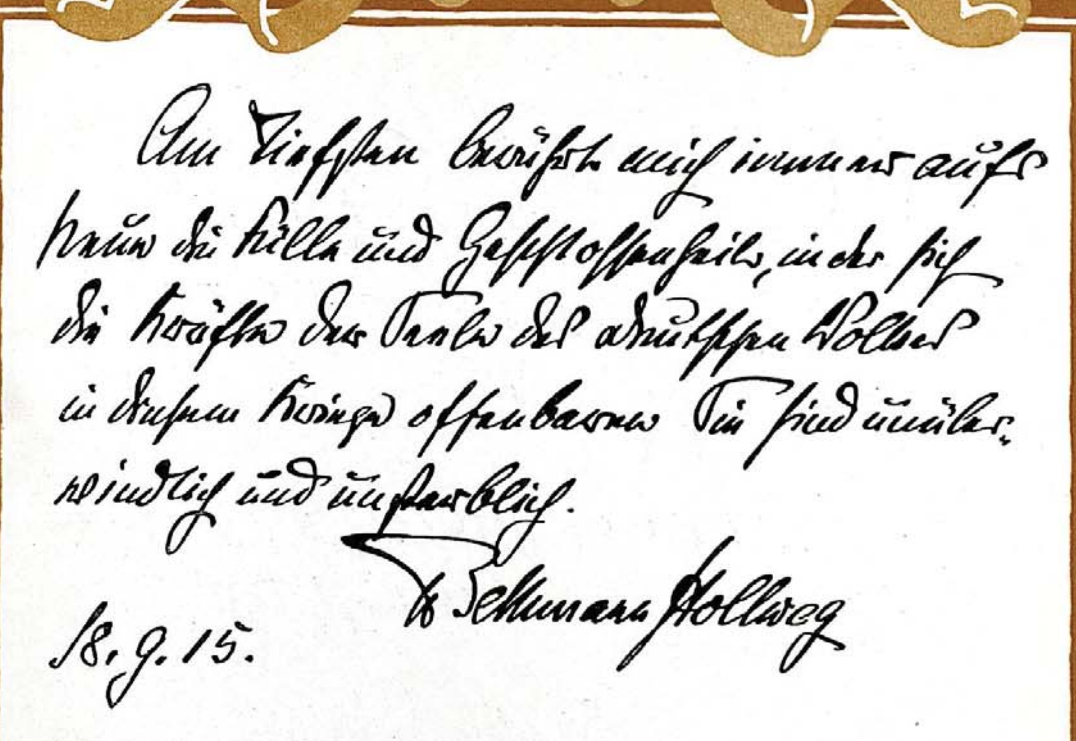
Setzt leicht errungne Kränze euch aufs Haupt!
Wahrhaftig geht die Zukunft zu Gerichte
Und mit dem Lorbeer, den der Sieger raubt,
Krönt den Besiegten einst die Weltgeschichte.

Max Bernstein



Fritz Burger





Am tiefsten berührt mich immer aufs neue die Stille und Geschlossenheit, in der sich die Kräfte der Seele des deutschen Volkes in diesem Kriege offenbaren. Sie sind uralt, wirklich und unsterblich.

v. Bethmann Hollweg

18. 9. 15.

Uns Deutschen ist der Zugang zur Kunst durch die Wissenschaft vermittelt worden. Diesem Umstand verdanken wir, daß sich die Kunstwissenschaft in Deutschland zuerst und am gründlichsten entwickelt hat. Hier allein hat sie sich auf der Grundlage strenger Kritik und archivalischer Forschung in enger Zusammenarbeit mit den über ganz Deutschland in reicher Fülle entstandenen und wissenschaftlich ausgebildeten Kunstsammlungen aufgebaut und seit einem Jahrhundert vielseitig entfaltet. Bei unsern Nachbarn, vor allem bei den Franzosen, die von der Freude an der Kunst zur wissenschaftlichen Betrachtung gekommen sind, hat sich die wissenschaftliche Forschung nach dieser Richtung dagegen mehr auf der Oberfläche bewegt, als geschmackvolle Causerie. Das hat im Ausland, seitdem die Kunst im Leben der Kulturvölker immer größere Bedeutung erlangt hat und die Kunstwerke daher immer höhere Preise erreichen, zum großen Schaden der Wissenschaft ein Überwuchern durch die Kunstfeuilletons und populäre Kunsthandbücher wie durch Reklame durch den Kunsthandel herbeigeführt, eine Seuche, die mit der fremden Kunst leider auch zu uns gedrungen ist, aber den gesunden Kern unserer Kunstwissenschaft noch nicht anfressen konnte. Der große Krieg hat auch hier volle Klarheit geschaffen. Während bei unseren Feinden die Vertreter unserer Wissenschaft nichts Besseres wissen, als die Deutschen als Hunnen zu beschimpfen, ihnen die barbarische Lust am Zerstören der Kunstdenkmäler anzudichten und dafür ihren deutschen Kollegen die Kasematten von Brest und Toulon in Aussicht zu stellen, haben die deutschen und österreichischen Heere den Monumenten jede mögliche Schonung angedeihen lassen, sind ihre Offiziere mit besonderen Instruktionen dafür versehen und sind Fachmänner zur Überwachung und Erhaltung der Denkmäler in Feindesland ernannt worden. Die deutsche Kunstwissenschaft kann nur gestärkt und geläutert aus dem Kriege hervorgehen; sie wird ihre Stellung an der Spitze der gesamten Kunstforschung weiter behaupten.

Wilhelm Bode

Museis inserviendo consumor

Laßt Goethe! Ihn — ihn wollen wir uns wahren
drum brauchen wir's, und schmäht wir Barbaren —
die andern haben die culture — wir haben
den Faust im Schützengraben.

Im Bataillons-Stabsunterstand nördlich Bielsk.
den 26. August 1915

Walter Bloem
Hauptmann und
Bataillonführer
II/341

Die Kulturdeutschen.

Jetzt brennt's im eignen Haus; die stolze Entente! —
Ich bin kein Freund von Pharisäerart,
Doch meine Seele schwellt ein Jubelbeten:
Hab Dank, mein Gott, daß ich ein Deutscher ward!

Viktor Blüthgen



Wer in dieser schweren und doch so herrlichen Zeit noch arbeiten kann, der soll Gott täglich dafür danken und diesen Dank beweisen in treuster Pflichterfüllung.

Frhr. von Bissing

Es war im Dickicht des Argonnerwalds ...

Es war im Dickicht des Argonnerwalds.
Tief im Gehölz, auf blutgetränktem Boden,
Lag hingestreckt ein wunder deutscher Krieger,
Und seine Rufe gellten in die Nacht.
Umsonst ... Kein Echo tönte seinem Wehruf ...
Sollt' er verbluten hier gleich einem Wild,
Das waidwund in der Einsamkeit verendet?

Da plötzlich ... Schwere Schritte nah'n von rechts.
Er hört es, wie sie in den Waldgrund stampfen ...
Und neues Hoffen keimt ihm in der Seele.
Und jetzt von links ... und jetzt von beiden Seiten ...
Zwei Männer nahen seinem Schmerzenslager.
Ein Deutscher ist's und ein Franzos. Und beide
Betrachten sich mit argwohnscharfem Blick
Und halten drohend das Gewehr im Anschlag.

Der deutsche Krieger fragt: „Was tust du hier?" —
„„Mich hat des Ärmsten Hilferuf getroffen."" —
„Es ist dein Feind!" —
„„Es ist ein Mensch, der leidet!""
Und beide senkten wortlos das Gewehr ...
Dann flochten sie die Hände ineinander
Und hoben sorglich mit gestrammten Muskeln
Den wunden Krieger wie auf eine Bahre
Und trugen ihn selbander durch den Wald,
Bis sie zur deutschen Postenkette kamen.
„Nun ist's geschehn. Hier wird ihm treue Hut."
Und der Franzose wendet sich waldeinwärts.
Der Deutsche aber greift nach seiner Hand,
Blickt ihm bewegt in sorgentrübe Augen
Und sagt zu ihm mit ahnungsschwerem Ernst:

„Ich weiß nicht, was das Schicksal uns bestimmt,
Das unerforschlich in den Sternen waltet.
Vielleicht fall' ich, ein Opfer deiner Kugel,
Vielleicht streckt dich die meine in den Sand —
Denn wahllos ist das Ungefähr der Schlachten.
Doch wie's auch sei und wie's auch kommen mag:
Wir lebten eine der geweihten Stunden,
Da sich im Menschen hat der Mensch gefunden ...
Und nun leb wohl! Und Gott geleite dich!"

Oscar Blumenthal

Bin ich so ist Welt; gebe ich die Welt auf, so ist Gottheit, so bin ich nicht und keine Welt. Darum keine Gottheit da Welt ist — und kein Ich, keine Welt in der Gottheit."

Im Krieg und seinen Schrecken wird Gottheit hier unter uns Menschen geboren. Das ist: Nicht — ichheit. Nicht im Frieden geschieht dies, nicht in Sattheit, auch nicht in den Freudenqualen dieser Welt.

Aus dem von mir herausgegebenen Werke „Das hohe Ziel der Erkenntnis von Omar al Raschid-Bey" (München, Verl. Piper)

Helene Böhlau

Es war ein schöner Traum, daß die Menschheit bereits als ein Ganzes zusammenhalte, — aneinander geschmiedet auf dieser kleinen Heimaterde unter den ewigen Rätselsternen durch gemeinsames Schicksal und gemeinsame Arbeit, gemeinsames Leid und gemeinsame Sehnsucht, — — wider die Titanengewalten der Natur immer sieghafter ringend durch ihre helle Technik, — erschauernd vor der dunkeln Tiefe ihres Innern in Kunst, religiösem Empfinden und philosophischem Denken, — im Banne des Gesetzes doch unerschütterlich in ihrem heiligen Glauben an den wachsenden Sieg sozialer und sittlicher Freiheit. Wir aber erleben ein anderes. Ein ungeheurer Sturm hat sich erhoben, um den hohen Edelwert mutwillig zu zerstören, der in dem Einschlag deutschen Geistes für diese Menschheitskultur liegt. Laut und offen wird uns verkündet, daß der Kampf wider den deutschen Geist als solchen gehe. Mögen die verblendeten Stimmen uns drüben auch verraten, daß man das Wesen dieses deutschen Geistes in der Nacht der Stunde völlig verkennt, so bleibt doch, daß man diesen Geist vernichten will, wie er nun sei, und daß man eine physische Macht wider ihn aufgeboten hat, wie sie noch nie einem großen Volke und seiner Geistesart gedroht hat. Das Ideal jener einigen Brudermenschheit unter den Sternen stirbt in uns nicht auch in den Schauern solcher Stunde. Aber in diesem Augenblick kämpfen wir den Kampf um den heiligsten Besitz der Menschheit, indem wir für Deutschtum kämpfen. Wir kämpfen, daß dieser Lichtstrahl Gottesgeist in der Kultur, der jetzt seit so viel Zeiten aus deutscher Seele bricht und auf deutscher Erde ruht, nicht roh ausgelöscht werde aus dem heiligen Bestande der Menschheit durch die augenblickliche Verfinsterung eines Fiebertraums. Wir kämpfen einzeln nicht um uns. Was ist der einzelne? Diese ganze Generation ist morgen dahin wie eure da drüben. „Blätter verwehet zur Erde der Wind nun, andere treibt dann wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling, — so der Menschen Geschlecht . . .“ sagt Homer. Aber für ein Palladium kämpfen wir, das der Fortschritt der Menschheit im Ganzen nicht entbehren kann, und das ist der deutsche Geist, dieses Stück Edelmenschentum und Lichtgeist und Tiefenoffenbarung, das ihr alle immer wieder so gut braucht, wie wir, — das dabei bleiben muß, und an das wir, umrungen von Gefahren, jetzt allein denken dürfen, bis — nun bis endlich wieder jenes andere Ideal als ein ewiger Stern so aus den abziehenden Wetterwolken glänzen mag, wie es gerade unsere innigst ringenden deutschen Geister allezeit im Herzen gesehen und verehrt haben, ohne deswegen irgend ihres kernfesten Deutschtums weniger froh zu sein.

Wilhelm Bölsche

Unsere Feinde sagen: Als Deutschland am meisten gebrochen war, als die Heere Napoleons in Wien und Berlin standen, da hatte es seinen größten Schriftsteller. Alle seine Siege haben ihm keinen Goethe mehr gebracht.

Nicht viel fehlt in diesem heuchlerischen Zeitalter, und sie werden ihre Taten des Neides als das unschuldige Bestreben hinstellen, uns einen neuen Goethe zu geben.

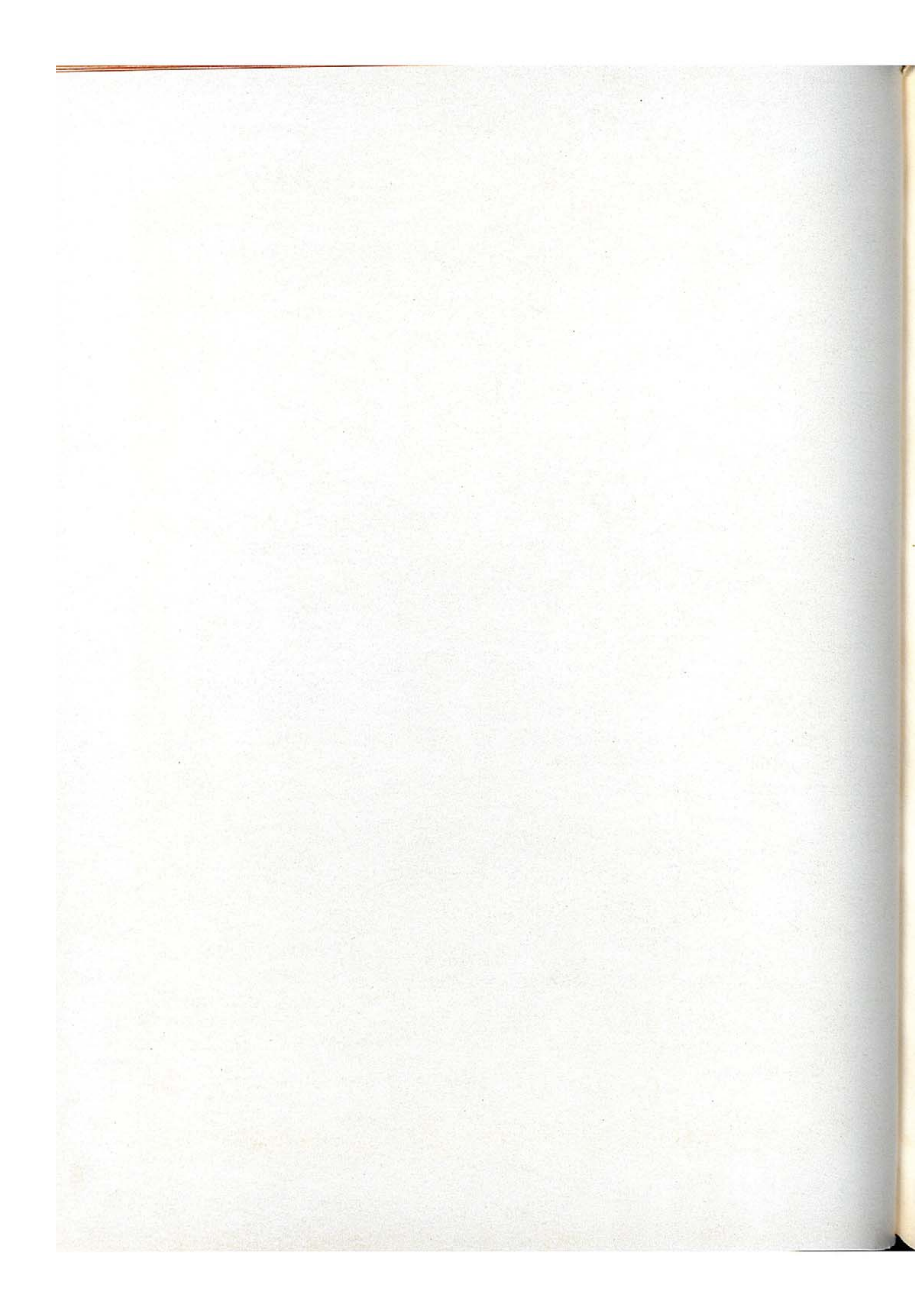
Wir aber sagen: Es ist das deutlichste Zeichen für die Unbeugsamkeit des deutschen Volkes, daß es mitten in der bittersten nationalen Not einen Dichter groß zog und hochhielt, der die Welt geistig eroberte.

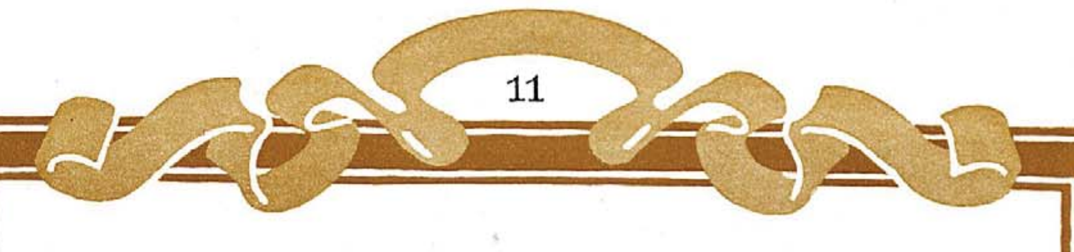
Von Goethe gilt, was er selbst über Napoleon sagte: „Der Mann ist zu groß, ihr werdet ihn nicht loswerden.“

A Brandl



Albin Egger-Lienz Die Saat





Mein Wahlspruch.

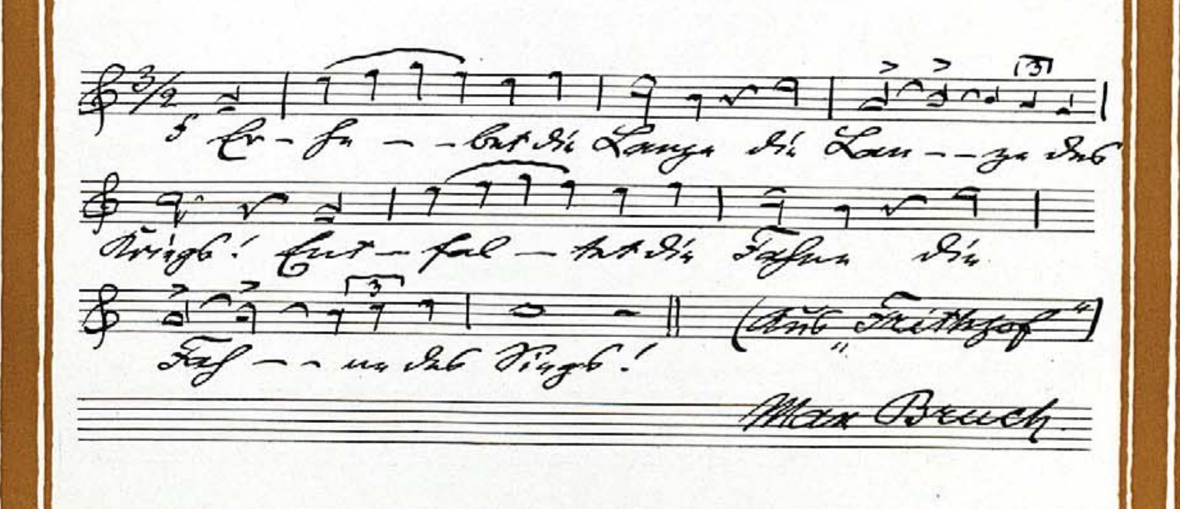
Erst was ich soll –
Dann was ich mag!

Vom Hass der Nachbarn

Wozu das Gewimmer über den Hass der Völker um uns her – da doch dieser Hass den natürlichen Uebergang aus früherer politischer Geringschätzung bildet in das neue Verhältniß uns fürchten zu müssen!

Deutscher – sei stolz auf diesen Haß, als dem Zeugniss widerwilliger Anerkennung und Furcht vor deiner Kraft!

Eugen Wracht



Aus meiner Großmutter Jugendbriefen

Bis an ihr Grab kamen die Kosaken —
Im stillen Friedhof von Legitten, im Kreise Labiau, liegt es. Unter einem Kreuz von Eisen. Ohne Namen. Sodaß bald Niemand es mehr finden wird.

Aber sie selbst erschien mir lebendiger denn je, als die Erde, der sie vermählt hatte, was sterblich war an ihr, unter den Hufen der Rosse der Feinde bebte, und Ostpreußen, ihre letzte geliebte Heimat, wie eine Feuersäule gen Himmel loderte, — die Fackel in der Hand des fürchterlichen Kriegs.

Ich sah den entsetzten Blick ihrer Augen, fühlte den wilden Schlag ihres Herzens, wie einst, als sie, eine Lebendige, vor mir stand, und alles Leid der Welt, vom Schmerz eines gequälten Tieres bis zum Jammer der Völker, sie stärker noch berührte als das eigene. Ich wußte aber auch, daß sie sich nicht in Klagen erschöpfte, nicht im Tröstenwollen ihr Gewissen einlullte. Von der Zeit an, wo Jenny von Pappenheim, das schöne Weimarer Hoffräulein, dem Gatten in die Einsamkeit Westpreußens folgte, und Hunger und Not mit Volksküchen und Kinderheimen zu bekämpfen versuchte, bis dahin, wo die alte Baronin Jenny von Gustedt nach Lablaken, dem Gute ihres Sohnes, zog und die Ärmsten der Armen ihrer Hilfe zuerst teilhaftig wurden, gab es für sie nur eine Antwort auf jeden Weheschrei: Handeln.

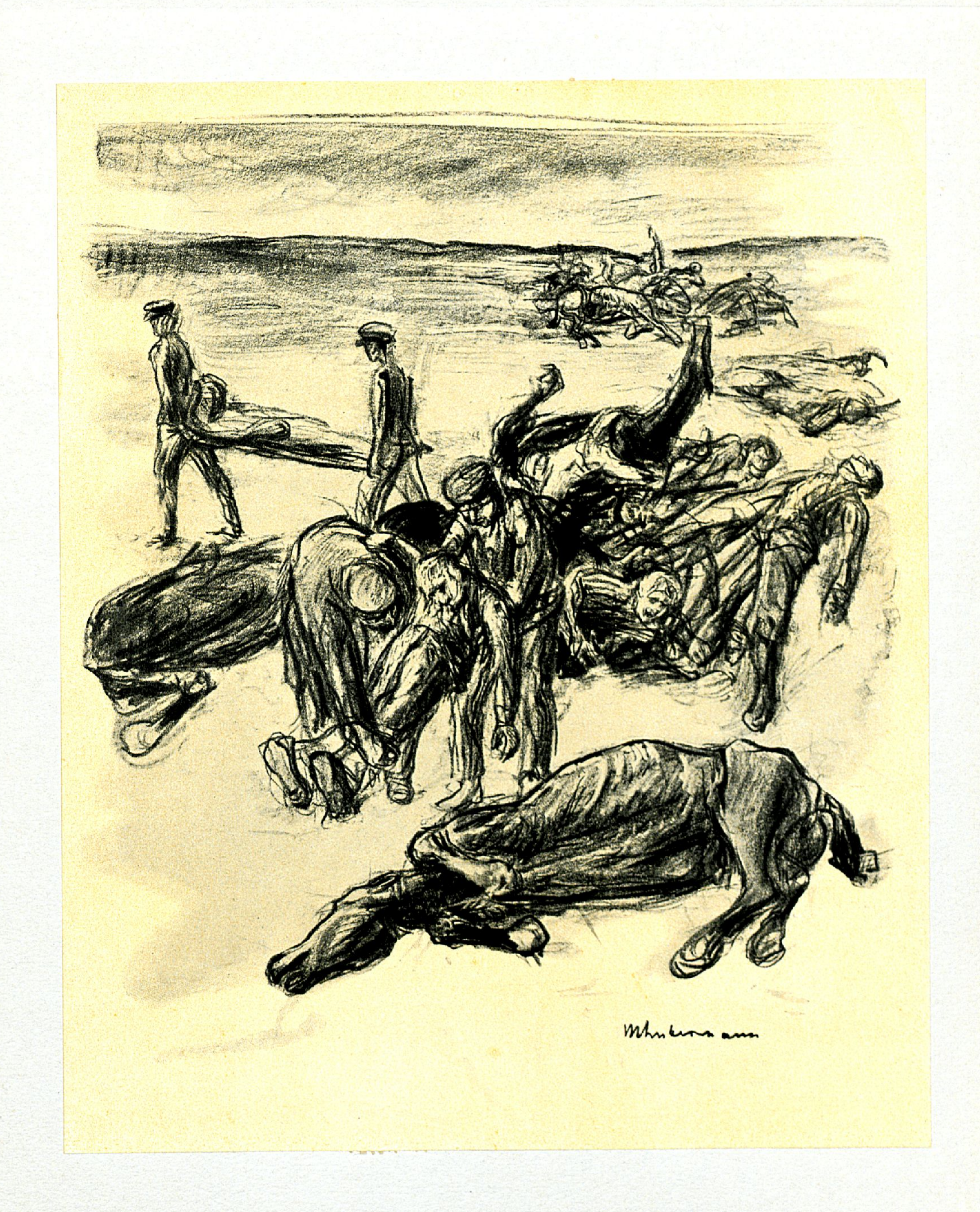
Darum, meine ich, verlangt sie darnach, auch jetzt, obwohl sie lange gestorben ist, noch ein wenig helfen zu können. Und nicht umsonst hat ein unverhofftes Glück mir aus dem Nachlaß der Nachkommen einer ihrer Jugendfreundinnen Briefe in die Hände gespielt, die sie als siebzehnjähriges Mädchen geschrieben hat. Die Beziehungen zu Goethes Haus und Familie, denen sie durch ihre zärtliche Freundschaft mit Ottilie, Goethes Schwiegertochter, durch ihr Mitgefühl für August, Goethes einzigen unglücklichen Sohn, und ihre Liebe zu Wolf und Walter, den Kindern des Paares, nahe verbunden war, spielen darin eine große Rolle.

Einiges aus diesen Briefen stehe an dieser Stelle zuerst.

18. 12. 27.

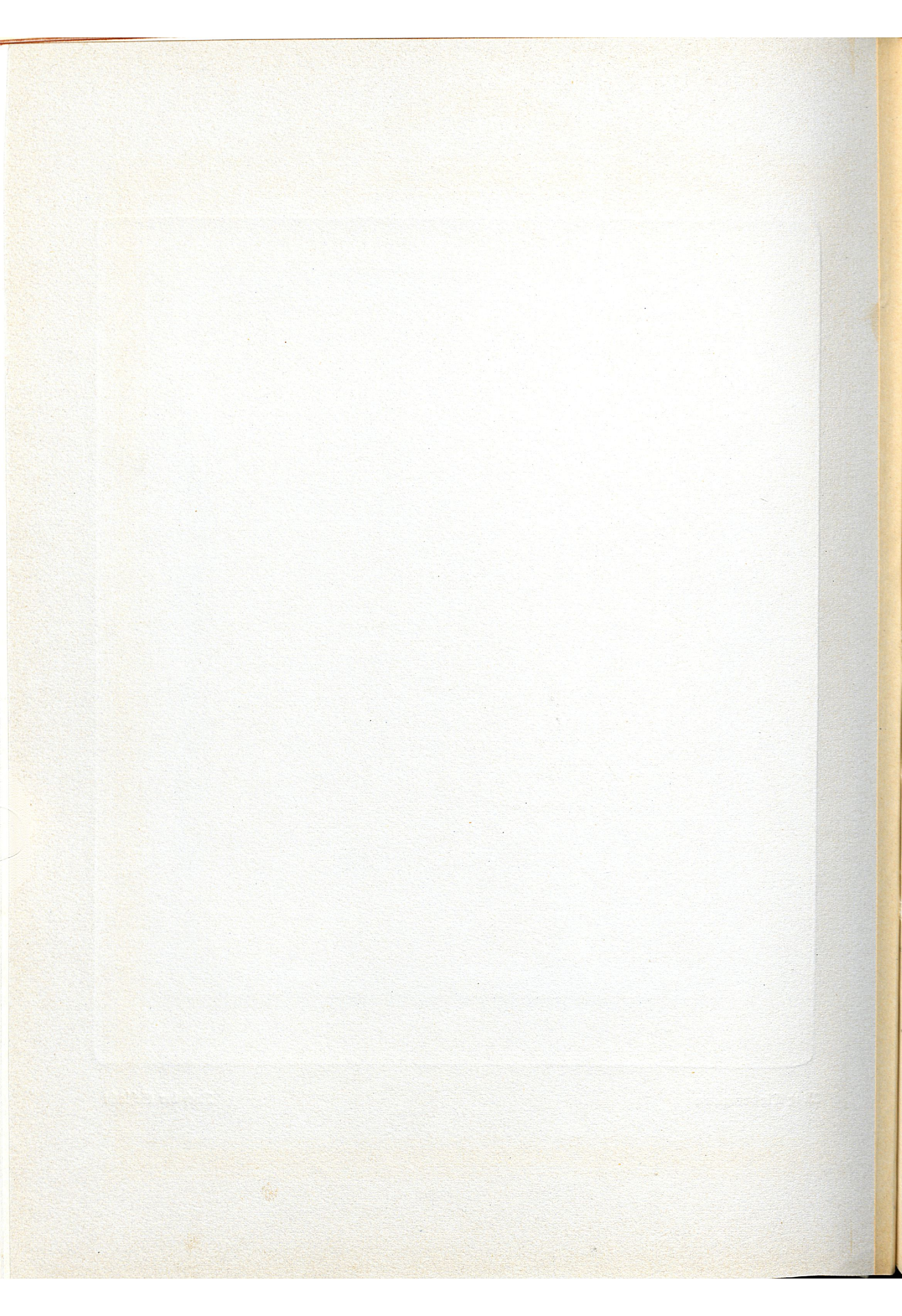
August war gestern, wie Du richtig erkanntest, nicht im natürlichen Zustand seiner Sinne, aber daß Du mich darum vor ihm warntest, war überflüssig. Er blieb in allen Grenzen des Anstands, und ich wäre mir grausam erschienen, hätte ich seinen Klagen, dem Erguß eines gequälten Herzens nicht mein Ohr geliehen, weil er wieder einmal ein Opfer des unglückseligen Lasters gewesen war, das seine Mutter dem frühe Gezeichneten in die Wiege legte. Es löste ihm in diesem Falle Herz und Zunge, machte Qualen Luft, die sonst an seiner armen Seele fraßen. Ich sehe nun alles, alles ganz deutlich: es ist ein unschuldig schuldbeladenes Geschick, vor dem ein unsagbares Grauen sich meiner bemächtigt, denn so sehr ich mein Hirn zermartere, mein Herz reden lasse — ich finde keinen Ausweg, keine Lösung, die nicht eine tragische ist. Er liebt Ottilien und ist doch zu sehr ein Geschöpf seiner Leidenschaften, als daß er sie seiner Liebe zu opfern vermöchte. Er weiß sie unglücklich, und ist doch zu sehr an den Namen Goethe gebunden, zu tief durchdrungen von der Verpflichtung, die der Vater ihm auferlegt, als daß er den einzigen Weg, der ruhmlosen Sterblichen offen steht, den der Scheidung, zu gehen vermöchte. Er läßt ihr darum und sie gönnt sich so viel Freiheit, als sich mit dieser heiligen Pflicht vereinigen läßt, und doch: wenn sein Verstand ihm diesen Kompromiß vorschreibt, verblutet doch wieder sein Herz an den Wunden, die Eifersucht ihm schlägt. Nur stumm vermochte ich seine arme, heiße Hand zu drücken, denn Trost besaß ich nicht, schaudernd sah mein Auge zu dem himmelhoch ragenden Felsen empor, wo der Titan sicher steht, sein armer, fluchbeladener Nachkomme aber — der Sprößling des Gottes und der Staubgeborenen — vom Schwindel gepackt, nichts als den Abgrund sieht, der ihn erwartet.

Nur eines schwor ich ihm und mir in dieser schrecklichen Stunde: daß ich seinen Söhnen eine Schützerin, eine Freundin sein will, eine die dem treuen Knappen gleich, ihr Wappenschild im Lebens-



Max Liebermann

Nach der Schlacht



kampfe an ihrer Seite tragen und es hiebfest und rein für sie erhalten will. Ich liebe die Knaben, als ob sie meine eigenen wären, ich kann alles eigene Weh vergessen über ihnen, alle eigenen Hoffnungen denen, die ich für sie im Herzen hege, unterordnen.

20. Juli 1828.

... Ottilie hat mich gebeten, für Dich einen Teil ihres Briefes, den ich aus dem Carlsbade von ihr erhielt, abzuschreiben; den ganzen bin ich beauftragt, Adelen zu schicken, was ich wider Willen tue.

„Wir sollten einen Bund der Trösterinnen gründen, liebe Jenny, denn nachdem ich kurz vorher alles aufbieten mußte, um Dir Deine eigene Seele zu entschleiern, die immer noch in Wolken sentimentaler Illusionen steckte, und doch darunter so rosig und selig befreit lächelte, wie ein glückliches Kind, so bietest Du nunmehr alles auf, um mich zu trösten und, wie Du meinst, zu retten. Kleines Kind, kleines liebes Kind Du! Hätte ich Deine Jugend, ich spielte besser, viel leichtfertiger als Du mit Männerherzen. Deine siebzehn Jahre leuchten noch durch Deine siebzigjährige Weisheit. Aber ich bin schwerfällig geworden, mein Herz ist von zu vielen Wunden durchbohrt, als daß sie nicht bei jeder Berührung aufbrechen müßten. Du zählst sie alle auf: Heinke und Sterling und Desvoeux, Lord Douo sogar und zuletzt — ich sehe dabei Dein mitleidsvolles Gesichtchen, Deine feuchtglänzenden Augen — August. — Nebenbei fällt mir ein: ist Deine Liste nicht jetzt schon länger?! — Nun bin ich freilich nur einem Rechenschaft schuldig: dem Vater, und vor ihm ist mein Gewissen rein. Er würde mich auch, wenn er wüßte, wissen dürfte, frei sprechen! In meinem Verhältnis zu ihm, dessen kannst Du sicher sein, wird niemals irgend ein Unrecht einen Schatten werfen, denn er war und ist das Reinste und Höchste in meinem Leben. Darüber mache ich nicht viel Worte, weil sie für Selbstverständliches nicht nötig sind, aber es ist gut, daß Du es w e i ß t. Längst hätte ich mich von August getrennt und ihn und mich von unwürdigen Fesseln befreit, wenn ich nicht die Ruhe des Vaters höher schätzte, als die Freiheit, — eine Freiheit, die August nur zum Untersinken, mir aber freilich zum Steigen auf der Ruhmesleiter seligen Glückes nütze wäre. Daß aber die Fesseln nicht mein Herz zu erdrosseln vermögen, wirst Du, wenn nicht jetzt, so einmal begreifen, wenn die Pflicht, auch die selbsterwählte Pflicht Deinen Nacken beugt, und Dein Inneres nur um so wilder nach Liebe lechzt, Dein Empfinden um so leidenschaftlicher sich gebärdet, je gefesselter Du bist.

Soll ich Dir von Dir selbst erzählen, damit Du mich verstehst? Du liebtest Desgranges mit der Schwärmerei des Kindes, Albert und Gustav mit der ersten Leidenschaft erwachter Sinne, Mellish mit dem weichen Gefühl des Mitleidens. So gibt es für reiche Herzen tausenderlei Arten des Liebens, und doch sind sie nur ein Suchen nach der Einen Liebe, die sie alle in sich schließt, und der dann allein ein Ewig zukommt. Ein schmerzhaftes Suchen treibt auch mich hin und her, meine Treulosigkeiten sprechen immer nur für meine Treue: ich fand den noch nicht, der ihrer würdig wäre. Jedes schöne Gesicht, jedes glühende Herz, jeder prunkende Geist ließ mich den Einen ahnen. Vielleicht hätte es Desvoeux sein können, vielleicht ist es Sterling — noch wage ich es zu hoffen, aber bei August habe ich zu hoffen längst aufgehört. Auch helfen kann ich ihm nicht — nur Eines kann ihm helfen — würde ich es aussprechen, würde sich Deine zarte Seele über meine Grausamkeit empören — obwohl sich hinter dieser Grausamkeit der Rest meiner Liebe und meiner Verehrung des Stammes Goethe verbirgt.

Du willst von meinem Leben hören, kleine Jenny? Findest Du nicht, daß eigentlich das innere Leben nur der Mühe wert ist, geschildert zu werden? Und das blieb hier unbereichert. Ich trinke acht Becher Brunnen, habe einmal Kopfweh, dann Leberschmerzen, das andere Mal Leberschmerzen und Kopfweh. Es ist nur einer da, der des Herzklopfens würdig wäre und dieser Eine hat die artige Eigenschaft, nur von Jenny sprechen, nur von ihr hören zu wollen: Prinz Elim, wie Deine liebe Eitelkeit schon erraten hat. Also fühle ich mich ihm gegenüber nur in der Rolle der Großmutter wohl. Frau von Levetzow, die hier durchkam, ließ ein bitteres Gefühl in mir zurück, denn sie lebte schon in Gedanken im Paradiese Italiens, das mir, wie es scheint, immer verschlossen bleiben soll. Sage davon nichts dem

Vater, er möchte sonst August zu veranlassen suchen, seine beabsichtigte Reise in meiner Gesellschaft zu machen — lieber allein auf den Eisfeldern Sibiriens, als mit August unter den Palmen des Südens!"

Ist das nicht einer der echtesten Ottilienbriefe? Die eine Seite meines Wesens sagt Ja zu jedem ihrer Worte, die andere — die deutsche, die verwandte — wünschte mit Feuer und Schwert wider solche Rechtfertigungen der Untreue und des Leichtsinns zu Felde zu ziehen. Nur Eins verstehe ich ganz und gar: ihre alte, immer neue Sehnsucht nach Sonne. Ob nicht eigentlich unsre Sehnsucht die Stimme unseres Blutes ist und unsere Heimat, der fruchtbare Boden für die feinsten Wurzeln unserer Seele dort ist, wohin sie weist?

(Nach dem Tode Augusts)

. . . Goethe nahm mich an, was mich fast erschreckte, da ich dem Entsetzlichen gegenüber, das ihn noch mehr traf als uns, das rechte Wort nicht finden konnte. Er ließ mich garnicht darnach suchen und seine rührend gleichmäßige Freundlichkeit wurde nur durch einen Zug hoheitsvoller Abwehr dunkler gestimmt. Ich bin meiner eigenen Kleinheit noch nie so peinvoll inne geworden, als in diesen Augenblicken. Ich fürchte fast, unser vielgerühmtes geschwätziges Sichaussprechen ist nur ein Zeichen der Oberflächlichkeit unserer Empfindungen. Erschütterndes Leid müßte sein wie ein Grab, über das die Marmorplatte gedeckt wurde, und aus dem nur Eines sieghaft sich erhebt: der emporwachsende Geist.

Lily Braun

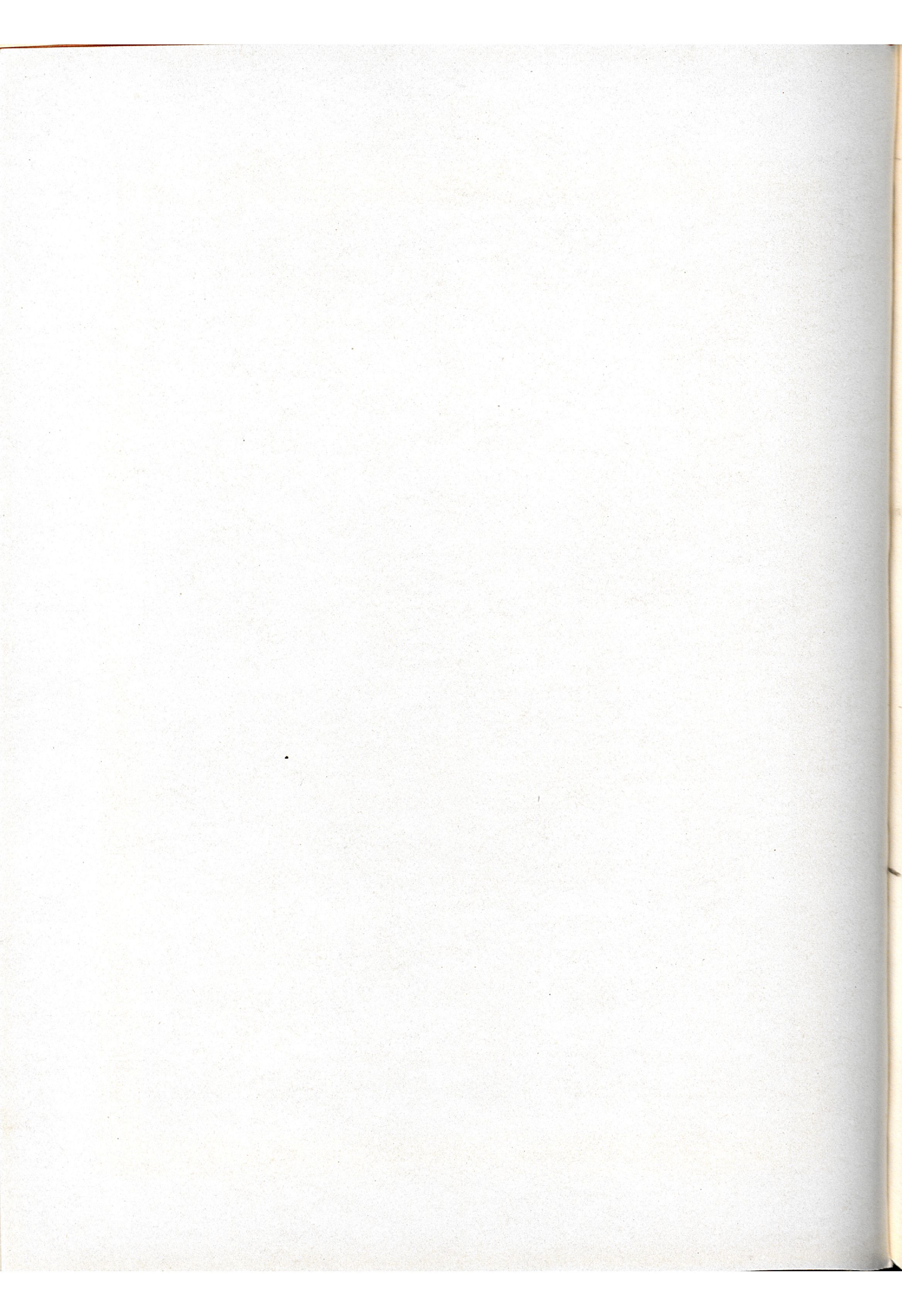
Worte aus der Zeit

Gott, gieb uns Sieg —
doch gieb ihn nicht zu leicht,
Auf daß nicht Hochmut unser Herz beschleicht!
Wir wollen einst, wenn Friedensfahnen wehen,
Stolz und gefaßt, um unsre Toten trauernd,
Das Haupt erhoben, doch im Tiefsten schauernd,
Mit stillem Ernst an unsre Arbeit gehen!

Carl Busse

Ludwig Hoffmann

Gemeindeschule im Norden Berlins

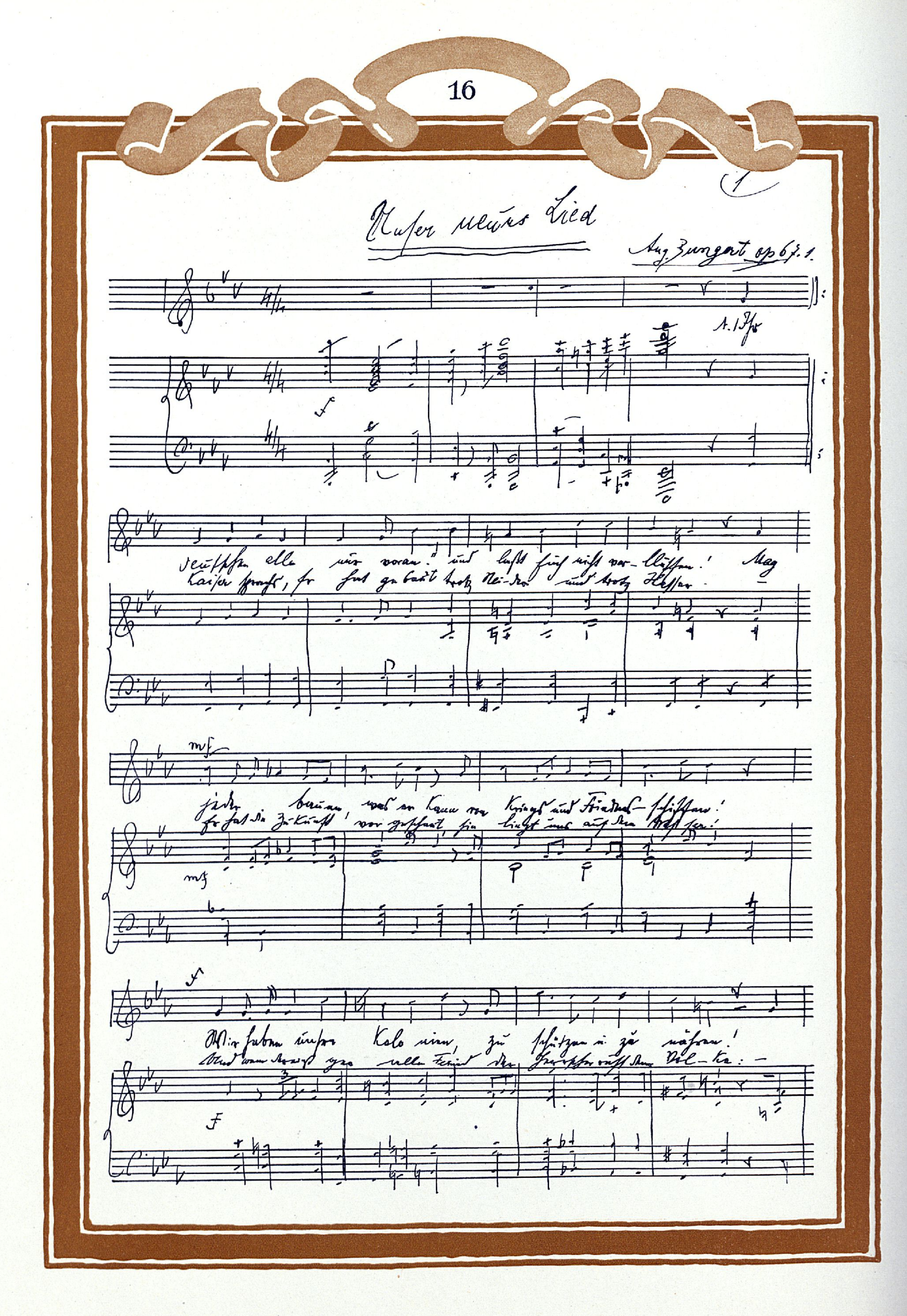


Nur die Völker, die an
ihren Stern glauben,
kommen vorwärts.
(Reichstagsrede vom
5. Februar 1903)

Fürst von Bülow

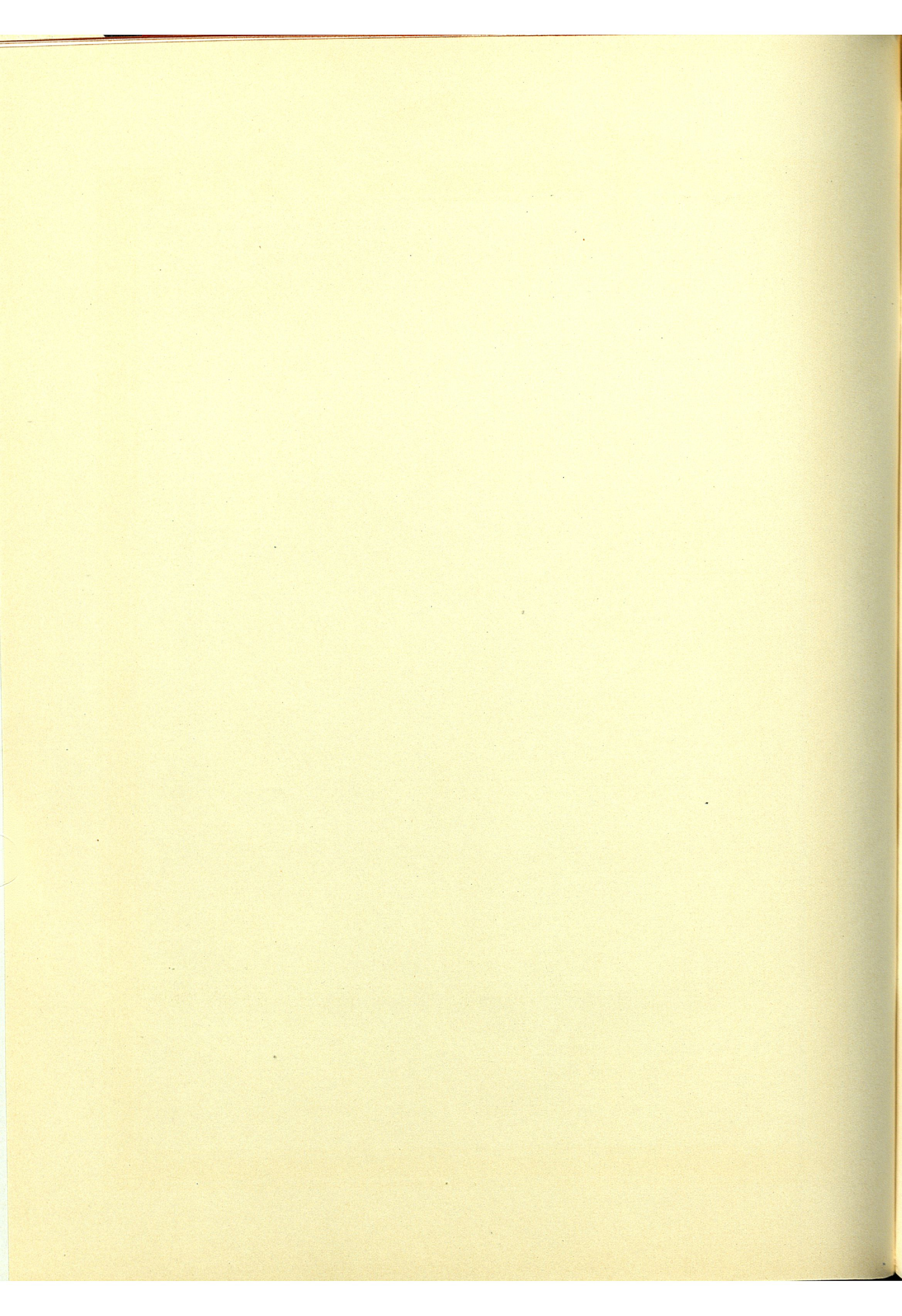
Gewaltig sind die Opfer des
Völkerringens, aber sie werden
eine Zeit gebären, die Deutsch
land zu ungeahnter strahlender
Höhe führt. Das ist auch die
feste Zuversicht aller Hanseaten.
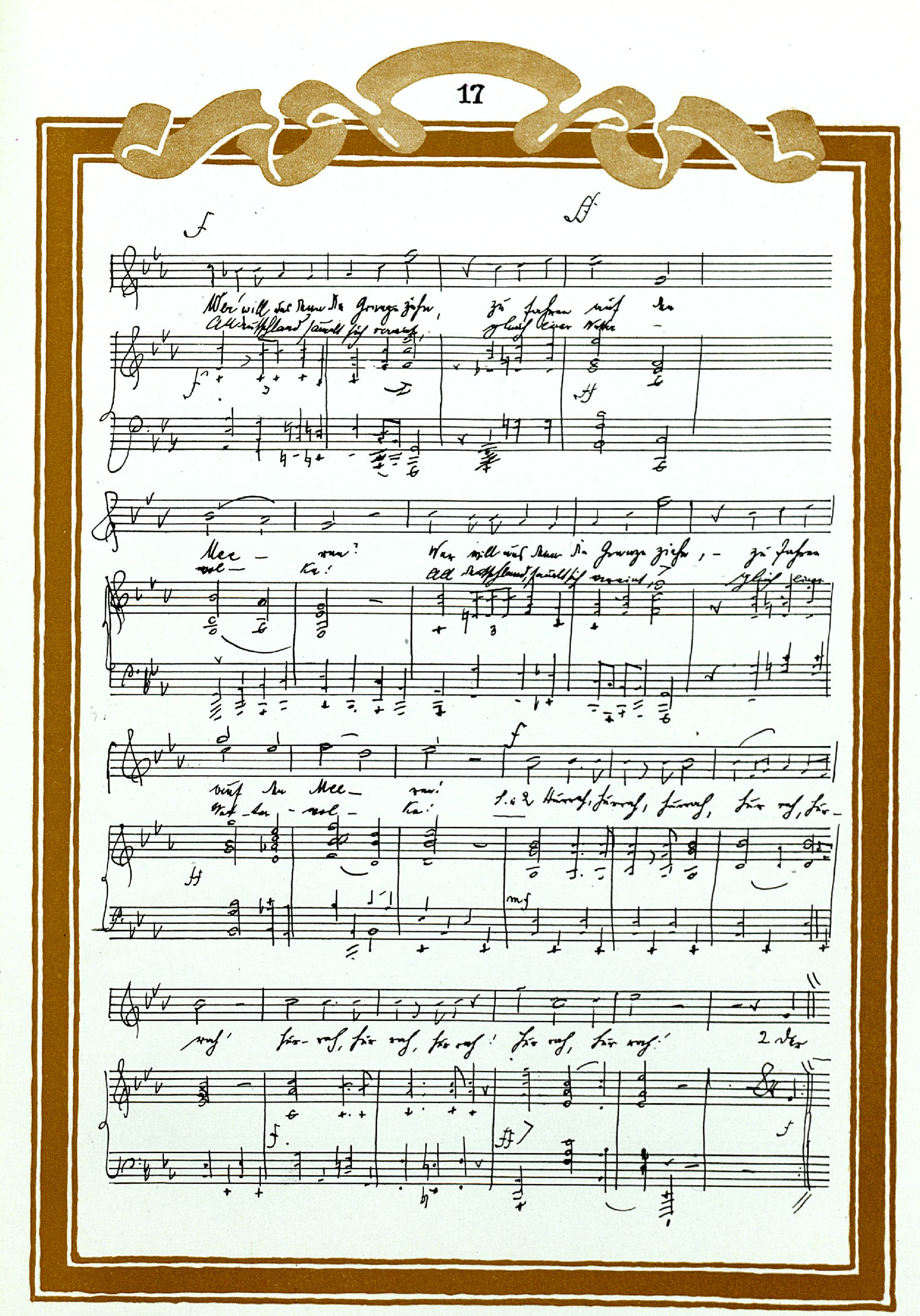
Bürgermeister Dr. Buff
Bremen


Unser neues Lied



Zeit. Originalschabkunstblatt von Paul Herrmann




17

3. Vers.

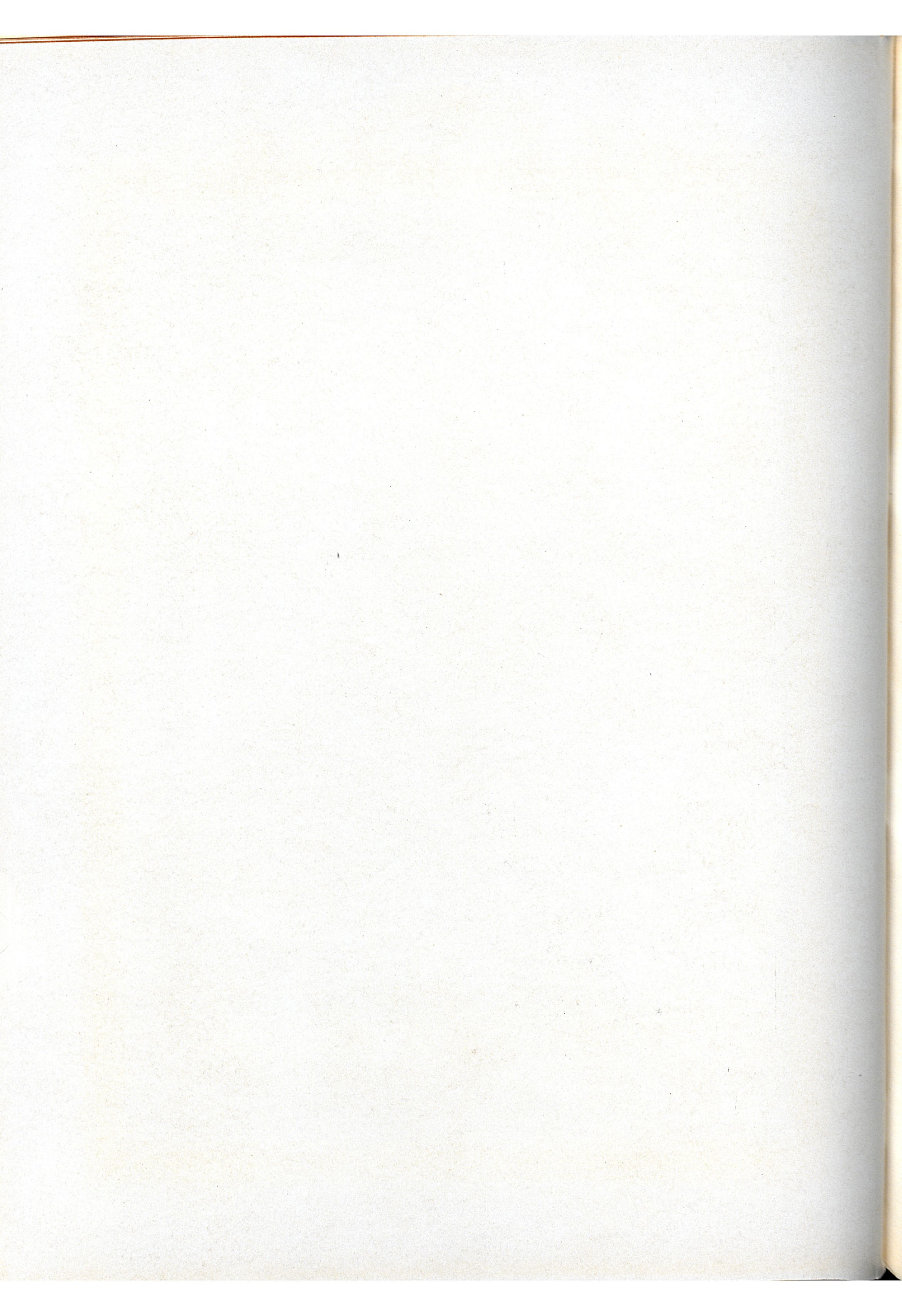
Mein Vaterland, sei drum nur! schau
Schau' rund nach allen Seiten!
Die Feinde voll des Trug's und Schein's,
Sie möchten gern dich streiten!
Doch wollen alle, wie wir sind,
Ein freies Land erwerben
Drum! ob man uns die Feinde bindt:
„Wir siegen oder sterben!"

4. Vers. Wir sollen gönnen uns den Lohn
Von deutscher Kraft u. Arbeit!
Das wäre wahrlich doch ein Hohn!
Zu weichen nur ein Haar breit
Von dem, was endlich uns beschert
Nach Kämpfen und nach Siegen!
„Alldeutschland! halt die Hand am Schwert!
Laß dich nicht unterkriegen!"

(Gedicht von Aug. Bungert)
Leutersdorf / Rh.

Christian Landenberger

Klobenstein mit Platt- und Langkofel



Der schöpferische Staatsmann

„Nur der beherrscht die Natur, der ihr zu gehorchen versteht.“ Dieser Satz Bacos beansprucht (vgl. Novum Organon, I, 127) nicht bloß für die Gebiete, welche der Gegenstand naturwissenschaftlicher Betrachtung sind, sondern auch für das der Staatskunst Beachtung. Die Geschichte lehrt, daß alles, was im Widerspruch mit dem jedem Menschen von der Natur eingepflanzten Streben, seine Persönlichkeit zu freier Entfaltung zu bringen, versucht worden ist, zwar für den Augenblick außerordentliche Erfolge, aber nichts Dauerndes zu schaffen vermocht hat. Keine durch bloße Gewalt geschaffenen und nur auf Gewalt beruhenden Staatsbildungen haben Bestand gehabt. Sie bringen die Notwendigkeit mit sich, immer neue Gewalt aufzuwenden, um sich aufrecht zu erhalten, verderben den Charakter von Bedrücker und von Bedrückten, und schließlich erfolgt doch der Zusammenbruch; und der Staat, welcher seine Kräfte so unnütz verschwendet, muß sich erschöpft und besiegt der Entwicklung fügen, die er nicht hat aufhalten können.

Diese Erkenntnis ist heute in der Wissenschaft allgemein. Selbst ein so großer Lobredner des Krieges wie der General von Bernhardi gibt zu, daß der Krieg nicht immer ein Gottesgericht sei; es gäbe auch vorübergehende Erfolge, während das Völkerleben nach Jahrhunderten zähle. Und Heinrich von Treitschke, an den sich Bernhardi, wie so oft, so auch hier anlehnt, schreibt: „Der Krieg begründet kein Recht, das nicht schon vorher bestanden hat,“ das ist ein wahres Wort Niebuhrs. Einzelne Gewalttaten sind aber eben darum in dem Augenblick, da sie vollführt sind, auch schon gesühnt, so die Vollendung der deutschen und italienischen Einheit. Andererseits, da nicht jeder Krieg ein innerlich notwendiges Ergebnis hat, so soll sich der Historiker einen freien Blick wahren; er soll festhalten, daß Staaten ihr Leben nach Jahrhunderten führen. Das stolze „Wir fangen wieder an“ der geschlagenen Piemontesen wird in der Geschichte edler Völker immer seinen Platz behalten.

Die Größe Bismarcks besteht darin, daß ihm diese Erkenntnis im Blut gelegen und das ihr entsprechende Handeln selbstverständlich gewesen ist. Sein Meisterstück als Staatsmann ist nicht die Vergrößerung Preußens gewesen. Hätte er nur diese im Auge gehabt, so hätte er 1866 dem damaligen Verlangen der Militärpartei Folge gegeben und die Fortsetzung des siegreichen Feldzuges bis zum triumphierenden Einzug in Wien und die Annexion von österreichisch Schlesien, Böhmen, Mähren, des Königreichs Sachsen und des bayerischen Franken bis einschließlich Nürnberg zugelassen. Freilich wäre dann die Vergrößerung Preußens vielleicht so kurzlebig gewesen wie die Ausdehnung Frankreichs bis zur Elbe unter Napoleon I.; denn es wäre dann bei den im Jahre 1866 Besiegten ein Haß zurückgeblieben, der sie 1870/71 zu den gefährlichsten Gegnern Preußens gemacht hätte. Aber Bismarck hatte das heiße Sehnen der Deutschen nach einer einheitlichen Zusammenfassung im Reiche erfaßt, wie sie unentbehrlich war, um ihnen die volle Entfaltung ihrer Kräfte zu ermöglichen. Er trug Sorge, daß die Stimmung, welche die Niederwerfung der Besiegten bei ihnen zurückließ, nicht unversöhnlich und die Wunden, die er geschlagen hatte, nicht unheilbar waren. Er schuf ein Reich, in dem bei aller Einheit im Notwendigen die Individualität der einzelnen deutschen Stämme sich ausleben konnte. Nur dadurch ist es ihm möglich geworden, die Größe Preußens auf die Dauer zu sichern und Deutschland zu erhalten. Denn nur dadurch ist die Einigkeit möglich geworden, welche dem deutschen Volk das Bestehen der heutigen Prüfung ermöglicht.

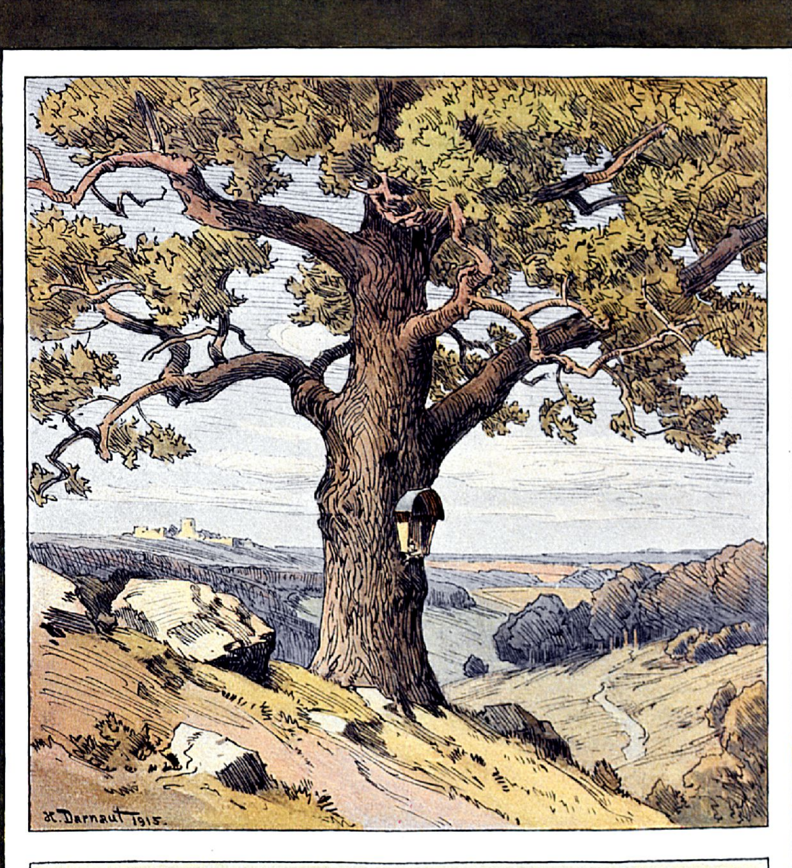
Allein dieselbe Entwicklung, welche dazu geführt hat, daß aus den hunderterlei politischen Gebilden des Mittelalters die nationalen Staaten und insbesondere aus dem bunten Gewimmel deutscher Partikularstaaten das deutsche Reich entstanden ist, hat das Bedürfnis nach einer Neuorganisation der Beziehungen der europäischen Staaten zu einander hervorgerufen. Die einzelnen nationalen Gebiete sind zu eng geworden, als daß die sie bewohnenden Völker innerhalb derselben ihre Kräfte zu voller Entfaltung bringen

könnten. Im Bezug ihrer Produktionselemente wie im Absatz ihrer Produkte erstrecken sich die Unternehmungen der verschiedenen Nationen heute weit über die Grenzen der verschiedenen Nationalstaaten. Die Wirtschaften der verschiedenen Völker sind wirtschaftlich längst untrennbar in ein Ganzes verflochten. Aber es ist noch keine dieser wirtschaftlichen Verflechtung entsprechende politische Form gefunden. Wie in der Zeit vor 1866 die beiden deutschen Großmächte sich um die Führung Deutschlands stritten, so heute die europäischen Großmächte um die Führung Europas. Und wie sich damals die deutschen Mittel- und Kleinstaaten voll Besorgnis, ihre Unabhängigkeit einzubüßen, gleichmäßig vor den beiden um die Führerschaft Streitenden fürchteten, so flüchten die kleineren Staaten Europas in der gleichen Angst bald zu der einen europäischen Großmacht, bald zu der anderen. Das hat heute wie 1866 zum Kampf mit den Waffen geführt. Bisher sind wir in diesem Kampfe die Sieger gewesen und werden es hoffentlich bleiben. Soll aber der Erfolg des heutigen Krieges für das deutsche Volk nicht nur ein vorübergehender sein, so müssen seine Staatsmänner sich den Bismarck von 1866 zum Vorbild nehmen. Man zitiert so häufig den Satz des Generals von Clausewitz, wonach die Kriegführung nur die Fortsetzung der äußeren Politik sei und von dieser Ziel und Richtung zu empfangen habe. Eigentlich wird damit nur Selbstverständliches gesagt, denn der Krieg ist immer nur Mittel zum Zweck. Entgegengesetzten Falls aber würde er als Selbstzweck erscheinen. Nichtsdestoweniger liegt es in Kriegszeiten nahe, den Satz zu vergessen. In dieser Zeit ist unser Schicksal ganz in die Hände der Generale gelegt. Diese aber erblicken leicht in jedem, der zum Maßhalten rät, einen Vertreter jener Feder, die verdirbt, was das Schwert gut gemacht hat. Ein schöpferischer Staatsmann aber ist nicht der, der bloß seinen Namen unter die Friedensbedingungen setzt, wie der siegreiche Soldat sie fordert. Er muß sich vor der dauernden Demütigung unserer heutigen Gegner hüten und der Versuchung, deren Lebensinteressen zu vernichten, widerstehen. Denn wie Treitschke an der eben zitierten Stelle sagt: „Das stolze „Wir fangen wieder an" wird in der Geschichte edler Völker immer seinen Platz behalten." Nur der hat auf den Namen eines schöpferischen Staatsmannes bleibenden Anspruch, der einen Sieg in den Dienst der lebendigen Interessen der Menschheit zu stellen versteht. Nur wenn es gelingt, den größten Kampf, den die Weltgeschichte kennt, mit einer Einigung der Kulturvölker Europas zu beenden, bei der die Individualität eines jeden bestehen bleibt, wird das deutsche Volk die Errungenschaften dieses Krieges, was immer sie sein werden, gegenüber dem sonst unbezähmbaren Haß der heute Besiegten zu wahren im Stande sein. Rußland wird auch nach seiner Besiegung die dauernde Gefahr Europas bleiben. In zwanzig bis dreißig Jahren wird es sich soweit erholt haben, um Europa aufs Neue bedrohen zu können. Nur wenn es Deutschland bis dahin gelingt, die heute von ihm besiegten Völker des Westens wieder zu versöhnen, wird es im Stande sein, unter seiner Führung die westliche Kultur vor der Vernichtung, die vom Osten her ihr so oft schon angedroht ist, zu retten und damit seinen Anspruch auf die Führerschaft in der Kulturbewegung der Menschheit zu rechtfertigen.

Lujo Brentano (München).

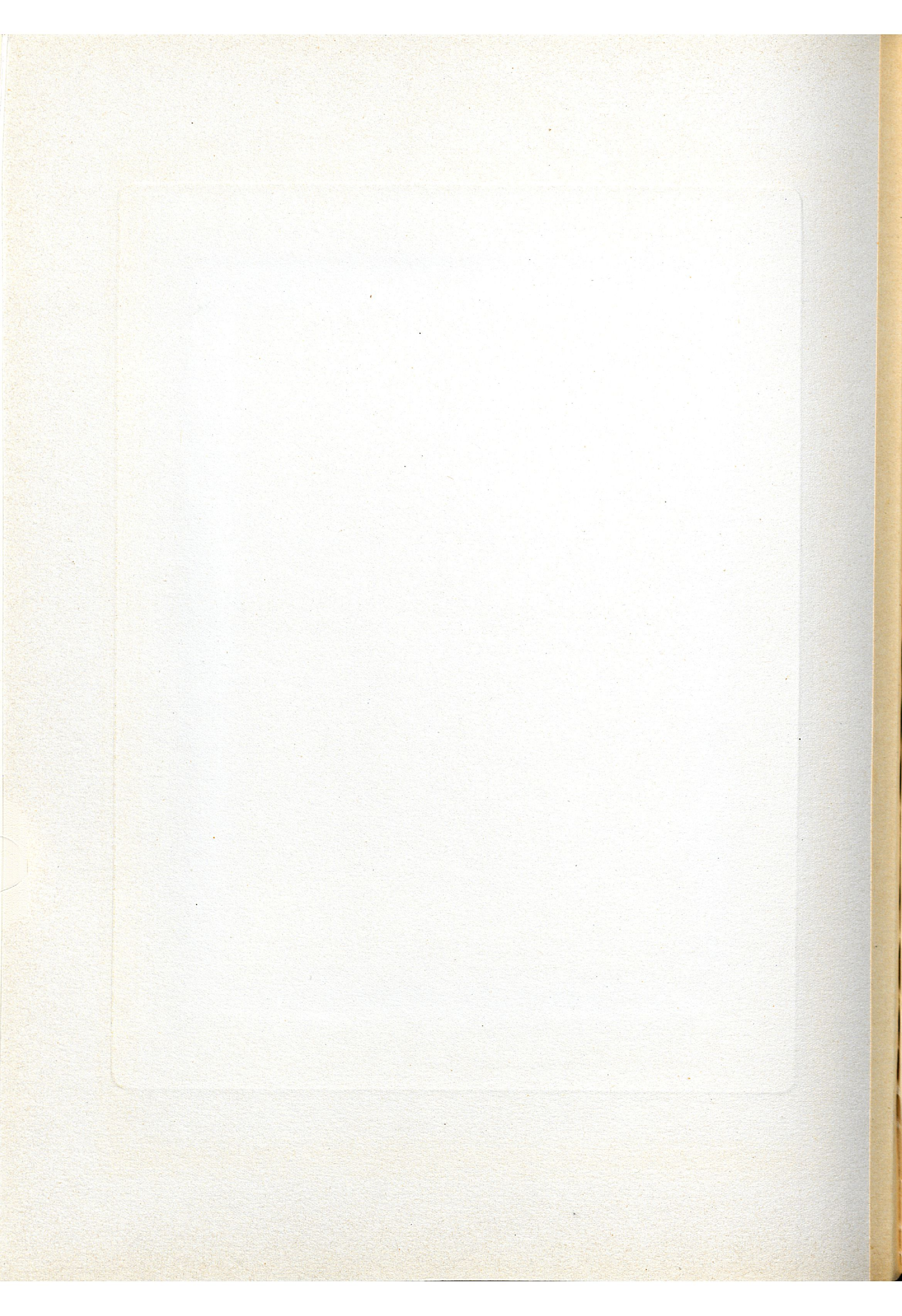
Lernet in dieser Zeit des Kampfes, der Sorge und der Zuversicht den Segen des Bewußtseins erkennen, daß wir einem großen Volke angehören. Lernet aber auch die Pflicht erkennen, die Macht Eures Staates zu befestigen, und nicht an letzter Stelle unter den Fundamenten dieser Macht anzusetzen die Würde jedes Bürgers Eures Staates, jedes Mitglieds Eures Volkes.

Hermann Cohen



Die große Zeit findet ein deutsches Volk, Gott sei es gedankt, auch ein großes Geschlecht und so wird das „Barbarenvolk", mit seinem unerschöpflichen Schatz an Tatkraft, Gemüt und Treue schließlich auch zum Retter der Menschheit werden.

Hugo Darnaut



„Die Pflicht ist das Erhabenste,
und Treue ist die erste Pflicht." –

Carl Eduard

Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha
1915.

Weltenwerkstatt.

1915

Donner kracht und Hammer schlägt.
Gold zerschmilzt in Riesenbränden.
Weltgeist neue Münzen prägt.
Geltung schwillt in unsern Händen!

Doch der Schatz versinkt in Blut.
Reichtum auf dem Meeresgrunde!
Heben werden heil'ges Gut,
Enkel einst in stolzer Stunde!

Frankfurt a/M Emil Claar

Nicht nach außen allein haben wir seit Kriegsbeginn Siege erfochten, auch im inneren. Und als der größten Siege einen schätze ich den Sieg über die Hydra innerer Zwietracht, der mit einem Schlage den Parteihader schlichtete, Neid und Mißgunst zum Schweigen brachte und alle politischen Richtungen zusammenschweißte in dem einen, alle Streitigkeiten überbrückenden Gefühl der Einigkeit gegenüber dem äußeren Feinde und in dem festen Willen zur gemeinsamen Abwehr in gemeinsamer Not.

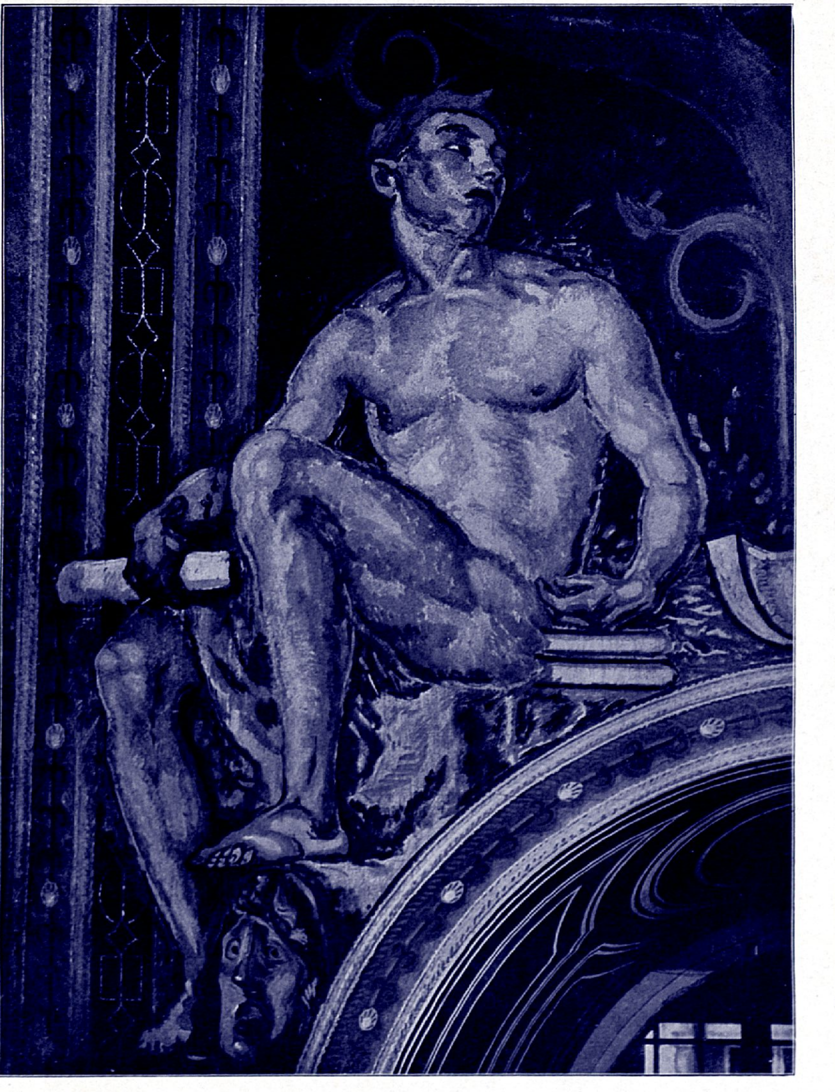
Wo sind die Schlagworte geblieben, die sonst die Deutschen entzweit? Wo insbesondere das dereinst zu innerpolitischen Zwecken geprägte und noch vor Kriegsbeginn so oft mißbrauchte Wort „Militarismus"? Es ist aus dem Wortschatz deutscher Parteipolitiker entschwunden und gehört nur noch dem eisernen Bestande der Hetzreden „englischer Staatsmänner" an, die es willig übernahmen zur Verschleierung ihrer eigenen eigensüchtigen Ziele.

Dem deutschen Volke aber ist seitdem die Erkenntnis zum Gemeingut geworden, daß unsere vom Geiste selbstentsagender Manneszucht, der Treue und Opferfreudigkeit im Dienste des Vaterlandes getragene Heeresorganisation für uns nicht allein einem Gebote der Selbsterhaltung entspricht, sondern zugleich ein Kulturfaktor ist, der das deutsche Volk auch innerlich befähigt, den ihm aufgezwungenen Krieg zu führen, ohne Schaden zu nehmen an seiner Seele, und die Opfer mannhaft zu tragen, die der Krieg von ihm erheischt.

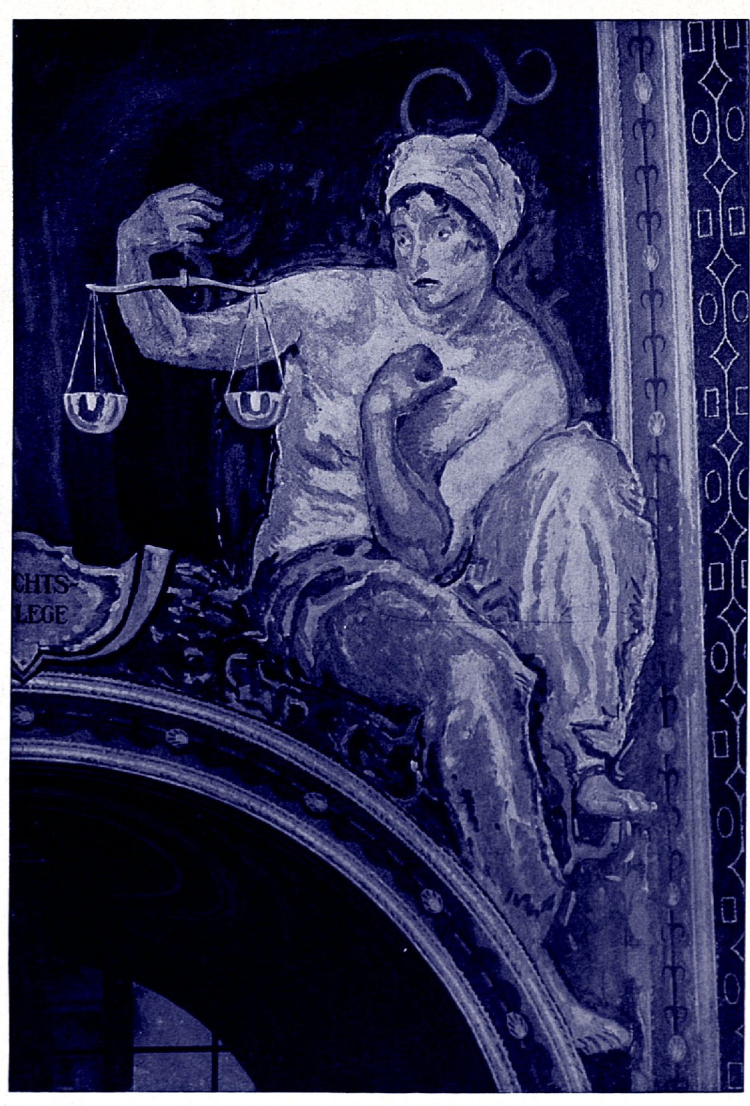
Werden die inneren Errungenschaften, die der Krieg uns gebracht, auch nach seiner Beendigung uns erhalten bleiben? Daß die jetzt zurückgestellten inneren Gegensätze sobald nicht wieder aufleben werden, das anzunehmen wäre vermessen. Wohl aber wollen wir hoffen, daß sie nicht mit der bisherigen Schärfe zum Austrag gebracht werden, daß politische Gegner sich insbesondere gegenseitig die persönliche Achtung nicht versagen werden und daß die unvermeidlichen Kämpfe mehr als bisher freibleiben werden von persönlicher Bitterkeit und kränkenden Formen.

Wir hoffen ferner, daß wir aus den jetzigen Erfahrungen genügend werden gelernt haben, um in Zukunft die Fehler zu vermeiden, die vor und in diesem Kriege als besonders schädlich sich erwiesen haben. Möchte darum das nach außen hin oft mangelnde Gefühl der eigenen Kraft und des eigenen Werts mehr als bisher bei uns sich durchringen, ohne zur Überhebung auszuarten, möchten wir allzeit mit Stolz als Deutsche uns fühlen und betätigen, jedoch uns frei halten von Dünkel, Übermut und Prahlerei. Möchten wir endlich aufhören, unsere Eigenart, unsere Eigenheiten und Einrichtungen selbst herabzusetzen und sie damit hämischer Kritik des Auslandes preiszugeben.

v Dallwitz.



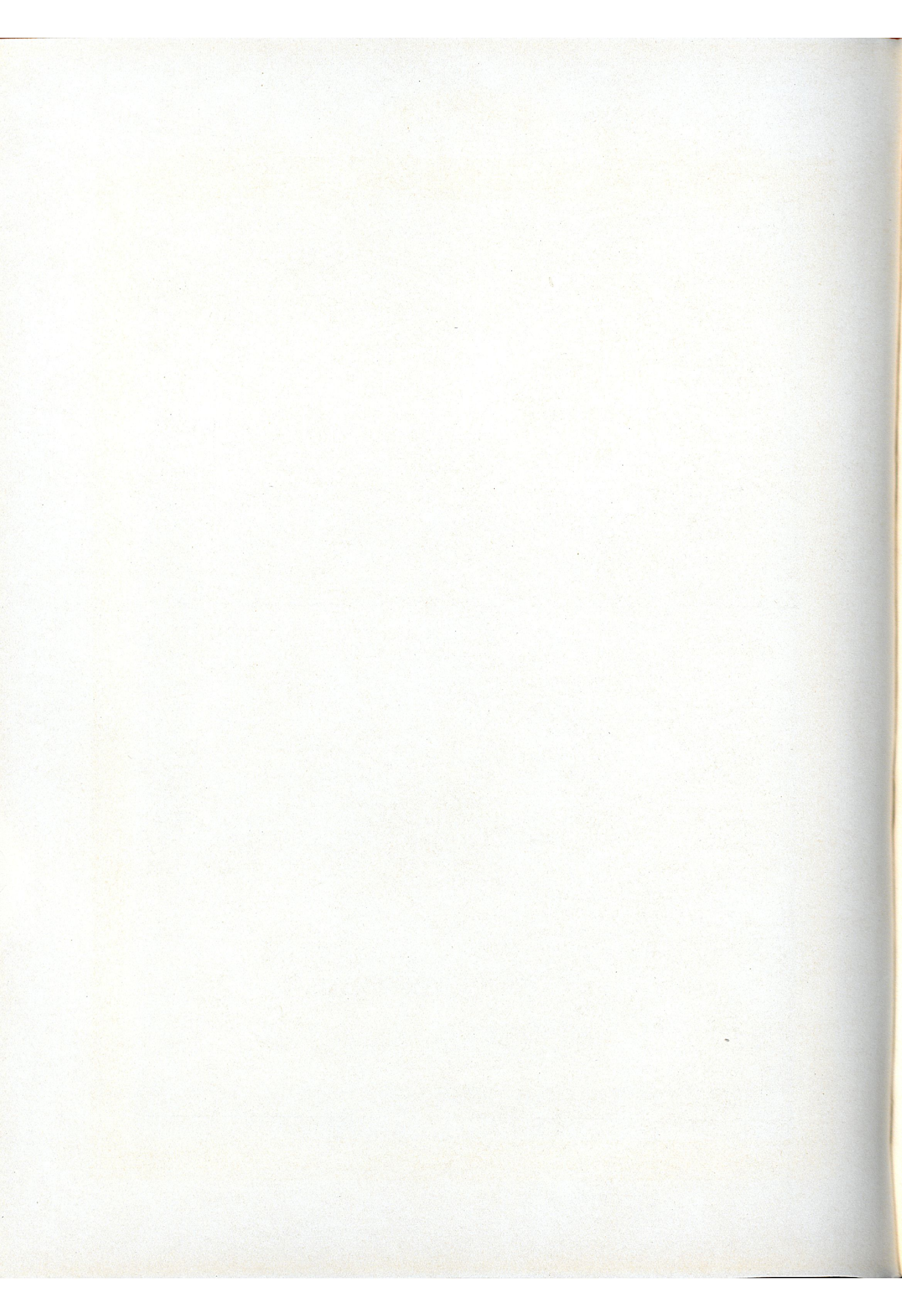
Die Kunst





Die Gerechtigkeit

Aus der Kuppel des Dresdener Rathauses. Von Otto Gußmann



Deutsche und Italiener

Über den Krieg hinaus, über seine Schrecken und alle gewaltigen Eindrücke fort, richten sich Sinn und Blick auf die Zukunft des Völkerlebens, auf die Möglichkeit, nach beendetem Kampfe wieder in die Bahnen erträglichen Auskommens und wechselseitiger Duldung einzulenken, obwohl die schmerzvollen Erfahrungen dieser Zeit unvergessen bleiben müssen, obwohl innere und äußere Zurückhaltung für uns Deutsche ebenso notwendig ist wie die stete Bereitschaft, auch in Zukunft neuen Gefahren mit erneuter Entschlossenheit zu begegnen. Alles was etwa zur Wiederannäherung vorbereitet wird, könnte freilich nur Aussaat und Pflanzung zum Heile Späterer sein, denen vielleicht gegönnt sein wird, Schatten zu genießen und Früchte zu ernten, wo uns nur Enttäuschung und Herzeleid beschieden war. Das Geschlecht, dessen Lebenspfad sich abwärts neigt, wird den Ausgleich, wird das Verschwinden der Erbitterung nicht mehr erleben, kaum jenes, dessen Dasein auf der Mittagshöhe steht, aber gerade den Älteren, die für sich nichts mehr zu erwarten haben, liegt die Pflicht ob, ihre Erfahrungen geltend zu machen.

Die Beziehungen von Mensch zum Menschen, die jäh abgerissenen Fäden zwischen geistig führenden Persönlichkeiten lassen sich wohl nicht wieder anknüpfen. Kaufleute und Fabrikanten werden hingegen, vielleicht erst nach dem kurzen Zwischenspiel eines Versuches, wirtschaftliche Selbstsucht national zu vermummen und gegen deutsche Erzeugnisse das Stacheldrahthindernis eines sentimentalen Prohibitivzolles in Gestalt einer Boykottierung aufzurichten, ihre Waren von neuem abzusetzen vermögen, wenn sie besser und wohlfeiler sind als die aus andern Ländern stammenden, und demgemäß werden die geschäftlichen Kreise, durch Vorteil und Notwendigkeit bestimmt, bald wieder miteinander auszukommen verstehen. Auch bleibt die Hoffnung, daß uns der Friede den wirtschaftlichen Zusammenschluß vieler Völker bescheren werde, den freiwilligen der Mittelmächte und ihrer Verbündeten, den zwangsweisen der unterlegenen, den wenngleich zögernden und widerstrebenden neutraler Staaten. Mit der Zeit müßten sich aus solcher Vereinigung die wichtigsten Folgen auch in geistiger Hinsicht, auch für das empfindungsmäßige Verhältnis der Nationen ergeben, und alle Nöte der Zeit, alle Verluste würden reichlich vergütet, könnte zur Wirklichkeit werden, was vor dem Kriege als ein trügerisch schillerndes Spiel der Phantasie erscheinen mußte, könnte sich auf der sehr realen Grundlage einer Vereinheitlichung der Interessen der Bund geographisch und wirtschaftlich aufeinander hingewiesener Völker unter Ausschluß anderer vollziehen, die verurteilt wären, dem übrigen Europa gegenüber Fremdlinge zu sein.

Aber selbst wenn sich diese weitgehende Hoffnung erfüllen sollte, wird es lange dauern, ehe die Abgründe, die sich zwischen den Nationen aufgetan haben, überbrückt werden können. Was dazu beizutragen vermag, sei es in Wirkung nach außen, sei es als Selbsterkenntnis nach innen gewandt, verdient ernste Beachtung.

Dem, der diese Zeilen schreibt, liegt es besonders nahe von dem Verhältnis der Deutschen zu den Italienern zu sprechen, in deren Mitte er, kaum mehr als Ausländer betrachtet, fast während eines Menschenalters gelebt hat. Auf italienischer Seite brach, schon beim Beginn des Weltkrieges, ein Haß hervor, der in Deutschland, wo niemand sich solcher Empfindungen versah, als schmerzliche Überraschung wirkte und der nicht allein daraus erklärt werden kann, daß unser Volk von der ersten Stunde an mit einer keinen Zweifel lassenden Entschlossenheit an der Seite Österreichs stand. Wir enthalten uns der Klagen und Vorwürfe, der Urteile wie der moralischen Wertungen; wir legen uns die Frage nach der Ursache jener Erscheinung vor, wobei wir vom Politischen absehen, dessen Erörterung in diesem Zusammenhang nicht angemessen wäre.

Auch lassen sich in eng gezogenem Rahmen nicht alle Gründe eines Gegensatzes erörtern, der bald offen, bald als ein latenter durch die Jahrhunderte hindurch, seit der Zeit der fränkischen, der staufischen Kaiser wirksam war. Nur einige von ihnen, nur solche sollen angeführt werden, bei denen in Zukunft ein Wandel möglich erscheint.

Einer, und sicher nicht der geringste, liegt in der Stimmung begründet, in der sich die Mehrzahl der Deutschen den Italienern gegenüber befand. Sie war zweifellos voll von Wohlwollen, doch dieses Wohlwollen war das des Erwachsenen gegenüber einem hübschen, begabten, etwas unerzogenen Kinde, das des Überlegenen gegenüber dem Schwachen, des Reichen gegen den ärmeren Verwandten, des klug Vorausblickenden und Ruhigen gegen den Triebhaften, der den Eingebungen des Augenblickes folgt. Das sehr empfindliche Selbstgefühl der Italiener, doppelt reizbar, weil es nicht auf dem sicheren Bewußtsein eigener Kraft beruht, lehnte sich gegen die häufig etwas gönnermäßige und lehrhafte Haltung vieler Deutschen auf. Man wirft den Italienern Undank vor, weil sie alljährlich durch die zahlreichen Vergnügungs-, Belehrungs- und Erholungsreisen Deutscher hohe Einnahmen hatten. Mit Unrecht. Einerseits profitierten davon nur bestimmte, den Fremden selbstverständlich besonders sichtbare Kreise in wenigen Städten und Orten, während das große Publikum in diesen, mit Recht oder Unrecht, bittere Klage über die durch den Fremdenverkehr herbeigeführte Teuerung führte, andererseits kamen die Reisenden, ob Deutsche, Amerikaner, Franzosen oder Engländer nicht ins südliche Land, um diesem eine Wohltat zu erweisen, sondern weil der hellere Himmel, weil die Sonne, die Schönheit der Natur und die künstlerischen Zeugnisse der Vergangenheit sie dorthin lockten. Soviel sie gaben, oder mehr als sie gaben, empfingen sie. Es ist immer übel, Dank zu verlangen, und wer Italien mit warmem Herzen und offenen Sinnen genossen, wird am wenigsten behaupten, man schulde ihm solchen, weil er bei diesem Anlaß auch einiges Geld ausgegeben habe. Undank höheren Sinnes ist den Italienern in anderer Richtung vorzuwerfen, nämlich wegen des schnöden und törichten Hohnes einiger Wortführer und leitenden Organe, gegen die öffentlich aufzutreten zuletzt kaum mehr jemand den Mut fand. Allerdings wurde, wer dies tat, an Ehre, Leib und Leben bedroht. Undankbar war es, daß sie, recht wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, vergaßen und absichtlich außer Acht ließen, was sie im Laufe von Menschenaltern an geistigen Werten durch Deutschland empfangen haben.

Doch, um ein italienisches Sprichwort zu gebrauchen, es ist notwendig, auch zu hören, wie die andere Glocke läutet. Eine Klage, eine nicht unberechtigte, geistig hochstehender Italiener ging dahin, daß die Fremden, nicht allein die Deutschen, obwohl man dies zuletzt gehässiger Weise gerade ihnen zur Last legte, Italien lediglich als einen sonnigen Garten, als ein großes Museum und eine Stätte der Vergangenheit betrachteten, sich aber um das Dasein, um Leid und Freuden lebender 35 Millionen Bewohner dieses Landes unendlich wenig kümmerten, daß auf hunderte von Büchern, die bis zum Überdruß von einem phantastisch zurechtgestutzten und kostümierten Italien geschwundener Zeiten handelten, kaum eines kam, aus dem echte Kenntnis von Land und Volkstum sprach, oder das gar aus solcher Kunde heraus der Gegenwart gewidmet war. Man empfand sich in der unangenehmen Lage des Trägers eines berühmten Namens, der sein Leben lang immer nur von seinem Vater oder Urahnen sprechen hört und sich selbst nicht als Person von irgendwelch eigner Bedeutung, sondern lediglich als verklingenden Nachhall des Daseins eines großen Vorfahren gewertet weiß.

Zu bestimmten Zeiten fühlten sich die Italiener gewisser Städte, wenn sie ihre Kirchen, Galerien, Ausflugsorte besuchten, durch die Masse der Fremden, unter denen die Deutschsprechenden längst beiweitem überwogen, völlig in den Hintergrund gedrängt, und es schien ihnen, sie seien in der Heimat nicht mehr daheim. Daß die Gebildeten unter ihnen ihre Kunstwerke nicht beachten und nicht lieben, ist eine von großer Unkenntnis der Wirklichkeit zeugende Behauptung. Verständnis und Neigung sind in der Oberschicht größer

als in der irgendeines Landes, auch im Volk, selbst unter Landleuten, zumal unter denen Toskanas, sind sie in nicht geringem Maße verbreitet; nur der kleinbürgerliche Mittelstand, sowie die industrielle Arbeiterbevölkerung hegen, wie dies auch in andern Ländern der Fall ist, für die Kunst meist keinerlei Teilnahme.

Die Fremden kamen mit romantischen, aus der Literatur geschöpften Vorstellungen über die Alpen, der gebildete Deutsche trug Goethes Italienische Reise in Kopf und Herzen, meist ohne sich der notwendigen, durch veränderter Zeiten Lauf bedingten völligen Wandlung klar bewußt zu sein. Gegenüber vorgefaßten Meinungen, mitgebrachten Eindrücken, wirkte die Nüchternheit gegenwärtiger Verhältnisse mannigfach enttäuschend. Die nicht eben leicht zugängliche gute Gesellschaft lernte man wenig kennen, und aus Beobachtung der schlechten, die sich als die gute darzustellen liebt, zog man vielfach irrige Schlüsse, ebenso aus der fortdauernden Berührung mit dem von der Fremdenausbeutung lebenden Pöbel in schäbigem Rock wie in eleganten Kleidern. Unzutreffende, oft ohne das gebotene Maß an Zurückhaltung geäußerte Urteile verstimmten mehr, als man dies bemerkte, oder auch nur ahnte. Von der häufig betonten Liebe der Deutschen zu Italien wollten die Italiener nicht viel wissen, weil sie die Empfindung hatten, sie gelte einem Traumlande, oder längst entschwundenen Zeiten, die so, wie sie sich der Phantasie darstellten, natürlich auch niemals gewesen sind. Hingegen war ihnen verständnisvolle Teilnahme für Lebenskräftiges und Aufstrebendes, auch wenn sie sich mit begründeter Kritik von Fehlern und Schwächen verband, höchst willkommen, bis die nationalistische Hetze den einen den Verstand umnebelte, die andern mit zager Furcht vor denen erfüllte, deren Verstand sich umnebelt hatte.

Dem Feinde wie dem eigenen Wesen gegenüber gerecht zu sein, ist beste deutsche Art. Wohl haben die Lehren, die aus abgeschlossener, hinter uns liegender Vergangenheit geschöpft sind, für jetzt nur rückschauendes Interesse, aber sie können unmittelbaren Wert gewinnen, wenn einst die Tage kommen, in denen eine neue Zukunft angebahnt werden soll, in denen die Völker wiederum versuchen, sich einander zu nähern und sich zu begreifen. Zunächst freilich richten sich alle Wünsche, alle Kräfte auf ein einziges Ziel, die Erringung des endgültigen Sieges. Ein unterlegenes Deutschland wäre, was immer es vordem für die geistige Welt bedeutet hat, zum Spielball ungroßmütigen Hohnes geworden. Wir danken der Jugend und der Mannheit unsres Volkes in Waffen, wir danken ihrer Hingebung und ihrem Mute, wir danken den Schatten der Gefallenen, wie den Hunderttausenden Siecher und Wunder neben der Errettung der deutschen Erde, neben der Verteidigung von Leben, Habe und Gut auch dieses, daß wir frei atmen und erhobenen Hauptes unter den Völkern schreiten dürfen, daß deutsche Tatkraft und deutscher Geist später wieder ihre Mission aufnehmen können zum Heile des eigenen Vaterlandes wie der Menschheit, unbekümmert um Dankeslohn der Fremden, unbekümmert auch um erduldeten Spott, dessen wir mit einem bitteren Lächeln gedenken. In diesem Gefühl innersten Stolzes, verzichtend auf ein Übermaß an Fügsamkeit, ohne das eigene Wesen an ausländische Art zu verlieren, doch auch ohne Selbstverherrlichung, mit möglichstem Verständnis für die Gedankenwelt und das innere Dasein anderer Völker, frei von Lehrhaftigkeit und wohlgemeintem, übel angebrachtem Bekehrungseifer, so sollen Deutsche in Zukunft unter den Fremden leben und wirken. Was Deutschland in diesen Zeiten geleistet, auch daß es in höchster Not andern die Treue zu wahren und zu bewähren verstand, wirft einen hellen Abglanz auf jeden seiner Söhne, und der Ruhmredigkeit wird es wahrlich nicht bedürfen, wo unvergleichliche Taten, wo unsägliche Opfer ihre laute, allen vernehmbare Sprache führen.

Prof. Dr. Robert Davidsohn.

Möge die neue Verbrüderung der Deutschen und der Österreicher in der Zukunft reiche Früchte tragen

Franz v. Defregger

Die kriegführende Welt kämpft um das Völker Trennende. Das Stichwort lautet: „Nationalität."

Goethe hat Zeit seines Lebens gefochten um das Völker Einende. Sein Kennwort ist: „Menschheitsziele."

Dem Volke Goethes wird es als Ersten gelingen, seiner nationalen Eigenart die Bahn zu öffnen als ein führendes Glied der Völkergemeinschaft auf dem Wege zu den Menschheitszielen.

Dafür müssen die Gewalt- und Geistesschranken niedergerissen werden, welche die Macht und Geldpolitik – nicht nur einer Nation – verteidigen.

In diesem Sinne sage ich mit Goethe: „Das freie Meer befreit den Geist."

Grunewald
8. Septbr. 1915.

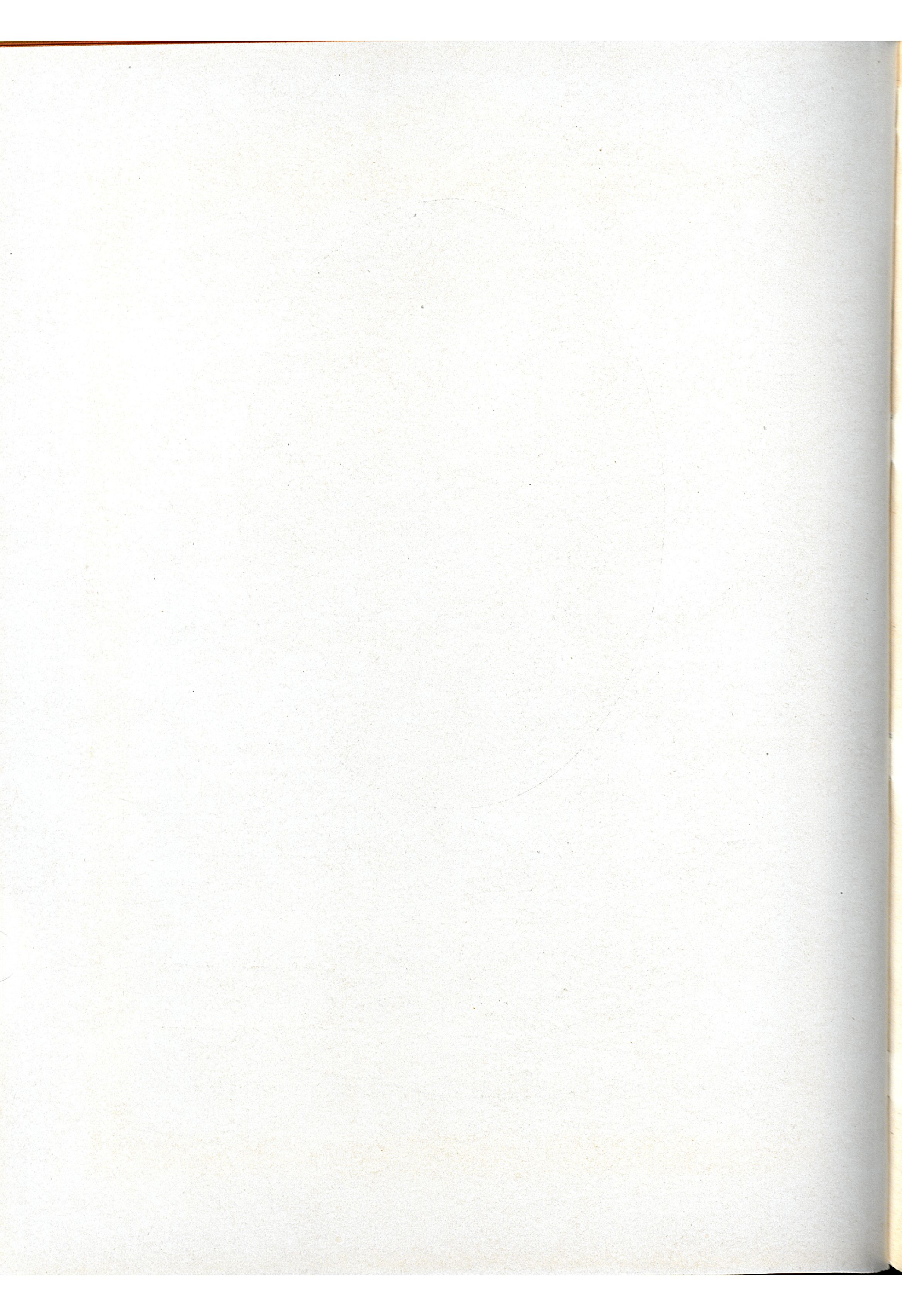
Bernhard Dernburg



Treu bis zum Tod.

Ernst Ludwig.

Großherzog von Hessen.



ΕΙΣ ΟΙΩΝΟΣ ΑΡΙΣΤΟΣ ΑΜΥΝΕΣΘΑΙ ΠΕΡΙ ΠΑΤΡΗΣ.

„Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu erretten".

So sang Homer (Ilias XII, 243) vor drei Jahrtausenden; so denken auch heute alle Deutschen. Möchten die Millionen tapferer Krieger, die unser Vaterland jetzt verteidigen, ihren Homer finden, der ihre unvergleichlichen Taten der Nachwelt überliefert.

Wilhelm Dörpfeld

Wäre ich ein glühender Patriot — es zu sein heischt der Geist der Zeit — in meiner Seele würden Psalter und Harfe erwachen, und ich sänge dem Heroentum des deutschen Volkes ein hohes Lied.

Wäre ich ein Held der Feder — ich sage nicht Zeitungsschreiber — welchen Ranges und welcher Partei auch immer, von Heiligkeiten würden meine Kriegsbetrachtungen strahlend strotzen. Heilig, heilig der Krieg! heilig die Schlacht! heilig die Seligkeit des Sterbens auf dem Feld der Ehre, heilig der Feindeshaß! Gottes Donner hörte ich aus den Kanonen brüllen, und anstatt der dunklen Taube, der bombenwerfenden, Menschenleiber zerreißenden, sähe ich nur die weiße Taube, das Symbol der Ausgießung eines heiligen Geistes. Nach der Taube mit dem Ölzweig spähe ich vergebens aus.

Wäre ich ein Fatalist, ich spräche: es ist die Bestimmung der Völker, sich von Zeit zu Zeit gegenseitig zu vernichten.

Wäre ich der Teufel, ich täte lachen, lachen, in wollüstiger Schadenfreude, jauchzend über den Sieg, den die Hölle errungen.

Wäre ich der liebe Gott, ich beauftragte Petrus, meinen Pförtner, allen Kriegsanstiftern, Kriegshetzern, Kriegsbrünstigen und Kriegsliebenden die Himmelspforte zu sperren, mit dem Donnerwort: Unbefugten ist der Eingang nicht gestattet.

Bin ich ein Mensch, — nichts als ein Mensch — ich müßte ob dieses Krieges weinen, weinen, bis meine Augen vor Tränen blind geworden.

Hedwig Dohm

„In der Harten Recht."

Die Ritter vom Geist
Und die man so heißt,
Die fragen so sehr:
Wenn nicht die Deutschen so singen und dichten,
Nimmer könnten die Deutschen so fechten.
Aber das Andre gefällt mir mehr:
Fochten die Deutschen nicht so ihre Klingen,
Niemals sie könnten so denken und singen!
Und außer sonst im deutschen Land –
Schmieden Worte kein Bild von Erz?
Worte sind Tand,
Dieser Gedankenflugs gewaltigster Schöpfer
Ist vor ihm nicht mehr als ein Töpfer,
Und wird er ernst, ist klingender Scherz.
Denn diesem Geschlecht
Gilt nur ein Recht, nur der Harten Recht!
Worte sind schlecht.
Und wird es mehr,
Ist nicht das, was wir sagen und dachten –
Es sind keine Schlachten.

Max Dreyer.

Am Mikroskop zu sitzen und im Laboratorium zu experimentieren, während täglich aus den Vogesen die Kanonen herüberdonnern und man darauf gefaßt sein muß, daß Fliegerbomben aufs Dach fallen, das haben wir hier in Freiburg in den vergangenen Kriegsmonaten gelernt. Forscher, Lehrer und Studierende, welche im Heer keine Verwendung fanden, haben ihre Kraft den Organisationen für Kriegshilfe und Fürsorge, für die Erhaltung des geordneten bürgerlichen Lebens zur Verfügung gestellt.

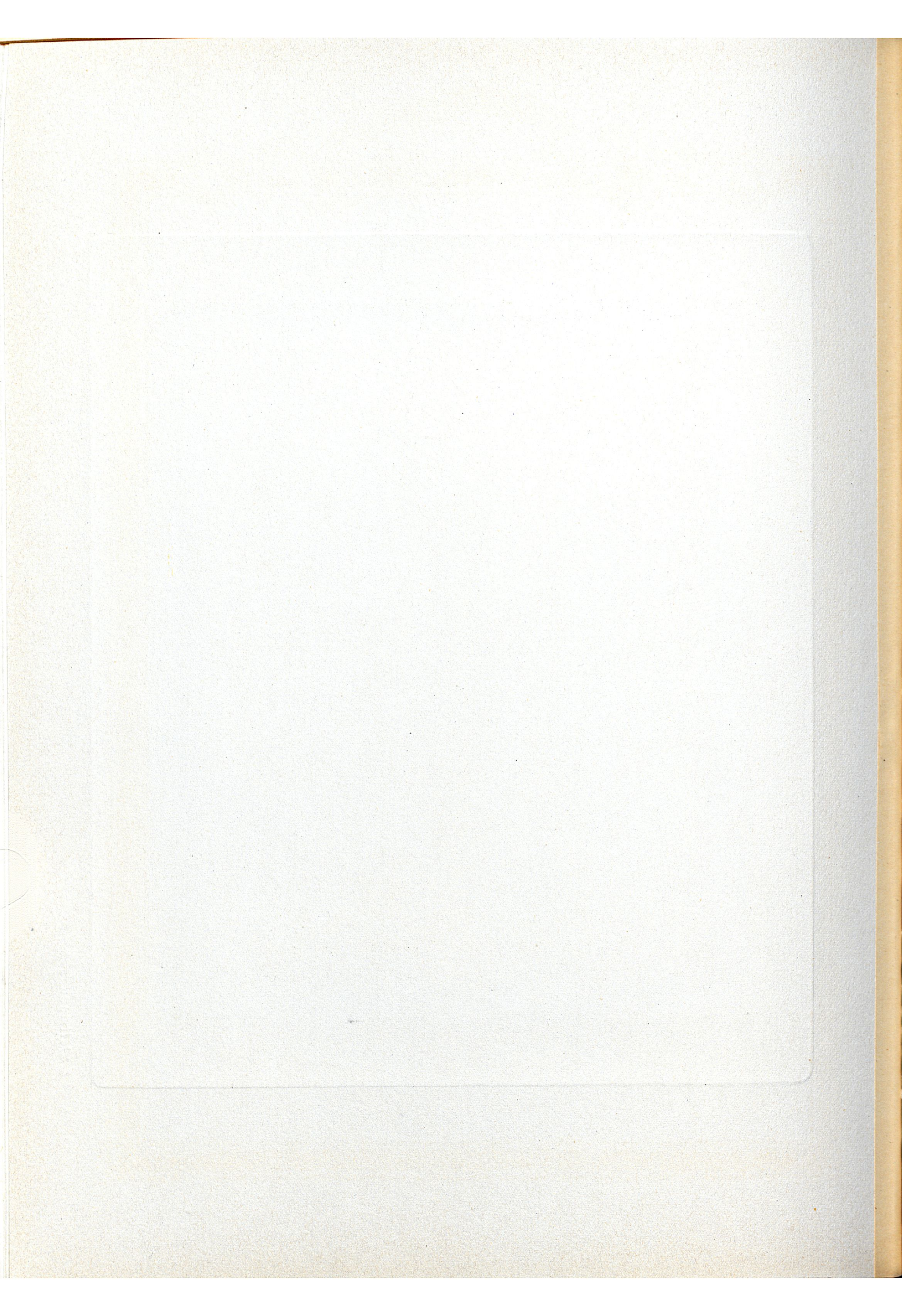
Aber trotzdem wurde die Pflicht gegen die Wissenschaft erfüllt, gearbeitet und geforscht, damit Deutschland auch in der Kriegszeit seinen Anteil am Fortschritt der Wissenschaft, an der Vertiefung der Erkenntnis leiste.

Franz Doflein.

Professor der Zoologie an der Universität Freiburg i. Br.

L. Dettmann

Skizze



Suscipere et finire.

Ernst August

Herzog zu Braunschweig und Lüneburg

An die Wand der Vorhalle seines Schlosses in Mähren,
hatte der Besitzer im Jahre 1866 die Verse schreiben
lassen:

Je höher die Glocken, umso schöner's Geläut,
Je weiter die Preussen — umso grösser die Freud.

Heute steht unter diesem Spruche:

Nun haben im Feind den Freund wir erschaut
Nun klingen die Glocken noch einmal so laut,
Und preisen wir Deutschlands Ruhm und sein Glück
Dann schallt es von dort: „Hoch Östreich!" zurück.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Meine Meinung über den Krieg

Die psychologische Wurzel des Krieges liegt nach meiner Ansicht in einer biologisch begründeten aggressiven Eigenart des männlichen Geschöpfes. Wir „Herren der Schöpfung" sind nicht die einzigen, welche sich dieses Kleinods rühmen dürfen; wir werden vielmehr in diesem Punkte von manchen Tieren, z. B. vom Stier und vom Hahn noch erheblich übertroffen. Diese aggressive Tendenz macht sich überall geltend, wo einzelne Männer neben einander gestellt sind, noch viel mehr aber dann, wenn verhältnismäßig eng geschlossene Gesellschaften miteinander zu thun haben. Diese geraten miteinander fast unfehlbar in Streitigkeiten, die in Zank und gegenseitigen Mord ausarten, wenn nicht besondere Vorkehrungen getroffen sind, um solche Vorkommnisse zu verhüten. Ich werde nie vergessen, welch ehrlichen Haß meine gleichalterigen Schulgenossen gegen die ABC-Schützen einer in einer benachbarten Straße gelegenen Schule Jahre hindurch empfanden. Unzählige Raufereien fanden statt, bei denen es manches Loch in den Köpfen der Knirpse absetzte. Wer möchte zweifeln, daß Blutrache und Duellwesen diesem Gefühl entstammen? Ich meine sogar, daß die bei uns so sorgfältig gepflegte Ehre von ihm ihre Hauptnahrung erhält.

Die neueren staatlichen Organisationen haben begreiflicherweise die Äußerungen der primitiven virilen Eigenart stark in den Hintergrund drängen müssen. Aber wo zwei Staatengebilde nebeneinander liegen, die nicht einer übermächtigen Organisation angehören, schafft jenes Gefühl von Zeit zu Zeit in den Gemütern jene ungeheure Spannung, die zu den Kriegskatastrophen führt. Dabei halte ich die sogenannten Ziele und Ursachen der Kriege für ziemlich belanglos; sie finden sich stets, wenn die Leidenschaft ihrer bedarf.

Die feinen Geister aller Zeiten waren darüber einig, daß der Krieg zu den ärgsten Feinden der menschlichen Entwicklung gehört, daß alles zu seiner Verhütung gethan werden müsse. Ich bin auch trotz der unsagbar traurigen Verhältnisse der Gegenwart der Überzeugung, daß eine staatliche Organisation in Europa, welche europäische Kriege ebenso ausschließen wird, wie jetzt das deutsche Reich einen Krieg zwischen Bayern und Württemberg, in nicht allzu ferner Zeit sich erreichen lassen wird. Kein Freund der geistigen Entwicklung sollte es versäumen, für dieses wichtigste politische Ziel der Gegenwart einzustehen.

Wie soll aber das ohnmächtige Einzelgeschöpf zur Erreichung dieses Zieles beitragen? Soll etwa jeder einen beträchtlichen Teil seiner Kräfte der Politik widmen? Ich denke wirklich, daß die geistig reiferen Menschen Europas sich durch Vernachlässigung der allgemeinen politischen Fragen versündigt haben; aber ich sehe in der Pflege der Politik nicht die wichtigste Wirksamkeit des Einzelnen in dieser Angelegenheit. Ich glaube vielmehr, jeder einzelne sollte in dem Sinne persönlich wirken, daß jene Gefühle, von denen ich vorhin ausführlicher sprach, nach Möglichkeit in solche Bahnen gelenkt werden, daß sie nicht mehr der Allgemeinheit zum Fluche gereichen können.

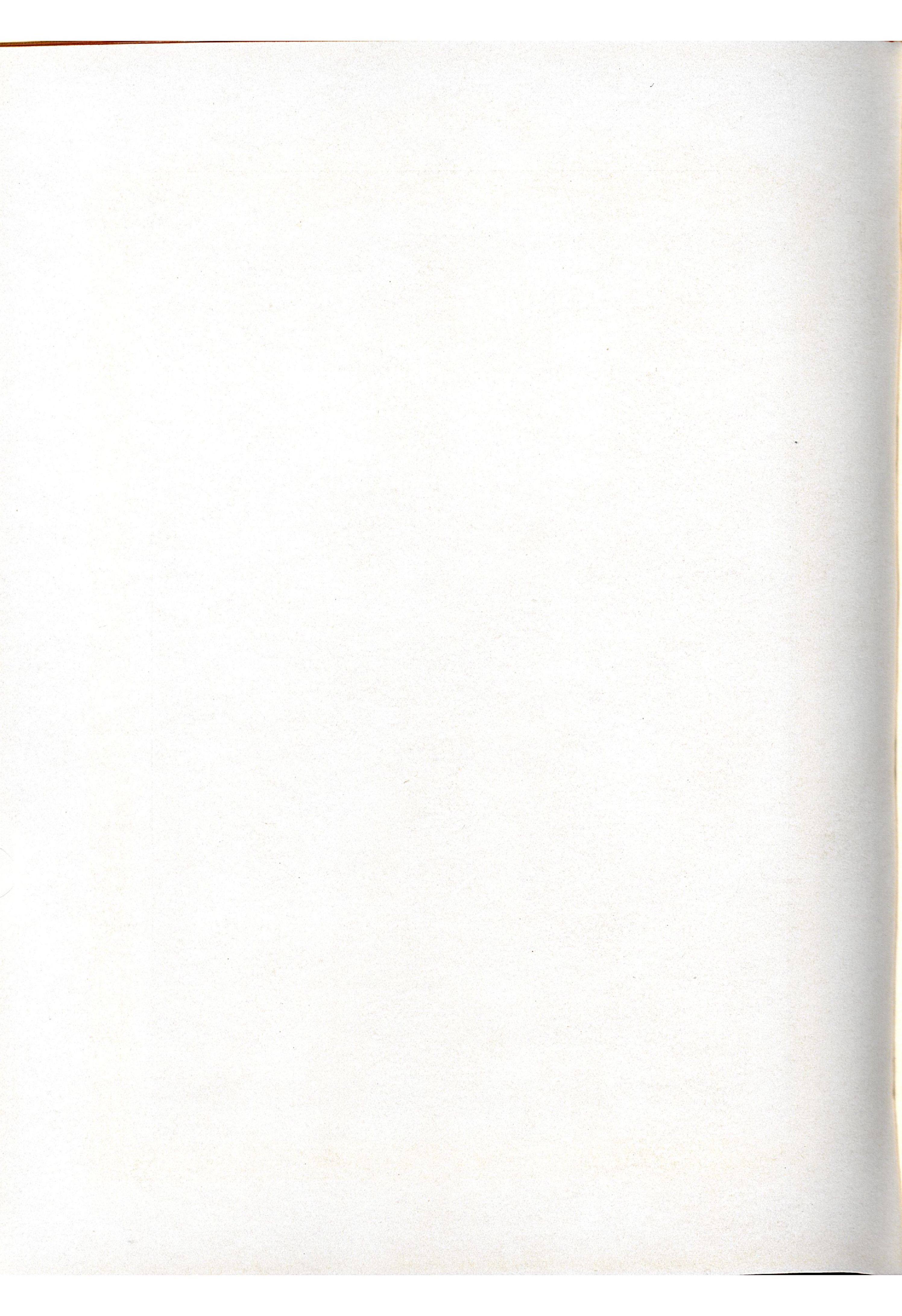
Jeder Mensch sollte sich ohne Rücksicht auf Worte und Taten anderer im Vollbesitz seiner Ehre fühlen, wenn er das Bewußtsein hat, nach bestem Wissen und Können zu handeln; Verletzung der Ehre sei es der eigenen Person, sei es einer Gesamtheit, der man angehört, durch Worte und Taten anderer, bezw. anderer Gesamtheiten gibt es nicht. Macht und Habgier sollen wie in früheren Zeiten als verächtliche Laster behandelt werden, ebenso der Haß und die Streitsucht. So wenig ich an der Überschätzung des Vergangenen leide, in diesem wichtigen Punkte sind wir leider nach meiner Ansicht nicht vorwärts gekommen, sondern zurückgesunken. Jeder Wohlwollende sollte daran arbeiten, daß bei ihm selbst und an seiner persönlichen Umgebung in dieser Beziehung gebessert werde. Dann werden auch die schweren Plagen verschwinden, wie sie uns heute in so furchtbarer Weise heimsuchen.

Doch wozu viele Worte, wenn ich alles in einem Satze sagen kann, und noch dazu in einem Satze, der mir als einem Juden wohl ansteht: Ehret Euren Meister Jesus Christus nicht nur mit Worten und Gesängen, sondern vor allem durch eure Taten.

A. Einstein.



Richard Engelmann — Vom Wildenbruch-Denkmal in Weimar



Das Kindergesicht

„Sie zeigen im Tod ein Kindergesicht.“
So schrieb ein Mann, der sie sterben gesehen,
Die in die Schlacht wie zum Brautlauf gehen.
Ich las dies Wort und vergeß es nicht.

Das ist ein Wort wie ein Gedicht.
Ich hör's die deutsche Sage singen,
Aus Strömen und Wäldern der Heimat klingen,
Ist es das Lied von Deutschland nicht?

Die deutsche Seele glaubt ans Recht,
An den Sieg der Unschuld in künftigen Tagen;
Drum wird sie von Engeln zum Siege getragen,
Drum wird sie zur Flamme in Sturm und Gefecht.

Da graust es dem Feinde, da starrt ihm ins Herz
Vieltausendfach das Aug' der Gorgone,
Da bricht ihm das Knie vor Deutschlands Sohne;
Deß Blick ist Stein, sein Arm ist Erz.

Sein Blick ist Stein — bis das Auge bricht.
Da fällt die Maske! — O mögen sie sagen
Von Deutschlands Helden in ewigen Tagen:
„Sie zeigen im Tod ein Kindergesicht.“

Otto Ernst.

Es wandern die glühenden
Völker auf Erden,
Beute der raubenden
Zeiten zu werden;
Überm sie deckenden
Rasen die andern
In weit sich streckendem
Land nun wandern;
Aber noch fließenden,
Glücklichen Zeiten
Auch unserem sprießenden
Rasen sich breiten.

Paul Ernst

Aller blinde Haß, den wir Deutsche heute von fremden Völkern erfahren, sollte uns nicht vergessen lassen, daß sich in der weltgeschichtlichen Arbeit jenseits der Leidenschaften und Irrungen der Menschen der Aufbau einer gemeinsamen geistigen Welt vollzieht; was immer bei einem Volke dafür geleistet ward, das sollte bei uns in unverminderten Ehren bleiben, mögen die heutigen Vertreter jenes Volkes uns noch so wenig gefallen. Dante bleibt Dante und Michelangelo Michelangelo, mag die italienische Politik von heute noch so verächtlich sein. Wir Deutsche haben darin eine besondere Stärke, alles Große der Völker und Zeiten an uns zu ziehen und in einen eigenen Gewinn zu verwandeln; daß wir über solchem Streben nicht uns selbst zu verlieren brauchen, das zeigt besonders deutlich Goethe, der überall zu Hause war, und der doch mehr als irgendein anderer sich im Dichten und Denken als ein Deutscher erwies.

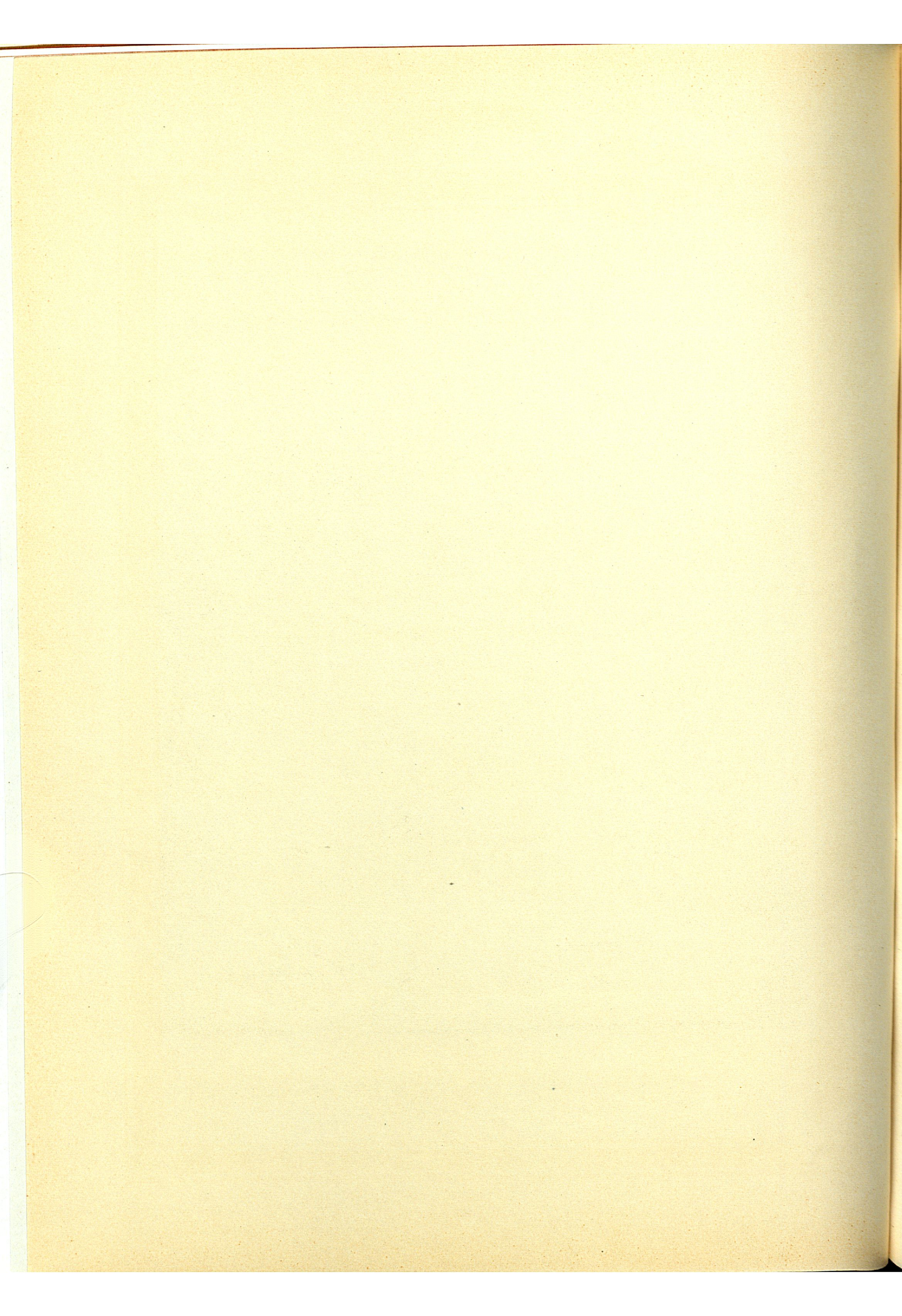
Jena R. Eucken

Der gewaltigste und schlagfertigste unserer Widersacher hat bekanntlich den gegenwärtigen Krieg vor Allem als eine „Nervenprobe" bezeichnet und das feste Vertrauen, unseren Gegnern obzusiegen, auf unsere „besseren Nerven" gegründet haben. Nun, der Kriegsbeginn hat man oft genug über unsere Nerven ungünstig, [illegible] auch wohl übertrieben [illegible] geschildert. Aber der Krieg selbst erwies sich als ein gewaltiges Heilpflaster, wenn auch mit fast Doktor Eisenbartschen Rezepten; und jetzt sind wir Alle wohl über das Durchhalten und Siegen, soweit es von dem Zustande unserer Nerven abhängt, vollkommen beruhigt.

10. 6. 15 A. Eulenburg (Berlin)



Der erste Tod. Von Karl Hilgers.



Goethes Vermächtnis

Wir wollen es getreulich hüten,
wir, die sie heut Barbaren nennen,
und in dem blinden Völkerwüten
soll nichts von diesem Hort uns trennen.
Ihn kann kein Feind uns je entwinden,
kein Neider stehlen und versenken.
Uns bleibt als edelstes Empfinden,
den größten Deutschen nachzudenken.
So lebt er in Äonen fort und fort,
verehrungswert in jedem großen Wort.

Herbert Eulenberg.
1915.

Der eine Tag

Den einen Tag, den möcht' ich noch erleben,
An dem die Glockentöne tief und lind
Den süßen Gruß durch blauen Äther beben,
Bis Wald und Flur ihn auffängt, Rauch und Wind;

Den Gruß, der Städte läßt in Ehrfurcht stocken,
Weil im Gebet sie ihn erharrt, im Traum, im Liede,
Bis ihm Erfüllung dröhnt aus abertausend Glocken:
Der Gruß heißt Sieg — der Tag heißt Friede.

Mächtiger Gott, wann wird er mir beschieden,
Dieser eine Tag?!
Poche, mein Herz, emsig Schlag auf Schlag,
Dasein muß mir Dein Hammer schmieden,
Damit mein Aug' eine Träne zahlt,
Wenn eines Morgens die Sonne strahlt,
Die droben an blauer Himmelstrift
Ein Wort zieht in dreimal glühender Schrift:
Siegreichen Frieden.

Poche, mein Herz, Schlag auf Schlag,
Dieser Tag sei all meiner Tage Tag;
Was ich erhofft, um es zu genießen,
Was ich ersehnt zu eigenem Stolz,
Herr, Du weißt, wie es brach und schmolz,
Um in diesen einen Tag zu fließen.
Was bedeutet des Einzelnen Armut und Blöße?
Was sein Erfolg und was sein Ruhm?
Nur die Heimat birgt unsere Größe,
Nur das Vaterland baut das Heiligtum,
Aus dem der Herr vernehmlich zu uns spricht.
Schlage, mein Herz,
Brich mir nicht,
Poche mir emsig Schlag auf Schlag,
Er kommt, er kommt, dieser eine Tag,
Wo unser Sieg, lorbeergekrönt,
Sich dem Frieden wartender Welten versöhnt,
Wo süßere Glocken schwingen und beben!
Poche, mein Herz,
Ich muß, ich muß den Tag erleben.

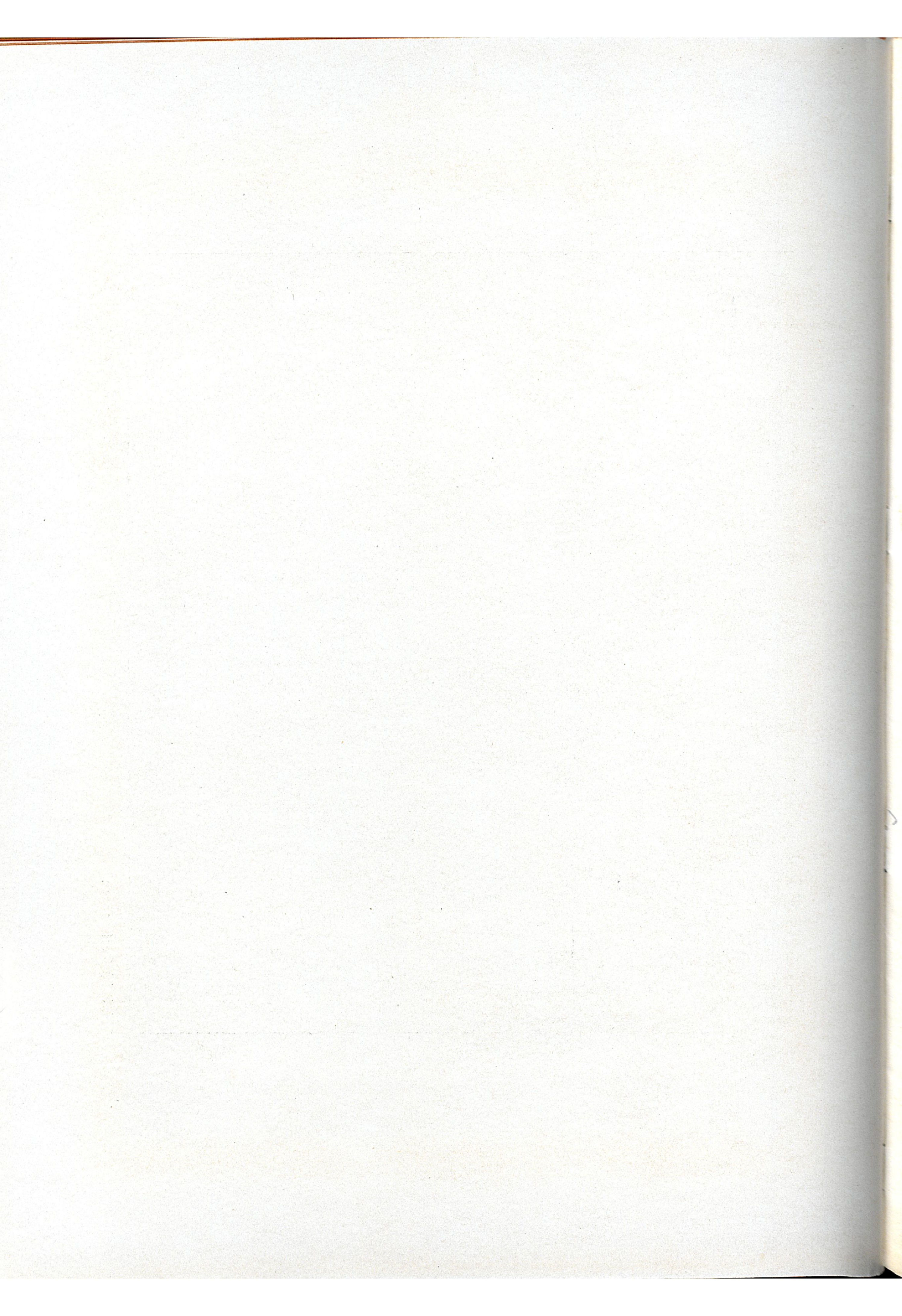
Georg Engel

Der Siegeszug der Naturwissenschaften, dessen Anfang Goethe noch erlebt hat, ist keineswegs ins Stocken geraten, wie manche Leute glauben machen wollen. Er wird nach dem Kriege wahrscheinlich in beschleunigtem Maße wieder einsetzen und sich nicht allein in glänzenden Taten der Technik, sondern auch in überraschenden Entdeckungen der reinen Wissenschaft zeigen. Insbesondere glaube ich, daß die Biologie einer ungeahnten Entwicklung entgegengeht, und daß aus ihren Erfolgen schließlich auch dauerhafte Brücken von der Naturkunde zu den Geisteswissenschaften erstehen werden.

Emil Fischer.

Friedrich Kallmorgen

Hamburger Hafen



Hand in Hand

Es geht ein Weinen durch das Land
und eine bebende Freude,
eine bebende Freude Hand in Hand
mit einem bebenden Leide.

Heiliger deutscher Opfermut!
Sterbende Soldaten
düngen mit ihrem teuren Blut
unsere Zukunftssaaten.

Heiliger deutscher Opfermut!
Rinnende Mutterzähren
tränken mit ihrer heiligen Flut
unsere künftigen Ähren.

„O Blut der Söhne!" — „O Vaterland!"
„O Deutschland!" so stammeln sie beide
und schreiten in einem Glorienbrand,
die Freude mit dem Leide.

Hamburg 1915.

Gustav Falke

Weltregent

Menschen, man frägt euch, stehet still.
Eine Frage, die gefragt sein will.
Was gilt heute? Seele — Geld?
Gott oder England — wer regiert die Welt?

Schlage jeder sich an die Brust.
Man hat es bisher noch gewußt:
Gott. Wo Recht war verletzt,
Gott hat sich immer noch durchgesetzt.

Wird er in Zukunft das Spiel verlieren?
Soll der Teufel die Welt regieren?
Wird man auf fremdem Boden schürfen,
Ungestraft stehlen und morden dürfen?

Ist es erlaubt?
Wird umgestoßen, was man geglaubt?
Ist die Gottesgeschichte zu Ende?
Gilt nichts mehr: Herz und reine Hände?

Trauriger Ruhm:
Slaven- und Asiatentum
Hat der Brite auf uns gewandt.
England ist Teufelland.

Schlage jeder sich an die Brust.
Man hat es nie noch so gewußt:
Groß ist, ewig und gut,
Was man mit flammendem Herzen tut.

Gehört die Erde den Überklugen?
Noch ist der Himmel nicht aus den Fugen.
Noch ist in den Sternen zu lesen:
Gott muß bleiben, denn er ist immer gewesen.

Ludwig Finckh

Die Einmütigkeit des deutschen Volkes in dem verflossenen Kriegsjahre hat sicherlich die Gedanken vieler der innigsten Verehrer unsers Herrlichen zurückgelenkt auf die tief bedrängte Geistesverfassung, in welcher er dem damaligen Aufschwunge unsers Volkes anfangs gegenüberstand. Es wird daher für Manchen eine Wohltat sein, auf das überaus merkwürdige Phantasiegebilde zurückzublicken, in welchem er vor hundert Jahren eine Art von Erlösung aus jenen Bedrängnissen suchte, nämlich auf das Festspiel „Des Epimenides Erwachen", als dessen Datum „Berlin, den 30. März 1815" und „Weimar, den 30. Januar 1816" angegeben ist.

Wie ergreifend heißt es dort in dem „Ersten Auftritt" der Muse in den ersten Zeilen des Monologes, mit dem das ganze Festspiel beginnt,

„In tiefe Sklaverei lag ich gebunden
„Und mir gefiel der Starrheit Eigensinn"

Und wie herzbewegend klingt dieser Monolog dann aus:

. . . Mag es auch so ergehen,
„Daß aller Haß sich augenblicks entfernte,
„Und wo wir noch ein dunkles Wölkchen sehen,
„Sich alsobald der Himmel übersternte,
„Es tausendfach erglänzte von den Höhen
„Und alle Welt von uns die Eintracht lernte!
„Und so genießt das höchste Glück hienieden,
„Nach hartem äußern Kampf den innern Frieden."

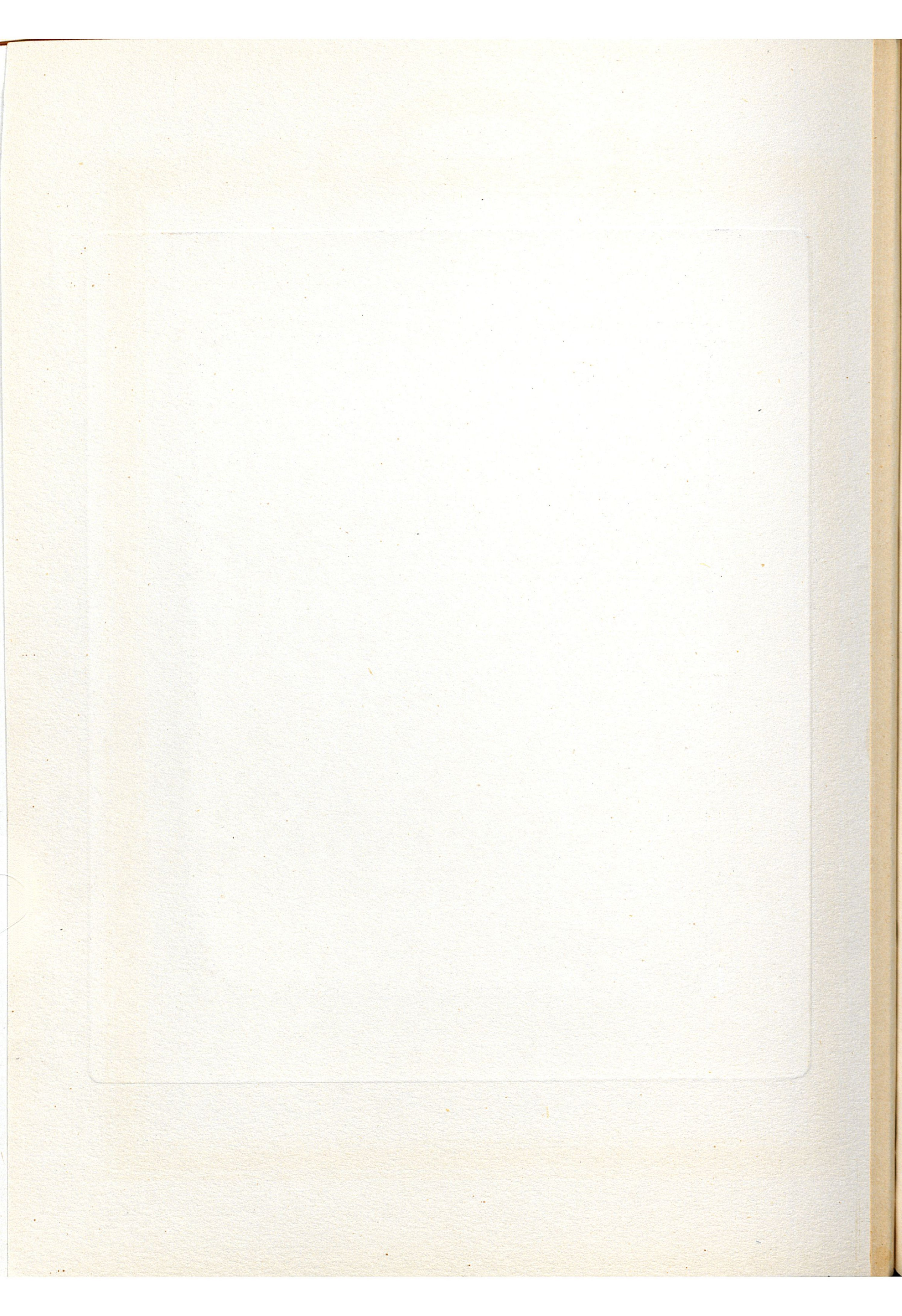
Wilhelm Foerster.

Gerecht gewogen: dies Gebot
schlägt Hader, Hasz und Herrschsucht tot.

Prof. Hans Friedenthal.



Carl Albrecht — Studie (Lampenlicht)



Vergänglichkeit

Vor einiger Zeit machte ich in Gesellschaft eines schweigsamen Freundes und eines jungen, bereits rühmlich bekannten Dichters einen Spaziergang durch eine blühende Sommerlandschaft. Der Dichter bewunderte die Schönheit der Natur um uns, aber ohne sich ihrer zu erfreuen. Ihn störte der Gedanke, daß all diese Schönheit dem Vergehen geweiht war, daß sie im Winter dahingeschwunden sein werde, aber ebenso jede menschliche Schönheit und alles Schöne und Edle, was Menschen geschaffen haben und schaffen könnten. Alles, was er sonst geliebt und bewundert hätte, schien ihm entwertet durch das Schicksal der Vergänglichkeit, zu dem es bestimmt war.

Wir wissen, daß von solcher Versenkung in die Hinfälligkeit alles Schönen und Vollkommenen zwei verschiedene seelische Regungen ausgehen können. Die eine führt zu dem schmerzlichen Weltüberdruß des jungen Dichters, die andere zur Auflehnung gegen die behauptete Tatsächlichkeit. Nein, es ist unmöglich, daß all diese Herrlichkeiten der Natur und der Kunst, unserer Empfindungswelt und der Welt draußen, wirklich in Nichts zergehen sollten. Es wäre zu unsinnig, und zu frevelhaft daran zu glauben. Sie müssen in irgend einer Weise fortbestehen können, allen zerstörenden Einflüssen entrückt.

Allein diese Ewigkeitsforderung ist zu deutlich ein Erfolg unseres Wunschlebens, als daß sie auf einen Realitätswert Anspruch erheben könnte. Auch das Schmerzliche kann wahr sein. Ich konnte mich weder entschließen, die allgemeine Vergänglichkeit zu bestreiten, noch für das Schöne und Vollkommene eine Ausnahme zu erzwingen. Aber ich bestritt dem pessimistischen Dichter, daß die Vergänglichkeit des Schönen eine Entwertung desselben mit sich bringe.

Im Gegenteil, eine Wertsteigerung! Der Vergänglichkeitswert ist ein Seltenheitswert in der Zeit. Die Beschränkung in der Möglichkeit des Genusses erhöht dessen Kostbarkeit. Ich erklärte es für unverständlich, wie der Gedanke an die Vergänglichkeit des Schönen uns die Freude an demselben trüben sollte. Was die Schönheit der Natur betrifft, so kommt sie nach jeder Zerstörung durch den Winter im nächsten Jahre wieder, und diese Wiederkehr darf im Verhältnis zu unserer Lebensdauer als eine ewige bezeichnet werden. Die Schönheit des menschlichen Körpers und Angesichts sehen wir innerhalb unseres eigenen Lebens für immer schwinden, aber diese Kurzlebigkeit fügt zu ihren Reizen einen neuen hinzu. Wenn es eine Blume giebt, welche nur eine einzige Nacht blüht, so erscheint uns ihre Blüte darum nicht minder prächtig. Wie die Schönheit und Vollkommenheit des Kunstwerks und der intellektuellen Leistung durch deren zeitliche Beschränkung entwertet werden sollte, vermochte ich ebensowenig einzusehen. Mag eine Zeit kommen, wenn die Bilder und Statuen, die wir heute bewundern, zerfallen sind, oder ein Menschengeschlecht nach uns, welches die Werke unserer Dichter und Denker nicht mehr versteht, oder selbst eine geologische Epoche, in der alles Lebende auf der Erde verstummt ist, der Wert all dieses Schönen und Vollkommenen wird nur durch seine Bedeutung für unser Empfindungsleben bestimmt, braucht dieses selbst nicht zu überdauern und ist darum von der absoluten Zeitdauer unabhängig.

Ich hielt diese Erwägungen für unanfechtbar, bemerkte aber, daß ich dem Dichter und dem Freunde keinen Eindruck gemacht hatte. Ich schloß aus diesem Mißerfolg auf die Einmengung eines starken affektiven Moments, welches ihr Urteil trübte, und glaubte dies auch später gefunden zu haben. Es muß die seelische Auflehnung gegen die Trauer gewesen sein, welche ihnen den Genuß des Schönen entwertete. Die Vorstellung, daß dies Schöne vergänglich sei, gab den beiden Empfindsamen einen Vorgeschmack der Trauer um seinen Untergang, und da die Seele von allem Schmerzlichen instinktiv zurückweicht, fühlten sie ihren Genuß am Schönen durch den Gedanken an dessen Vergänglichkeit beeinträchtigt.

Die Trauer über den Verlust von etwas, das wir geliebt oder bewundert haben, erscheint dem Laien so natürlich, daß er sie für selbstverständlich erklärt. Dem Psychologen aber ist die Trauer ein großes Rätsel, eines jener Phänomene, die man selbst nicht klärt, auf die man aber anderes Dunkle zurückführt.

Wir stellen uns vor, daß wir ein gewisses Maß von Liebesfähigkeit, genannt Libido, besitzen, welches sich in den Anfängen der Entwicklung dem eigenen Ich zugewendet hatte. Später, aber eigentlich von sehr frühe an, wendet es sich vom Ich ab und den Objekten zu, die wir solcher Art gewissermaßen in unser Ich hineinnehmen. Werden die Objekte zerstört oder gehen sie uns verloren, so wird unsere Liebesfähigkeit (Libido) wieder frei. Sie kann sich andere Objekte zum Ersatz nehmen oder zeitweise zum Ich zurückkehren. Warum aber diese Ablösung der Libido von ihren Objekten ein so schmerzhafter Vorgang sein sollte, das verstehen wir nicht und können es derzeit aus keiner Annahme ableiten. Wir sehen nur, daß sich die Libido an ihre Objekte klammert und die verlorenen auch dann nicht aufgeben will, wenn der Ersatz bereit liegt. Das also ist die Trauer.

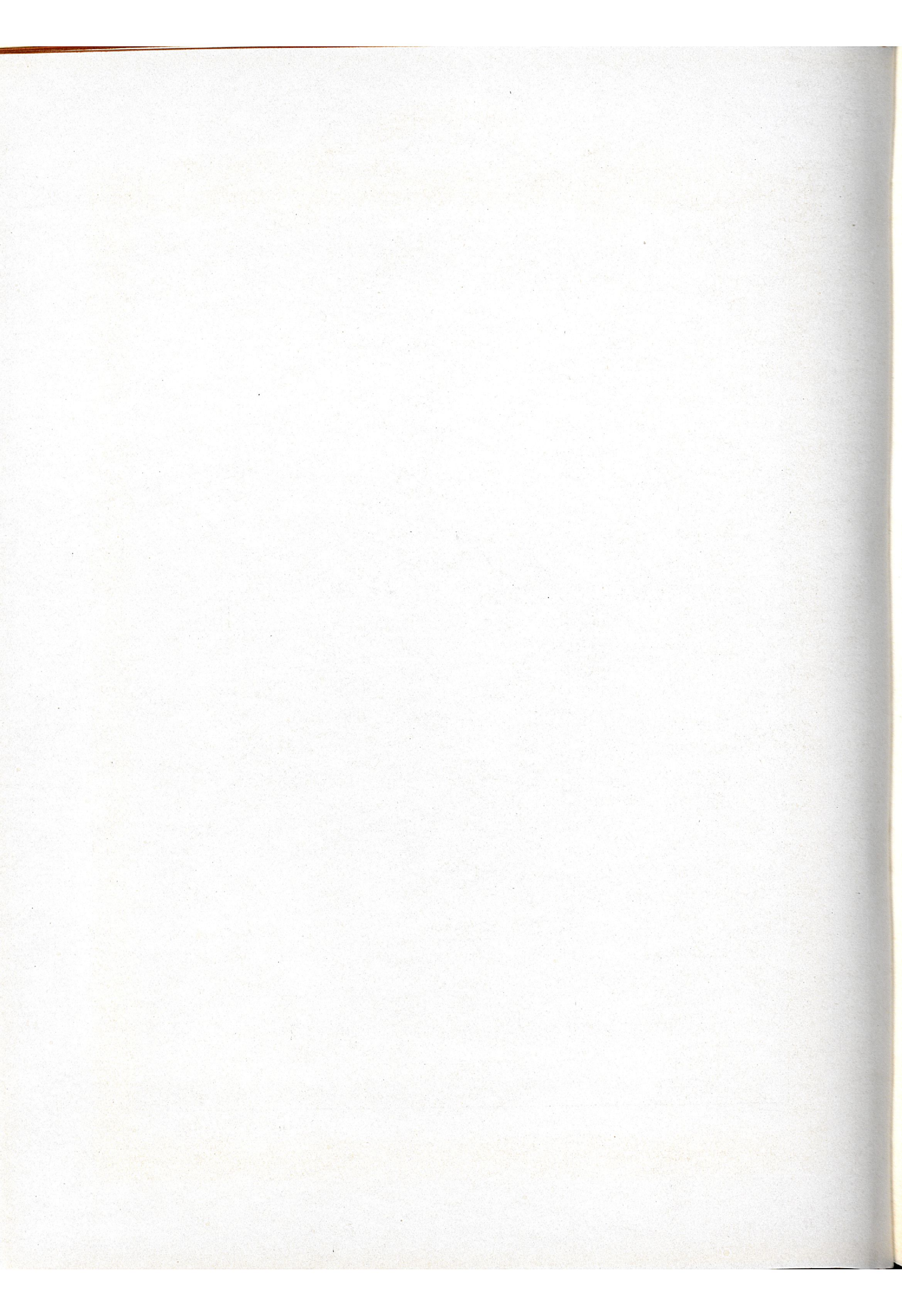
Die Unterhaltung mit dem Dichter fand im Sommer vor dem Krieg statt. Ein Jahr später brach der Krieg herein und raubte der Welt ihre Schönheiten. Er zerstörte nicht nur die Schönheit der Landschaften, die er durchzog, und die Kunstwerke, an die er auf seinem Wege streifte, er brach auch unseren Stolz auf die Errungenschaften unserer Kultur, unseren Respekt vor so vielen Denkern und Künstlern, unsere Hoffnungen auf eine endliche Überwindung der Verschiedenheiten unter Völkern und Rassen. Er beschmutzte die erhabene Unparteilichkeit unserer Wissenschaft, stellte unser Triebleben in seiner Nacktheit blos, entfesselte die bösen Geister in uns, die wir durch die Jahrhunderte währende Erziehung von Seiten unserer Edelsten dauernd gebändigt glaubten. Er machte unser Vaterland wieder klein und die andere Erde wieder fern und weit. Er raubte uns sovieles, was wir geliebt hatten, und zeigte uns die Hinfälligkeit von manchem, was wir für beständig gehalten hatten.

Es ist nicht zu verwundern, daß unsere an Objekten so verarmte Libido mit umso größerer Intensität besetzt hat, was uns verblieben ist, daß die Liebe zum Vaterland, die Zärtlichkeit für unsern Nächsten und der Stolz auf unsere Gemeinsamkeiten jäh verstärkt worden sind. Aber jene anderen, jetzt verlorenen Güter, sind sie uns wirklich entwertet worden, weil sie sich als so hinfällig und widerstandsunfähig erwiesen haben? Vielen unter uns scheint es so, aber ich meine wiederum, mit Unrecht. Ich glaube, die so denken und zu einem dauernden Verzicht bereit scheinen, weil das Kostbare sich nicht als haltbar bewährt hat, befinden sich nur in der Trauer über den Verlust. Wir wissen, die Trauer, so schmerzhaft sie sein mag, läuft spontan ab. Wenn sie auf alles Verlorene verzichtet hat, hat sie sich auch selbst aufgezehrt, und dann wird unsere Libido wiederum frei, um sich, insoferne wir noch jung und lebenskräftig sind, die verlorenen Objekte durch möglichst gleich kostbare oder kostbarere neue zu ersetzen. Es steht zu hoffen, daß es mit den Verlusten dieses Krieges nicht anders gehen wird. Wenn erst die Trauer überwunden ist, wird es sich zeigen, daß unsere Hochschätzung der Kulturgüter unter der Erfahrung von ihrer Gebrechlichkeit nicht gelitten hat. Wir werden alles wieder aufbauen, was der Krieg zerstört hat, vielleicht auf festerem Grund und dauerhafter als vorher.

Wien, November 1915.

Sigm. Freud

Fritz August von Kaulbach — Friede



Imperialismus

Als nach den Kämpfen um die Einigung Deutschlands und Italiens in West- und Mitteleuropa die Waffen durch mehr als vierzig Jahre ruhten, wuchs der Reichtum der Nationen, die aufgestapelten Lebenskräfte, Kapitalien wie Unternehmungsgeist, verlangten nach ausgedehnteren Räumen. Sie warfen sich auf die Eroberung ferner Kontinente: Afrika wurde durchforscht und aufgeteilt, die islamitische Welt schien reif zur Zerlegung, das chinesische Reich mit seinen 400 Millionen Einwohnern erweckte die Gier der seefahrenden Nationen Europas. Die Völker des Altertums haben die Dinge bei ihrem Namen genannt: weder Athen noch Sparta noch Rom schützten jemals, wenn sie auf Eroberungen ausgingen, das vor, was man jetzt mißbräuchlich eine Idee nennt. In unseren Tagen wird dem Streben nach Reichtum, Macht und Lebensglück ein verschönerndes Mäntelchen umgehängt, und so erhielt die Begierde nach einem Anteil an der Weltherrschaft den tönenden Namen des Imperialismus. Die Sache selbst ist so alt wie der Wunsch der Nationen nach Besitz von überseeischen Gebieten. Eine neue Gedankenwelt ist mithin im Zeitalter des Imperialismus nicht entstanden. Aber die im Menschengeschlecht waltende Herrschsucht floß in dieser Weltleidenschaft zusammen. Die an dem Wettbewerb nicht teilnehmende Nation glaubte damit ihre Schwäche zu verraten; fiel einer anderen das begehrte Stück überseeischen Landes nicht zu, so zürnte sie über das Mißwollen eifersüchtiger Nachbarn. Der Imperialismus wirkte mit der Macht der elementaren Triebe, von denen die Menschheit stärker beeinflußt wird als von Vernunft und Moral. Die Macht der Ideen soll nicht unterschätzt werden, aber immer haben sich diejenigen verrechnet, die annahmen, die Urtriebe unserer Gattung würden sich völlig zähmen oder gar ausschalten lassen. Die Menschen unterwerfen sich nie ganz einer von hochherzigen Geistern geformten Ideenwelt, ihr Geschlecht lebt sich vielmehr in der unausrottbaren Freude am Kampfe um Besitz und Macht aus, in den es sich immer wieder stürzt, ob nun der Siegeslorbeer winke oder der Untergang.

Heinrich Friedjung

Ich sende Ihrem Unternehmen meine besten Wünsche und gebe Ihnen gern meine Unterschrift. Ich könnte sie mit keinem besseren Spruche verbinden als mit dem bekannten Schiller'schen:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Max Fürbringer
Heidelberg.

Tat und Wort

Die Tat im schweren Eisenharnisch dröhnt
Rings um den Erdkreis, malmend ohnegleichen;
Wie müßte da, gewaltig übertönt,
In scheuer Ohnmacht ihr das Wort nicht weichen?

Und doch, von ihr betäubt, beschämt, verdrängt,
Wird es zugleich aus tiefsten Herzensgründen
Von ihr emporgefordert und zersprengt
Sein schüchternes Verlies, um sie zu künden.

Und wie das Wort sie kündet, kündet auch
Sie selber ihm, aus welchem Quell sie stammen:
Ihm winkt aus ihren [illegible] sein Geisteshauch;
Sein eignes Feuer loht in ihren Flammen.

Zwei Himmelsfackeln sind es, immerdar
Einander zu entzünden auserkoren:
Es ist das Wort, das uns die Tat gebar
Und neu erstehen wird, von ihr geboren.

Ludwig Fulda

Constantinopel, September 1915.

Karl v. Clausewitz' Wort aus seinem Bekenntniß von 1812: „Des Krieges bedarf mein Vaterland!" besagt, was der Lauf der Weltgeschichte beweist, daß harte Prüfungen den Nationen von Zeit zu Zeit notwendig sind, wenn sie ihre ursprüngliche Kraft bewahren und ihre Rolle in der Geschichte behaupten sollen.

Im Kriege vereinigen sich alle geistigen und sittlichen Kräfte des Volkes zu einer großen Gesamtleistung. Die kriegerische Tüchtigkeit gibt also den besten Maßstab für seinen inneren Wert ab.

Die Eigenschaften, auf denen sie beruht, Mut, Entschlossenheit, Umsicht, Geistesgegenwart, Selbstbeherrschung und Selbständigkeit, sowie die an große Anstrengungen gewöhnter Körper und ausdauernde Kraft können sich aber nur in der ernsten Wirklichkeit kriegerischen Lebens voll entwickeln. Die praktische Erprobung, so schmerzliche Opfer sie auch fordern mag, ist daher unerläßlich. Dadurch, daß sie zugleich den Blick vom Alltäglichen abwendet und auf große Ziele richtet, befreit sie den Einzelnen von kleinlichen Rücksichten und egoistischen Motiven. Sie läutert sein Empfinden und erhebt den nationalen Geist in seiner Gesamtheit. So war es gemeint, wenn ein weit denkender Mann das hart klingende Wort aussprach: „Des Krieges bedarf mein Vaterland."

Frhr. v. d. Goltz GFM.

Ewiges Gesetz.

Starr, ungebeugt, steht nur das Recht,
Und immer fällt, was falsch und schlecht.
Wär's nicht seit ewig so erfunden,
Es wär' die Welt schon längst verschwunden.

Laßt Neid und Selbsucht, Lüge und Zorn
Mit Fahnen und Trommeln, mit Rossen und Sporn
In endlosen Scharen gegen anrennen
Und schießen, stechen, morden und brennen —
Ein rauschend Blut, ein dröhnender Hieb,
Und die Erde verwandelt sich in ein Sieb
Und rüttelt die Schollen drüber und drunter
Ins finstergähnende Nichts hinunter.
Und über die stillgewordene Welt
Schreitet ein Sämann, der Sieger und Held,
Egget die Furchen, streut den Samen
Und läßt ihn keimen in Gottes Namen.
Seine gesunde, ehrliche Kraft
Baut und schlichtet, ordnet und schafft;
Seine Frucht, die starke und reine,

Zimmert die Balken, trägt die Steine,
Und über Schutt und Asche und Graus
Erhebt sich das neue, das bessere Haus.

Wie wirr die Stürme des Lebens treiben —
So war es, so ist es, so wird es bleiben:
Das Üble und Falsche unterliegt,
Der Redliche siegt!

21. Oktober 1915. Ludwig Ganghofer.

Die Arbeit an Goethe ruht auch in den Zeiten des Weltkrieges nicht. Und das ist eben ein Zeugnis unserer hochgesteigerten Kultur, daß wir selbst in einer Zeit, in der alle Empfindung nur auf den Riesenkampf gerichtet zu sein scheint, nicht aufhören, in der Vergangenheit zu leben und an unseren Großen uns zu erbauen. Von dieser Arbeit Kunde zu geben, ist mir eine angenehme Pflicht.

Da will es ein günstiger Zufall, daß gerade in der dritten Oktoberwoche, da ich diese Zeilen schreibe, drei merkwürdige Veröffentlichungen in meine Hände gekommen sind, die diese Arbeit illustrieren und ein Artikel eines ausländischen Blattes, der zeigt, daß auch bei unseren Feinden das Interesse für Goethe nicht geschwunden ist.

Die drei deutschen Arbeiten sind: Der Anfang des Monumentalwerkes über Karl August, der Abschluß der großen Weimarer Goethe-Ausgabe und der letzte Band des Humboldtschen Briefwerkes.

Das erste Werk, der Anfang eines 10-bändigen Unternehmens (wer bewundert nicht den Mut und die Großzügigkeit des Verlegers und die Hochherzigkeit des würdigen Erben eines großen Namens, des Großherzogs von Sachsen, die sich zu diesem Werke vereinigt haben?) gibt den Beginn des Briefwechsels Karl Augusts mit Goethe in völlig neuer Gestalt. Denn es enthält zahlreiche bisher ungedruckte Stücke, gewährt uns den vollständigen Wortlaut anstelle des bisher vielfach Verstümmelten, ist mit reichhaltigen Anmerkungen versehen und stellt so ein Werk dar, das nun zum erstenmal einen richtigen Einblick gewährt in das einzigartige Verhältnis des großen Dichters zu dem mannigfach angeregten und menschlich großen Fürsten. Der menschlich groß aus dem Grunde genannt werden kann und muß, da er neben vielen Tugenden und hervorragenden Eigenschaften auch Fehler und Laster besaß.

Der Schlußband der Weimarer Goethe-Ausgabe, der 53. in jener stattlichen Reihe, — daneben 80 Bände teils naturwissenschaftlichen Inhalts, teils Briefe und Tagebücher, — enthält vielfache Ansprachen, Übersetzungen, amtliche Schriftstücke, Testamente, Lyrisches und endlich Paralipomena zu Dramen und Gedichten. Daneben eine bisher verborgene ältere Fassung des bekannten Lustspiels: „Die Mitschuldigen“. Man schelte einen solchen Band nicht Kleinkrämerei und die Veröffentlichung manches ehedem Zurückgehaltenen nicht Profanation. Denn wenn auch in den bisher vom Druck ausgeschlossenen lyrischen Gedichten manches Derbe, vielleicht sogar Unflätige, manches sehr stark Erotische auftritt, einiges, über das die gute Gesellschaft die Nase rümpft, in dem sie sogar Perversitäten entdecken möchte, — wir brauchen uns auch der geheimsten Regungen unseres größten Dichters nicht zu schämen.

Auch der 7., der Schlußband des Humboldt'schen Briefwerkes — des Briefwechsels zwischen Wilhelm und Karoline von Humboldt — darf als Goethebuch in Anspruch genommen werden. Denn Humboldt ist einer der wenigen goethereifen Männer zu der Zeit, da der Dichterheros noch auf Erden weilte. Und so vieles Politische, Menschliche — vielleicht manches Allzumenschliche — Familiäre, Wissenschaftliche, Freundschaftliche und allgemein Geistige in dieser ungeheuren Masse steckt, wie sehr man auch konstatieren, möglicherweise sogar beklagen mag, daß in unserer schnelllebigen Zeit sich nicht viele Menschen finden, die dieses ungeheure Werk ruhig durchlesen, und vielleicht keiner ist, der an allen z. B. den überaus romantischen Jugendbriefen Gefallen finden kann — es ist in erster Linie doch ein Goethebuch. Wie oft haben Wilhelm und Karoline Goethe gesehen und sich an seinem Wesen erfreut, wie oft von ihm Briefe erhalten und über diese gesprochen, wie eifrig Goethes Werke gelesen und darüber geurteilt. Solche Urteile über Wilhelm Meister, Wahlverwandtschaften und Faust geben dem Buche einen bleibenden Wert. Und noch in dem letzten Bande entzückt uns ein Bericht, den Wilhelm über seinen letzten Besuch bei Goethe, 1826, der treuen Lebensgefährtin abgestattet hat.

Im Anschluß daran möchte ich auf einen Artikel Varagnacs im Journal des Débats vom 3. Oktober 1915 hinweisen. Die Arbeit ist schon dadurch bemerkenswert, daß sie drei Riesenspalten einem Thema einräumt, das mit dem Weltkriege garnichts zu tun hat, daß sie in einem französischen Blatte erschienen ist, — (welche deutsche Zeitung würde heute einen so großen Artikel selbst über den bedeutendsten Franzosen

aufnehmen?) — und daß sie von Goethe mit der allergrößten Bewunderung spricht. Fast ohne jede der sonst so beliebten Spitzen gegen deutsches Wesen. Die eigentliche Frage: „Hatte Goethe italienische Ahnen?“ wird zwar, obgleich sie der Autor gern bejahen möchte, nicht entschieden; der Autor bringt keine Tatsachen bei, die geeignet wären, die Behauptung des italienischen Ursprungs zu stützen. Aber merkwürdig genug bleibt es, daß auch die Franzosen in diesem fürchterlichen Kriege die Arbeit an Goethe pflegen, wie es die beiden während des Weltbrandes gestorbenen französischen Gelehrten, E. Rod und A. Mézières so redlich getan haben. Solche Arbeiten werfen einen verklärenden Schimmer auf die feindliche Nation; sie enthalten die Bürgschaft, daß nach dem Frieden, den wir alle ersehnen, Goethe vielleicht den Vereinigungspunkt bildet, in dem sich die feindlichen Völker zusammenfinden.

Ludwig Geiger.



Hermann Hahn: Goethe-Denkmal in Chikago

Sedan 1914

Einmal schon schwand und wuchs der Mond seither!
Die Sonne kam und ging zu dreißig Malen
Von Ost nach West. Aus Blut hebt sie das Haupt
Und birgt das Haupt in Blut.

Du goldner Ball, der uns gesegnet und geliebt,
Uns Deutsche! Sieh, wie war es dir verwandt,
Was aus Millionen deutschen Männerhirnen
Aus deutschen Händen und aus deutschen Herzen
Sieghaft und licht hinstürmte durch die Welt
Als Ruhm und höchste Tat des Menschentums:
Gedankentat und Händetat, Gesittung und Gefühl.
Gesegnet hast du, goldner Ball, die sonnenhafte,
Die ungeheure Friedensarbeit deutscher Menschen!

Nun kommt und geht dein Haupt aus rotem Blut
Zu rotem Blut und trinkt.

In gierem Wahnwitz und in schwarzer Tollwut
Griffen sie rings mit neidverkrampften Fingern
Feige nach dieser deutschen Friedenskrone,
Gehetzt vom Racheteufel und von einer Dirne,
Der kühlen Lügenmetze Politik.
Es kam ein Augenblick, da wir erschraken:
Es schien, als sei in dieser großen Welt
Ein Mensch der Deutsche nur, rings um ihn Tiere.
Und wie die Tiere bissen sie nach ihm!

Und was ein Ich war und zerspalten war
Im Friedenswähnen und im Friedenswollen,
Das wuchs in Eins zusammen vor dem Tier,
Geheimnisvoll gespeist aus schuttbefreiten
Urtiefen Brunnen der Vergangenheit,
Und schaute in dein Antlitz, deutsche Sonne,
So heilig ernst und so zum Tod entschlossen,
Daß wieder wir erschraken, tief in Ehrfurcht
Vor diesem Volke, das wir selber sind.

Als du's verließest heut' vor dreißig Tagen,
Da war es arbeitstreu und mild, ein Volk,
Besonnen, gütig, helfend und mitfühlend
Ein jedes Menschenleid auf fernster Erde.
Und was du wiederfandest nach der einen Nacht,
Das war ein einziger Held aus siebenzig Millionen
Kriegsfroher Helden: Mann und Frau und Kind.

Der hob den Riesenleib und sprang zum Kampfe
So heiter wie zum Tanz und sang dabei.
Sang aus Millionen Kehlen, daß es klang
Als sei das ganze Land ein Sommerwald,
Ein singender Wald das ganze deutsche Land,
Und alle, die es hörten, mußten weinen!

Dann hat der Held geschwiegen und getanzt
Zur dröhnenden Musik des Muts in seinem Blut,
Und wieder dir verwandt und sonnenhaft
Hinstürmt ein Ruhm durch alle Welt: Des Krieges deutsche
Gedankentat und Händetat, Gesittung und Gefühl.

Noch kämpfen wir, Vergangenheit und Zukunft bindend,
Dich schützend, heilige Muttererde, deutsches Land.
Drei Brüder gabst du uns für diese Stunde,
Die halten wir umschlungen, Mann und Frau und Kind:

Den deutschen Tod, den deutschen Sieg
Und unsre deutsche Ehre.

Ernst Hardt.

Der Aschenkegel des Etna und die Casa Inglese. 1859.

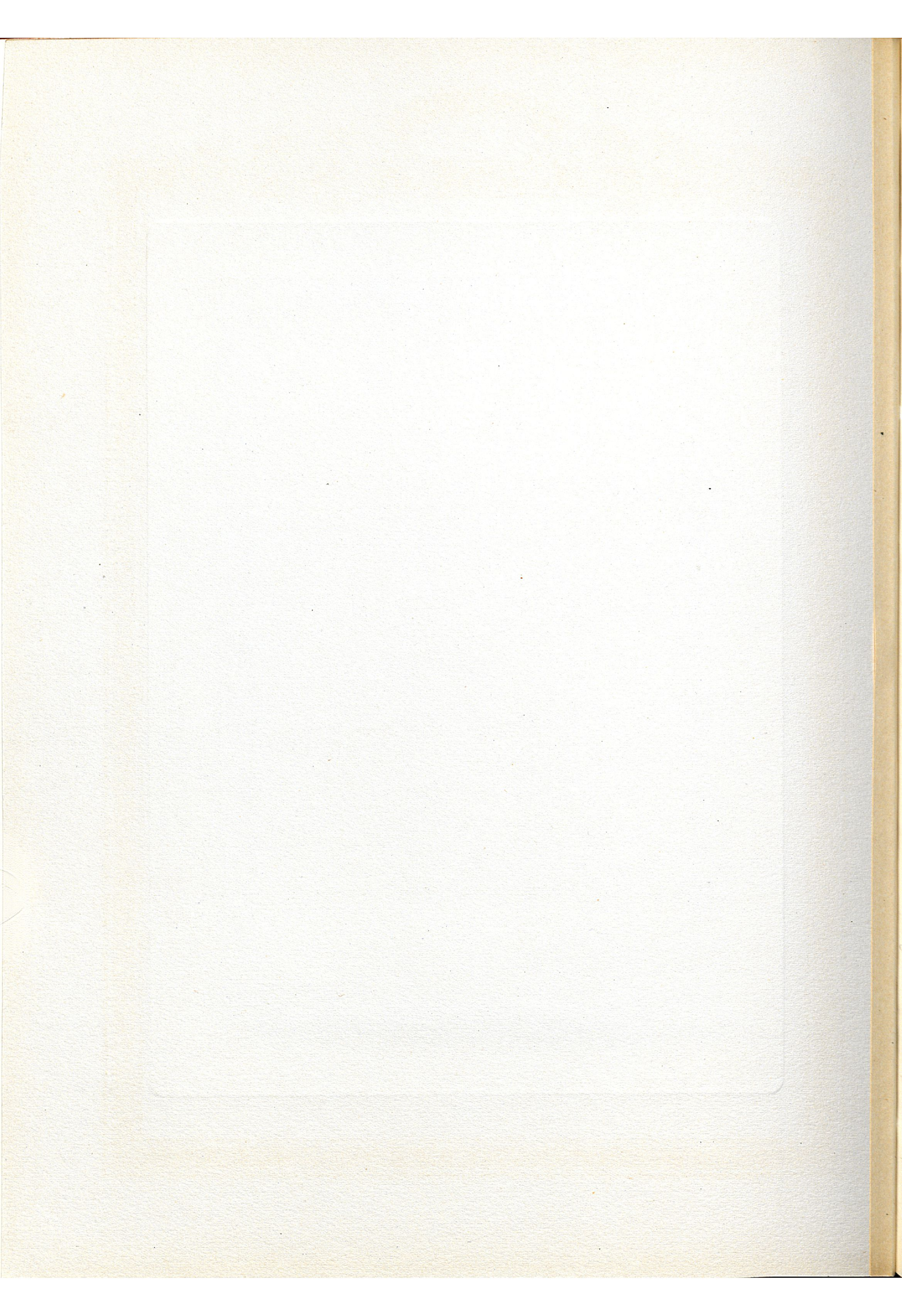
(Zur Aquarell-Skizze von Ernst Haeckel).

Am 12. Oktober 1859 in der Morgenfrühe (8 Uhr) genoss ich das Glück, mit meinem lieben Freunde und treuen Reisegefährten Herman Allmers, dem Marschendichter und Friesen-Häuptling von Rechtenfleth, vom Gipfel des Etna bei schönstem Sonnenschein das wunderbare Panorama zu geniessen, welches ganz Sizilien und einen grossen Teil des Jonischen und des Tyrrhenischen Meeres umfasst. Wir hatten in der Steinhütte (Casa Inglese) unterhalb des dreizackigen Gipfels des Vulkans übernachtet. Es war so kalt, dass die Wasserschüssel vor unserem Lager zugefroren war; wir mussten uns zusammen in den „Treuen alten Plaid" einwickeln, den Allmers in einem seiner Italischen Gedichte besungen hat.
In meinen „Reiseskizzen aus Sizilien" habe ich Näheres über diesen wundervollen Schluss-Akt unserer Reise in Italien (1859) mitgeteilt; wir fanden das Wort von Goethe bestätigt: „Sizilien ist der Schlüssel zu Allem"!
(Vergl. Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde, Berlin, Band VIII, 1860).



Ernst Haeckel

Der Aschenkegel des Ätna und die Casa Inglese. 1859



Goethes Monistische Naturphilosophie.

Der befruchtende Einfluss, welchen Goethes Aufenthalt in Italien auf das gesammte Leben und Schaffen unseres grössten Dichters gehabt hat – besonders auf die höhere Entwicklung seiner Kunst und seines Schönheits-Sinnes – ist allgemein anerkannt und gewürdigt. Das gilt aber nicht von einer anderen Seite seines Universal-Genius, von der vollkommenen Ausbildung seiner naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und der darauf gegründeten einheitlichen Weltanschauung. Wenn wir diese mit unserer modernen Entwicklungslehre und dem daraus hervorgegangenen Monismus vergleichen, so finden wir dass Goethe als deren geistreichster Prophet schon vor mehr als hundert Jahren allgemeine Ideen ausgesprochen hat, die wir heute zu den wertvollsten Fundamenten unserer vernunftgemässen Weltanschauung rechnen. Dahin gehört besonders die grosse Idee der Metamorphose, der natürlichen Entwicklung der unzähligen organischen Gestalten aus einer und derselben ursprünglichen Urform; ferner die Begründung der Morphologie, als eines selbständigen Zweiges der biologischen Wissenschaft. Die volle Bedeutung dieser „Vergleichenden Formenkunde", für welche Goethe schon als Student in Strassburg tiefes Interesse gezeigt hatte, und die tiefere Einsicht in ihre Gesetze, wurde ihm erst klar, als er in dem gelobten Lande seiner Sehnsucht die ganze Herrlichkeit der südlichen Natur geschaut hatte. Im botanischen Garten zu Padua (1786) offenbarte sich ihm die grundlegende „Metamorphose der Pflanze" (die Idee der Urpflanze); – auf den Dünen des Lido von Venedig (1790) die Morphologie der Wirbeltiere (Schädel-Theorie). Auf diesem festen biologischen Fundamente errichtete dann unser unvergleichlicher Dichter, der zugleich einer der grössten deutschen Philosophen war, jenen Wunderbau der Monistischen „Identitäts-Philosophie" und des damit verknüpften Pantheismus, dem er den bezeichnendsten Ausdruck in dem Satze gab: „Die Materie kann nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existieren und wirksam sein".

Ernst Haeckel.
(Jena).

Till Eulenspiegel

(Ein Bruchstück)

Ein Wald. Planwagen mit Pferdchen. Till, siebzehnjährig, und sein alter Vater steigen heraus.

Der Vater:
Till, Till, halt still!

Till:
Wie Vater will.

Der Vater:
Zieh mich hervor, hier steig ich aus,
ich weiß gewiß, ich bin zu Haus.

Till:
Hier in dem regenfeuchten Walde?

Der Vater:
Ich bin zu Haus, Du merkst es balde.

Till:
Bleib unter Deiner Plane, bleib,
der Regen fällt in langen Strähnen.

Der Vater:
Nun flenn auch Du noch Abschiedstränen:
mach hurtig, Till, und sei kein Weib.

Till:
Was soll ich tun?

Der Vater:
Es ist vor Wochen,
vor Jahren unter uns besprochen.
Verlier kein Wort, die Frist ist um,
noch bin ich laut, bald bin ich stumm.

Till:
Oh, Herr, ich kann Euch nicht verstehn.

Der Vater:
So nimm die Hacke, nimm den Spaten.
Kannst Du's nicht hören, nicht erraten,
auch ohne beides muß es gehn.
Wer gar nichts kann und nichts erreicht:
ein Grab für andre gräbt er leicht.

Till:
Wieso ein Grab?

Der Vater:
Mach keine Worte.
Ich sage Dir, wir sind am Orte.
Ich möchte hier nicht lange frieren,
könnt ich's, ich würde selbst mich rühren.
Komm, hüll mich in den alten Rock,
bring mich zu jenem Wurzelstock,
dort will ich sitzen und betrachten,
wie Du das Wurzelwerk durchstichst,
die schwarze, schwere Scholle brichst
und immer tiefer dringst mit Sachten.

Till:
Du sprichst im Fieber, Vater. Nein!

Der Vater:
Das Leben mag ein Fieber sein.
Ist's so, dann ist es bald vorbei,
und ich bin endlich fieberfrei —
nun hurtig.

Till:
Hurtig, Vater? Was?

Der Vater:
Was ich Dir eben sagte, das!

Till:
Ich kann nicht.

Der Vater:
Till, Du machst mir's schwer,
weiß Gott, ich nahm Dich sonst für mehr.

Till:
Weil Ihr es denn nicht anders wollt.

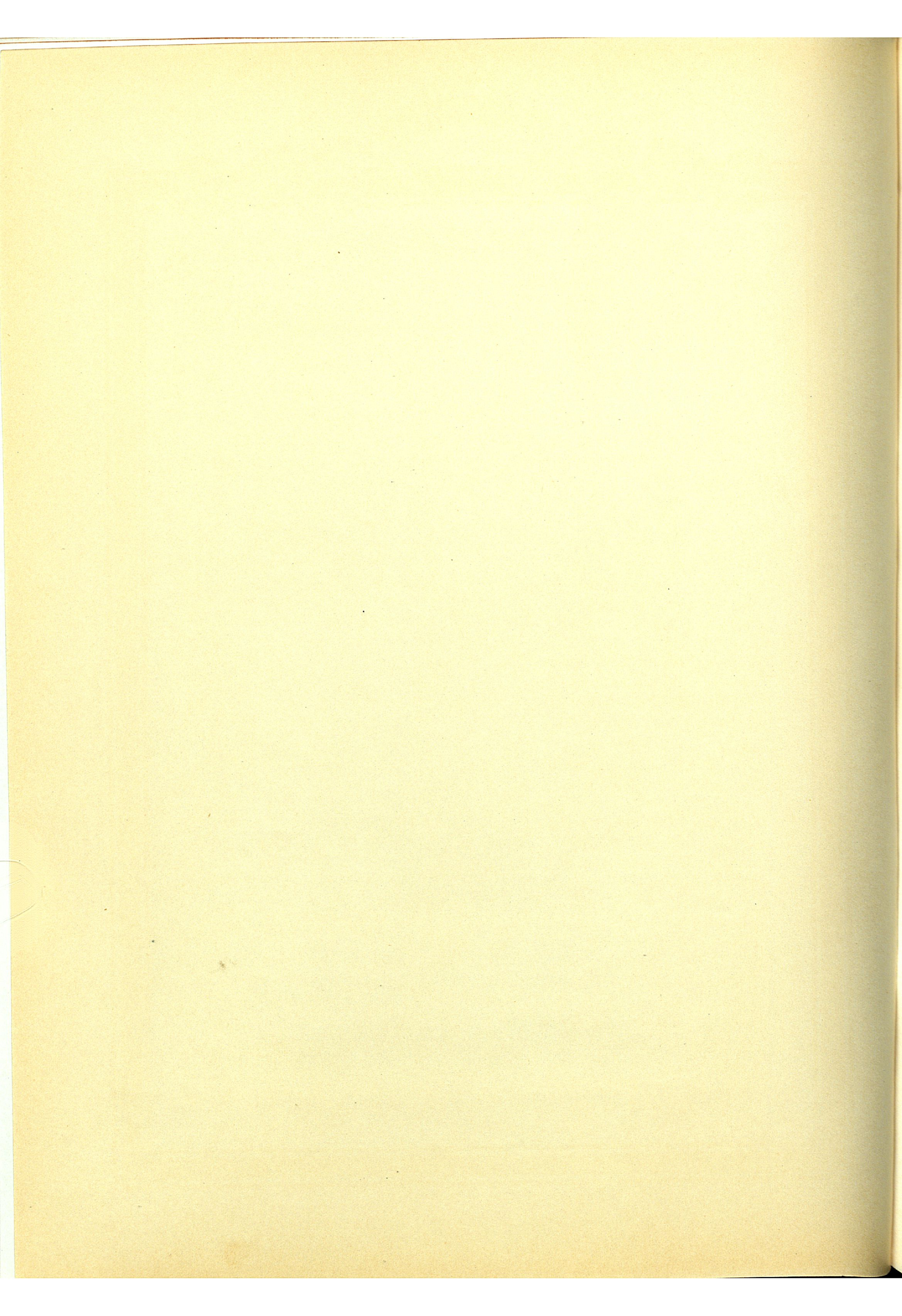
(Er beginnt ein Grab zu graben)

Der Vater:
Die Erde knirscht, die Scholle rollt.
Oh furchtbar grausiges Entzücken,
auf diesen Spatenstich zu blicken,
der bröckelnd auseinander weicht
und keinem anderen Staube gleicht,
ein Tritt, ein Schnitt, schon wieder schollerts,
und über Halm und Heide kollerts.
Schatzgräber Till, oh halte ein,
hier blinkts von edelstem Gestein.
Hier gilt es beide Augen schließen,
erblindend glänzendstes Genießen.
Die dritte Scholle bricht hervor
und heiliger Donner trifft mein Ohr.
Erschrick nicht, Till, vor Deiner Macht,
grab weiter, weiter Deinen Schacht.

Till:
Weil mir's nicht ziemt zu widersprechen.



Aus dem Chiemgau. Von Richard Kaiser.



Der Vater:

Stich zu, Du mußt den Star mir stechen.
Schon hebt die Schaufel goldnen Sand.
Ich wittere schon den nahen Strand
und mich gelüstet es, zu landen.
Siehst du das diamantne Riff?
Dort, dort zerschmettre ich mein Schiff!
Dort schlag ich diese Welt zu Schanden.

Till:

Nun gut, es sei! Ich schaffe Rat.
Ich bin bereit, den Schatz zu heben:
Doch mußt Du eine Frist mir geben.

Der Vater:

Till, Till, wer gibt, was er nicht hat?

Till:

Mit Erde will ich meinethalben
Dir Deine blinden Augen salben.
Du sollst den goldnen Strand ersteigen,
den Du so innig Dir ersehnst
und schon so lockend nahe wähnst.
Ich will den Weg dahin Dir zeigen.
Doch dazu muß ich tüchtig schwitzen.
Was willst Du hier im Regen sitzen?
Komm, kriech in unser warmes Nest:
indeß bereit ich Dir dein Fest.

Der Vater:

Nein, niemals wieder in den Karren!
Hör, Till, Du wirst mich hier verscharren!
Verstehst Du mich? Im Ernst gesprochen!
Der Bann des Daseins ist gebrochen.
Ich stehe wieder, wo ich stand,
eh ich die Welt im Staube fand,
und wiederum zu neuem Staube
lockt weiter mich der alte Glaube.
Begreifst Du nun, wie sehr es drängt
und was am Augenblick jetzt hängt?

Till:

Du magst es noch so eilig haben,
leicht ist es, sterben! — schwer, begraben.
Kannst du nicht warten, mach es ab,
ich grabe nachher Dir Dein Grab.

Der Vater:

Nein, Till, so wirst Du mich nicht los,
hier heißt es, brechen oder biegen:
erst will ich auf dem Rücken liegen,
geborgen in der Mutter Schoß!
So sehr ich in der Irre lief,
ich weiß, wovon ich ausgegangen,
dort gilt es wieder anzufangen.
Bequem gestreckt, sechs Spannen tief
tu ich den letzten Atemzug.
Dann ists vollbracht; dann sei's genug.

Till:

Nun, wie Ihr wollt. Auf diese Art
bleibt Pfaff und Küster uns erspart.
Es kostet keinen Leichenschmaus.
Das Grabgeleite bleibt zu Haus.
Die Liese läutet mit der Schelle,
statt Glockenturmes Sturmgegelle,
wir sparen Nägel, Leim und Bretter
und machen keinen Schreiner fetter.
Herunter Jacke denn und Hemd,
das Eisen frisch zu Grund gestemmt:
von selbst fast Lag um Lage weicht,
schon ist die rechte Schicht erreicht.

Der Vater:

Unmöglich, Till!

Till:

Ging Dir's zu schnelle?

Der Vater:

Wie angemessen mit der Elle.

Till:

Gebt acht, daß Ihr nicht stolpert, denkt,
wie leicht man sich ein Glied verrenkt:
daß Ihr nicht noch zu guterletzt
den Bader mir in Nahrung setzt.
Gebt mir die Hand, steigt sacht herein.

Der Vater:

Oh, Till, mein Kind, Du spottest mein.

Till:

Nur sachte!

Der Vater (steigt ins Grab):

Welch ein großer Schritt.

Till (springt heraus):

Auch der! — Lebt wohl. Ich mach nicht mit.

Der Vater:

Ih, Gott verhüts. Wo denkst Du hin?
So leicht ist hier nichts zu gewinnen.

Wer enden will, muß erst beginnen.
Werd' erst, was ich geworden bin.

Till:

Ich weiß mir anderes noch zu hoffen.

Der Vater:

Ein Netz von Straßen steht dir offen.
Die Mähre zieht, die Achse hält,
es rollt das Rad: Dein ist die Welt!

Till:

Was machst Du, Vater? Liegst du weich? —
Dies ist mir doch der tollste Streich
von allen, die Du je vollführt.
Doch nun: der Schwank ist durchprobiert,
zum Jahrmarkt sind wir nun versehen.
Steh auf und laß uns weiter gehen.

Der Vater:

Ich gehe schon, ich schreite, schreite,
nach allen Seiten, fort ins Weite.
Oh, Till, oh, Till, wer kann es fassen?
dies ist ein Wandern ohne Straßen.
Hier wirst Du einst mir neu begegnen:
komm, guter Sohn, und laß Dich segnen.

Till:

Er dehnt sich, reckt sich sonderbarlich:
dies nimmt kein gutes Ende, wahrlich.
Wenn Euer Stück nicht besser endet,
so springt kein Batzen aus dem Säckel.
Und wenn das Blättlein so sich wendet,
dann fehlt zum Sarg nur noch der Deckel.
Ein junger Narr, ein alter Narr:
der eine stumm, der andre starr.

Ist es zu fassen? Nie und nimmer!
Vater, er spaßt, er spaßt wie immer.
Sprich, mach ein Ende, gib Bescheid:
was hüllst Du Dich in dieses Kleid?
in dies Kartäuserweiß des Schweigens?
Jetzt, wo mein ganzes Wesen drängt
und fragend Dir am Munde hängt,
jetzt stiehlst Du mir die Antwort eigens?
Willst Du denn nun nicht auferstehn?
Wir haben heut noch weit zu reisen,
Du weißt den Weg und mußt ihn weisen.

Ein Greis in Gestalt eines christlichen Eremiten ist aus den Büschen hervor und an das Grab getreten.

Der Greis (ohne Bewegung):

Die Sache wird so schnell nicht gehn.
Und wer auch wollte einen wecken,
der, eben noch am Wanderstecken,
kaum auf dem Pfühl sich ausgestreckt? —
Der Schlaf ist heilig, der ihn deckt.

Till:

Dies klingt nicht übel, läßt sich hören.
Wo aber, sage, kommst Du her?

Der Greis:

Gott selbst kann solchen Schlaf nicht stören;
tut er's, so ist er selbst nicht mehr.

Till:

Wie weißt Du das, sag wer Du bist?

Der Greis:

Ich bin ein Muni und ein Christ,
ein Stück von Dir, ein Freund, ein Schatten!

Till:

Wenn wir die Freunde, die wir hatten,
vertauschen sollen mit dergleichen
Gebilden aus den Schattenreichen,
so muß ich meinen Kram verschenken
und an den nächsten Baum mich henken.
Dann ist Kommerz und Mühsal nutzlos,
und ich bin arm und nackt und schutzlos.

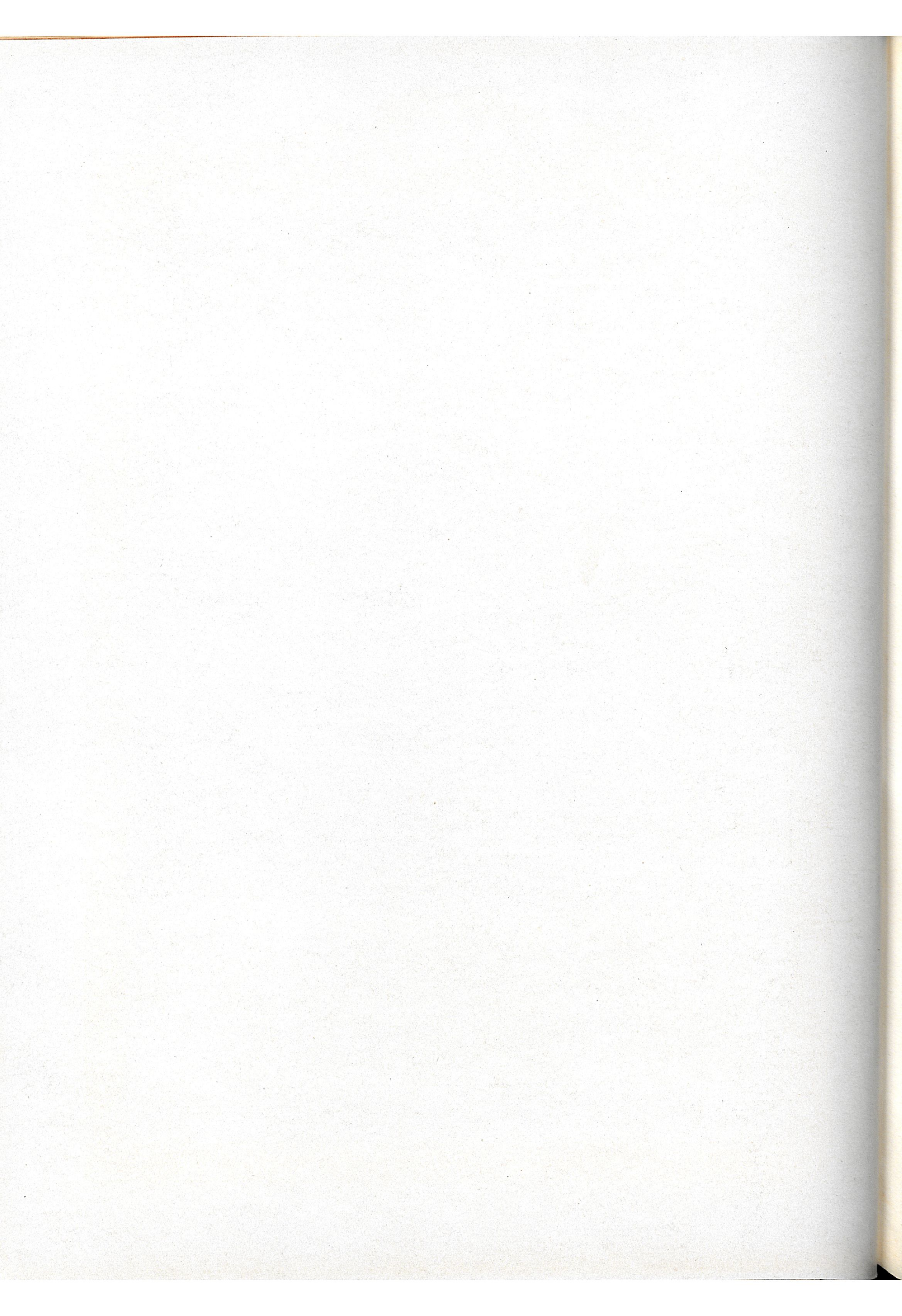
Der Greis:

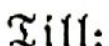
Was arm, was nackt? Till, Du bist jung,
gelenk und frisch zu Wurf und Sprung,
behend Dich am Trapez zu schwingen:
bist auf dem Turmseil schwindelfrei.
Du balancierst ein rohes Ei
und schluckst sechs blanke Degenklingen.
Den wilden Hengst machst Du zum Lamm.
Du musizierst auf jedem Kamm.
Du bist der hübschen Kinder Lust,
Dir hebt sich jede volle Brust.
Kaum halb ein Jüngling, ganz noch Knabe,
steht jede goldne Tür Dir offen.
Was hast Du heute nicht zu hoffen?
Greif in des Stockes vollste Wabe
und achte keiner Biene Stich!
Die Frucht, die auf dich her hängt, brich.
Dort liegt entseelt, der Dir's verboten:
die Schaufel her, begrab den Toten.



Fritz Mackensen

Mutter und Kind





Till:

Die Hand ist lahm, der Spaten stumpf.
Soll ich auf diesen heiligen Rumpf,
in dieses Antlitz Erde schütten,
das klar von einem fremden Licht,
stumm Nieerhörtes zu mir spricht?
Du hast besiegt, was Du gelitten.
Es strahlt Triumph von Dir empor.
Ich wußte nicht, wer Du gewesen,
nun kann ich's von der Stirn Dir lesen,
Erkenntnismacht bricht voll hervor:
kein Schellennarr, ein wahrhaft Weiser,
viel mächtiger als Max der Kaiser.

Der Greis:

Heb auf die Schaufel, hurtig, Till,
gönn ihm die Erde, die er will,
von Sohneshand um ihn gehäuft,
von Deiner Tränen Salz beträuft.
Die Welt bleibt Deinen Sinnen helle
auch ohne diese Strahlenquelle,
die, ob Du's selber auch nicht weißt,
von Deines Lebens Mark sich speist.

Die letzten Worte des Greises, den ein vorüberziehender Nebel unsichtbar gemacht hat, kommen aus der Ferne.

Till:

Wohlan Du Echo jenes Hauchs,
der mich von seiner Lippe rührte,
als mich des Vaters Hand noch führte,
Du Stimme eines Nebelrauchs:
ich folge Dir — mit Schaudern freilich! —
denn selbst dies Echo ist mir heilig.

Er schüttet das Grab zu.

Till (wirft den Spaten weg):

Vollendet ist's! Nun will ich ruhn.
Wer wird mir diesen Dienst einst tun?
Ein Mann? Ein Weib? Gekrönt? Geschoren?
Nah? Fern? Schon überhaupt geboren?
Alt oder jung zu dieser Stunde,
Till, oder gehst Du vor die Hunde?
Nun, wann und wer es immer sei,
ich habe nichts zu tun dabei.

Gerhart Hauptmann

Kruzifix

Wie Taubenflug stumm weht, lag Einsamkeit,
Rein wie ein Flügelflaum, oh' Laut. Es lagen
Gräber in Schnee versunken — einsam lagen
Verschneite Kreuze rings — starr — ohne Leid.

Von fern her — tief verlorener Seligkeit
Voll — kaum geahntes, nie erhörtes Klagen
Von Glocken —: und ein goldnes Kruzifix
Glänzt in die Grauluft — einzig weit und breit.

Gestorbne Welt ringsum ganz weiß, ganz leer,
Drin ich ans Kreuz geheftet jenen ragen
Sah — jenen Sehner —: Da! — leis wehend — her,

Wie Blüten oder auch wie Flocken fallen,
Schwebt Engelschar —: Maria wandelt still
Zum Kreuze —: süße Stimmen hör' ich hallen.

Carl Hauptmann

Der Goethe-Deutsche war ein Idealist, der Deutsche unserer Zeit erblickt sein höchstes Wesen darin, ein Wirklichkeitsmensch zu sein. Die Untersuchung aber kann nachweisen, daß dieser Wirklichkeitsgeist ein inneres Zielstreben in sich trägt, jene Ideale zu realisiren. Unsere Feinde erklären uns heute, daß jenem Idealisten all ihre Liebe gehörte, ihr Krieg aber dem Wirklichkeitsbarbaren gilt. In der alten, von einem orientalischen, griechisch-lateinischen, romanischen Denken beherrschten Weltanschauung stehen sich Ideal und Wirklichkeit unvereinbar gegenüber, und in ewigem Widerstreit miteinander konnten sie sich niemals finden und gegenseitig verstehen. Doch unfruchtbar und tot ist jedes Ideal, das nicht allein in der Verwirklichung, - unfruchtbar jede Wirklichkeit, die nicht allein im Idealen all ihren Sinn und Zweck weiß. Beide sind miteinander in unlöslich-symbiotischem Bunde verschlungen, wie Mann und Weib, wie Geist und Materie, zu schöpferisch-produktivem Geschehen, und nur aus ihrer gegenseitigen Befruchtung entstehen die Werke und Taten von Wert und Größe. Das Wesen des Deutschen, der ein ebenso starker Idealist wie auch Wirklichkeitsmensch ist, dessen Waffensiege auch stets Geistessiege sind, leistet die Gewähr für eine durchaus neue Kultur, in deren Licht alle Völker besser leben und wohnen werden, als bisher.

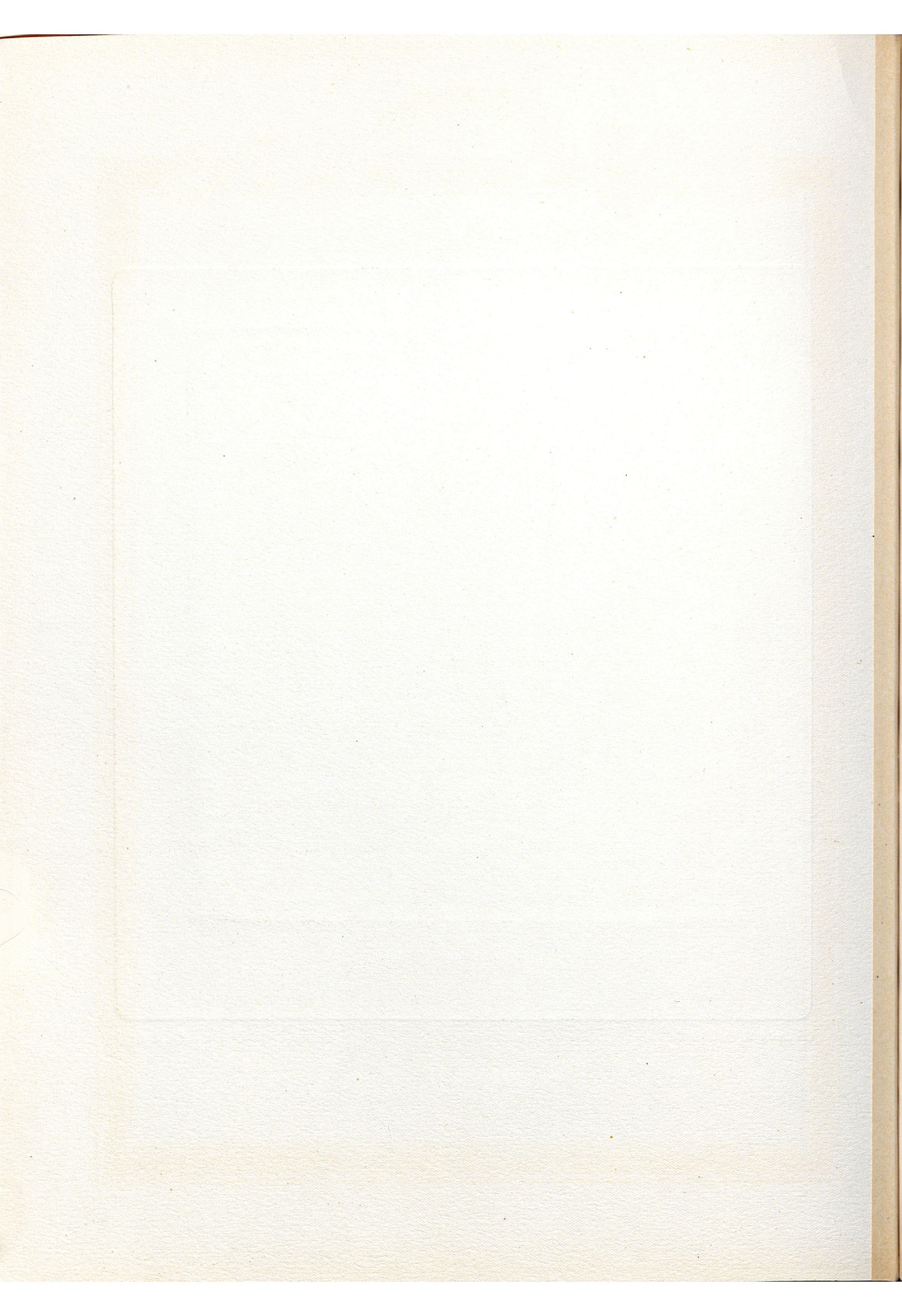
Zehlendorf b/Berlin. Julius Hart.

Möge unser deutsches Volk aus diesem Daseinskampfe als Leitstern seines Handelns in alle Zukunft den Glauben und das Wissen hinübernehmen, daß über dem Einzelnen und über der Partei ein Höheres steht, das Vaterland.

Harnack
[illegible]



Eduard v. Gebhardt Studienkopf



Traumbilder nur sind aller Künste Gedichte.
Lebendig, ewig, wirklich ist die Tat.

Max Halbe

Die Kunst hat ihre bürgerlichen Werkstätten verlassen und hat sich in den Dienst des Kriegs gestellt. Sie offenbart sich in der Technik des Zerstörens, jedes Gefecht verwandelt sie zum Heldenlied, aus den Eingebungen der Strategen spricht sie mit dichterischer Kraft. Ach, dass sie draussen nun ihr Höchstes leisten wollte, dass sie den Meister schüfe, der das Weihefestspiel des Jahrhunderts schreibt, die Trilogie der Liebe, des Völkerfriedens und der Menschlichkeit.

Auguste Hauschner
Berlin im August 1915

Vernunft und Gerechtigkeit

Deutsches Wesen hat seine Stärke viel weniger in unklaren Gefühlen als in bewußter Vernunft und unbestechlicher Gerechtigkeit.

Nur zwei Gefühle möchte ich in dieser Zeit gelten lassen, das der Liebe zu unserem bedrohten Volk und Vaterland und das der Dankbarkeit für unsere kämpfenden Brüder, die Unerhörtes dulden und leisten, um uns zu retten.

Diese Gefühle spornen uns zur höchsten Kraftleistung an, einen billigen Haß gegen unsere Feinde haben wir dazu nicht nötig; er widerstrebt unserer Vernunft und Gerechtigkeit.

Haß? — Zu welchem Ende? — Haß gegen die anderen Völker, deren Krieger ebenso für ihr Vaterland fechten wie unsere, deren Feldherren ebenso verpflichtet sind, alles zu tun, um ihr Volk zum Siege zu führen?

Ich bezweifle, daß unsere Truppen in den Schützengräben Haß gegen die Feinde empfinden. Gewiß, draufgängerische Lust zum Niederschlagen, wie es sich für sie geziemt, Wut im Handgemenge als natürliche Auslösung der ungeheuren Spannung; das hilft ihnen zu siegen. Aber unzählige Zeugnisse aus den Kriegsbriefen beweisen, daß sich bei edlen Naturen statt des Hasses vielmehr ein Gefühl ritterlicher Achtung für den Gegner entwickelt, der ebenso Opfermut und Ausdauer beweist, wie unsere Truppen.

Haß, wo er fruchtbar werden soll, muß noch mehr wie die Liebe zu Hause beginnen. Lehrt doch einer der Deutschesten, Gottfried Keller, man solle lernen, nur seine Fehler zu hassen. Unwahrheit, Unfreiheit, Ungerechtigkeit, wenn sie sich in unserem Vaterland zeigen, dürfen und sollen wir hassen, denn wir empfinden sie als eine Schändung seiner Ehre. Dieser Haß entspringt aus tiefster Liebe.

Alles was unsere Feinde tun, rechtfertigt, und wenn es hundertmal so schlimm wäre, noch nicht ein Gefühl oder eine Handlung, die unser unwürdig wären.

Wer hoch von sich denkt, behandelt andere nicht nach ihrem Verdienst, sondern seiner eigenen Ehre und Würde gemäß. Wenn die Engländer dies Wort ihres größten Geistes mit Füßen treten, so ist es Sache des deutschen Volkes, ihnen gegenüber daran fest zu halten. „Je weniger sie es verdienen, je größer ist unser Verdienst."

Uns Deutschen wurzelt im tiefsten Bewußtsein der Gedanke, daß das Wesen der Nation die kulturschaffende Gemeinschaft, daß „nationales" Empfinden das Bewußtsein der Gemeinsamkeit in Kulturarbeit und Kulturbesitz ist. „Kultur" selbst aber ist die Arbeit für die Erhöhung der menschlichen Art, das heißt des menschlichen Geistes, seine Befreiung von der Herrschaft wilder Triebe, also auch unklaren Hasses und vernichtender Feindschaften, sein Fortschreiten zu bewußter, freier Gestaltung der physischen und geistigen Welt um uns herum, die Begründung der Herrschaft von Vernunft und Gerechtigkeit.

Wie aber Kultur der menschlichen Gemeinschaft dient, so erwächst sie auch in der Gemeinschaft, von den kleinen Kreisen, aus denen schöpferische Gedanken sprießen, durch die Gemeinschaft der Nation zu der des allgemeinen menschlichen Geistes.

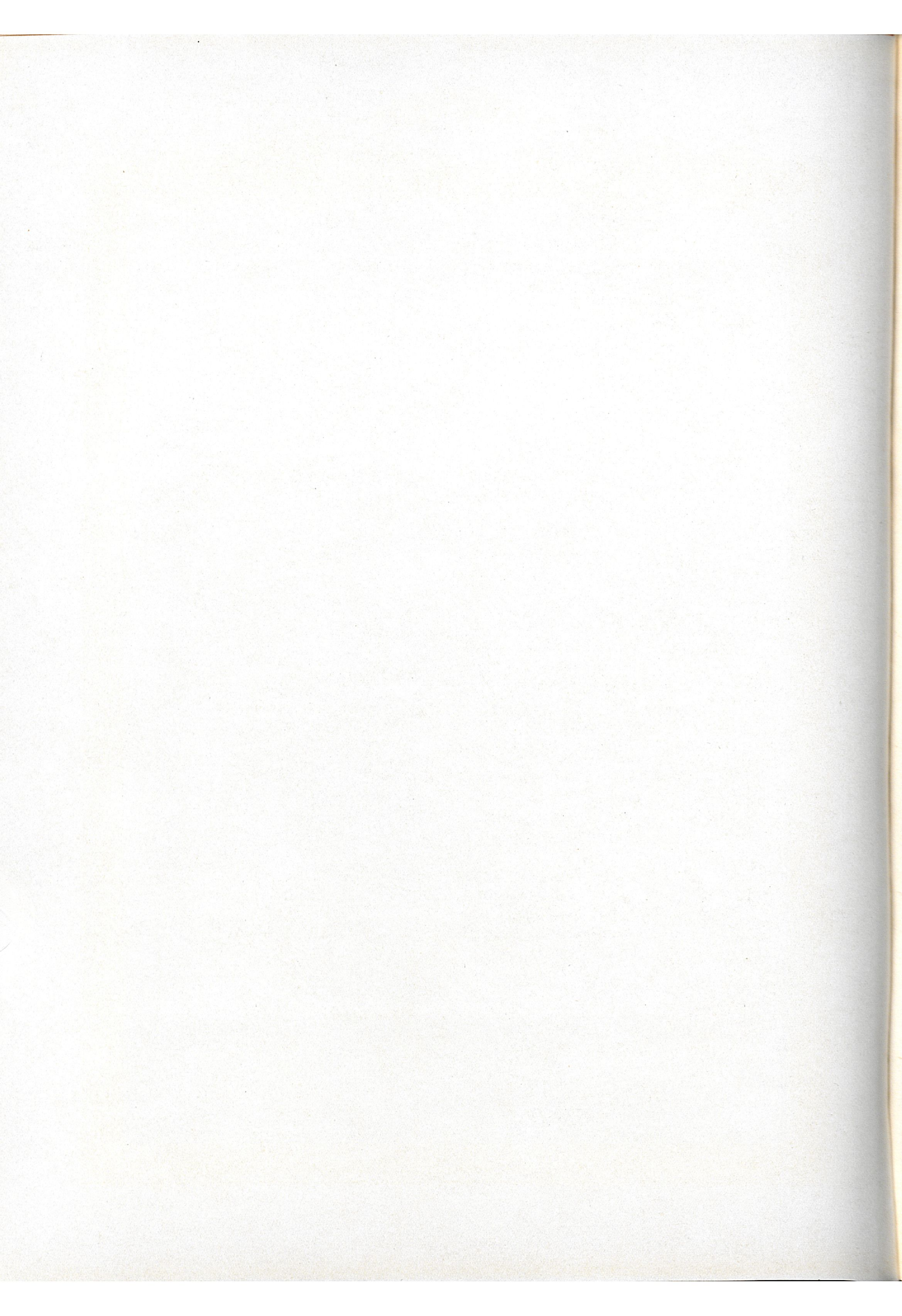
Darum steht die Nation über jeden einzelnen, weil wir den Dienst, den wir der Menschheit schulden, in der Nation leisten. Darum gibt sich jeder einzelne für sein Volk hin.

Darum brach mit einem Male ein Gefühl der Zusammengehörigkeit in diesem durch innere Kämpfe zerspaltenen, durch erlittenes Unrecht verbitterten Volke hervor. Man fühlte, wenn Deutschland nach dem Willen seiner Feinde unterläge, wäre das deutsche Volk als kulturschaffende Kraft bedroht, das heißt als eine Kraft, die nicht nur für sich, sondern für die Idee der Menschheit wirkt.

Dieser Gedanke begründet die Pflicht und das gute Recht der Deutschen, zu kämpfen und zu siegen. Er begründet auch das plötzlich erwachte Einheitsgefühl, das, ohne ein Gran von seinen Überzeugungen



Carl von Marr



aufzugeben, jetzt mit allen zusammenhalten will, die das Vaterland verteidigen. Er zeigt aber auch Weg und Ziel des Kampfes und schützt vor dem Rückfall in barbarische Instinkte und wilden Haß. Er lehrt zwischen den Feinden unterscheiden besser als unklare Sympathien und Antipathien. Er gibt endlich die Möglichkeit, über den Krieg hinauszusehen und das Ziel zu erblicken in neuer gemeinsamer Arbeit der Nationen und Austausch ihrer Kulturgüter zum besten der Menschheit.

Berlin, Oktober 1915.

Wolfgang Heine

Niemals zuvor hat die Welt einen so gewaltigen Entfaltung aller materiellen, intellektuellen und sittlichen Kräfte einer großen Volksgemeinschaft erlebt, wie in diesem größten aller Kriege bei unserem deutschen Volke, dem in dieser Zeit anzugehören und zu dienen der größte Stolz ist, der zu einem Sterblichen zuteil werden kann.

Berlin, 31. Oktober 1915

K. Helfferich

Im Deutschen Reiche gibt es 17 Zoologische Gärten, die ihren Namen im Sinne der Wissenschaft & Volksbildung verdienen. Bei unseren Feinden, in Frankreich, England, Russland, Italien, Belgien, Serbien, Montenegro & Japan kann man 13 zusammenbringen, wenn man recht milde verfährt.
Auch eine Kennzeichnung für das Land Goethes 1915 & — für die andern!

Prof. Dr. L. Heck,
Direktor d. Zool. Gartens Berlin.

Ein Reich, ein Volk, ein Gott! — Herrlich haben sich diese vor Jahren gesprochenen Worte unseres Kaisers in dem gewaltigen Ringen des Deutschen Volkes um seine Sicherheit, seine Freiheit und seine Zukunft bewährt, mögen sie unserem Volke auch nach siegreich erkämpftem Frieden stets Leitstern sein.

Bremen, den 19. Juni 1915.

Heineken

Dies Buch ist auf den Namen Goethes gestellt worden. Kennen wir Goethe? Nein. Gibt es einen Deutschen, der ihn von der ersten bis zur letzten Zeile zu fassen vermag? Nein. Deshalb sind auch bisher alle Versuche, das Buch über Goethe zu schreiben, kläglich gescheitert. Deshalb und nur deshalb hatte die Goethe-Wissenschaft einen Sinn, weil sie die Bausteine liefert zur Psychologie des Genies. Wir harren des Bauherrn, der mit Ehrfurcht an seine Aufgabe herantritt. Und Ehrfurcht sollten wir alle — die Schulmeister jeglicher Art inbegriffen — von Goethe lernen. Trägt hierzu dieser furchtbare Krieg bei, so soll er trotz allem und allem gesegnet sein.

Felix Hollaender

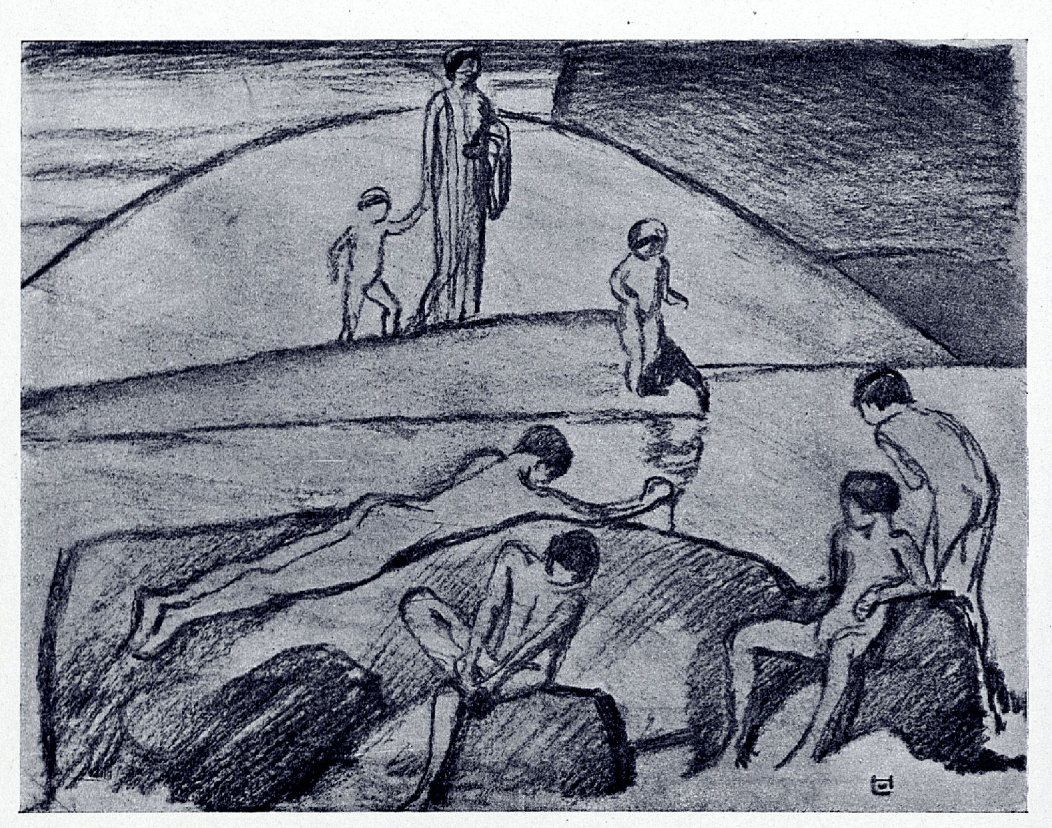
Einig und entschlossen ist das deutsche Volk auch heute nach fast 16 Monaten Krieg, den uns aufgezwungenen Kampf bis zum siegreichen Ende durchzuführen. Jedermann, hoch oder niedrig, Mann oder Frau, fühlt, daß es sich dabei um die Erhaltung unseres Vaterlandes und um das Wohl jedes Einzelnen handelt. Märchenhafte Siege errang das deutsche Heer. Zielbewußte Arbeit in der Heimat schuf und festigte die Unterlage, aus der das Volk in Waffen stets neue Kräfte zog und welche die Lebensbedingungen Deutschlands auch in den außergewöhnlichen Zeiten sicherte. Das wird mit Gottes Hülfe auch in der Zukunft zu gleich großen Erfolgen führen, bis ein ruhmvoller, den Bestand und die Entwicklung des Vaterlandes sichernder Friede erkämpft ist. Dieser Wille zum Sieg und diese feste Zuversicht ist im Schützengraben am Feind und im Vormarsch der russischen u. serbischen Wege, wie bei den Unsrigen daheim in jeder deutschen Brust lebendig und wird lebendig bleiben.

den 15. XI. 15.

von Heeringen
Generaloberst u. Oberbefehlshaber
der 7. Armee.

Goethe ist unser rächendes Schwert.
Er hat unseren Frieden gekrönt als Sinnbild deutscher Universalität, deutscher Leben und Rastlosigkeit – er wird ihn wieder krönen und unserem Siege den Namen geben, Schutz und Trutz, Segen und Schrecken, Erkenntnis und Bereitschaft.

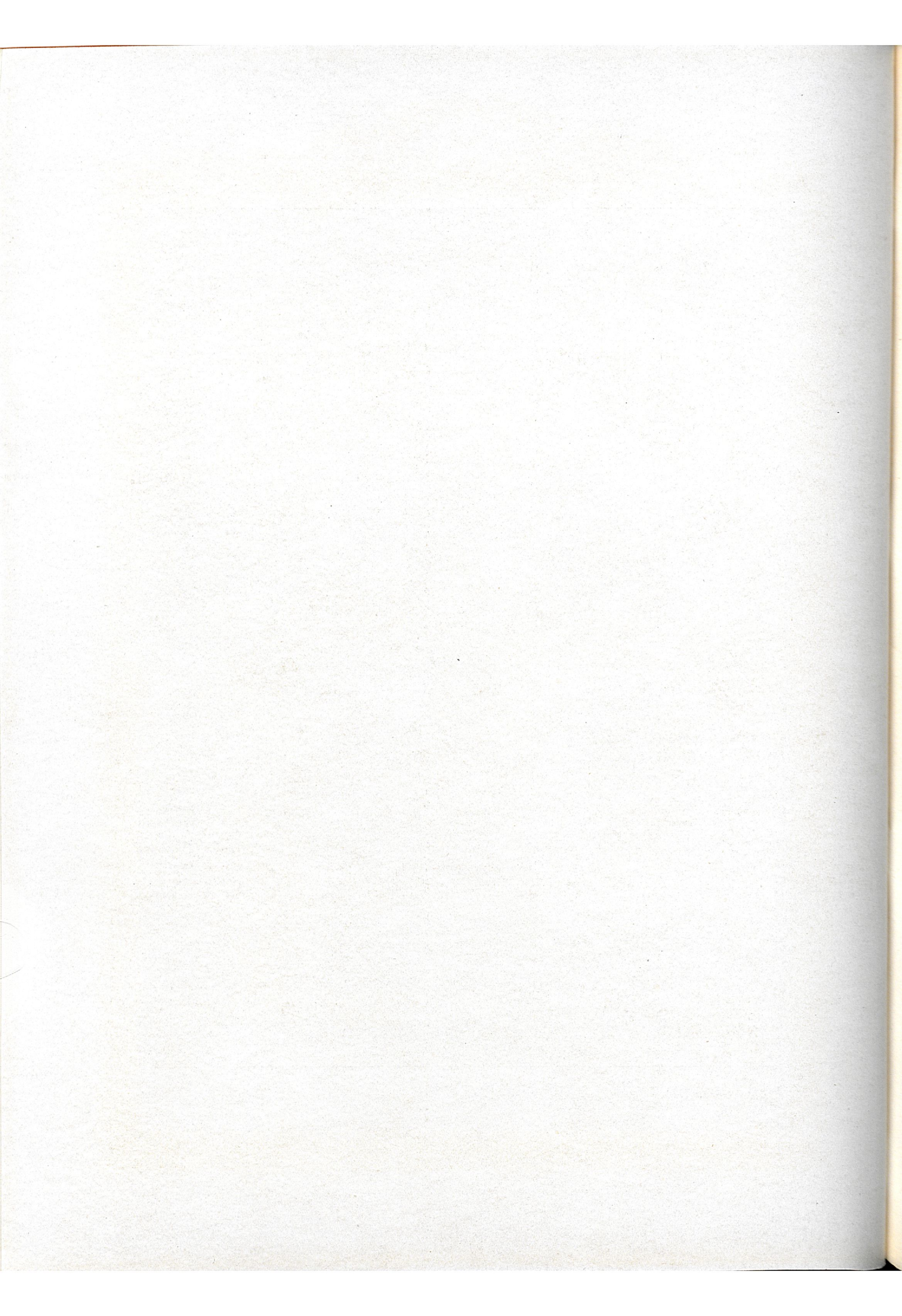
Georg Hirschfeld



Studie. Von Ludwig von Hofmann



Ludwig von Hofmann



Selbsttreue

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten!
Goethe

Die Hölle brüllt. Entfesselte Dämonen
Verschworen sich, kein Menschgefühl zu schonen,
Der Glaube röchelt, und die Liebe stöhnt.
Was unsres Herzens reiner Sehnsucht teuer,
Die edle Saat zerstampft ein Ungeheuer,
Von dessen rohem Schritt die Erde dröhnt.

÷

Durch diesen Krampf, dies Zucken wilder Leiden,
Austobend in der Menschheit Eingeweiden,
O Seele, rette dir dein höchstes Gut!
Mag Qual und Not der Hölle dich umbranden,
Schirm dir die Wehr, der wüsten Welt zu Schanden:
Der Selbstbehauptung heiligen Siegermut!

München,
18 Juni 1915

Karl Henckell

Aus meinem Fenster blickend, überschaue ich die Weite des Himmels, grau, grau, grau. Wolken, geballt, [illegible] regenschwere Decken auf Berge und Wälder. Aber irgendwo überm Fluß, ganz fern, droben, .. irgendwo leuchtet ein winziges Fleckchen blauen Himmels. Wie ein [illegible] und in stillen [illegible] doppelt [illegible] in all die vergangenen [illegible] Erlebnisse winkt es mir seinen Gruß aus der göttlichen Unendlichkeit. Und ich möchte [illegible] denken, daß mir ein Deutschland [illegible], daß er jetzt nicht so weit in das [illegible] müßte, mein [illegible], [illegible].

Georg Hermann

Neckargemünd i B
Juli 1915

Es schlägt die Zeit, die große deutsche Zeit
Mit Schwerterknäufen an das Schicksalstor.
Nackt unsre Seelen, blutig unser Kleid,
Die Toten tragend gehn zum Sturm wir vor.
Das Tor springt auf. Wir treten in die Welt ---
Und sehn im Blau des fernsten Bergeskamms,
Am fernsten Meer sich Hand zu Hand gesellt:
Gott, habe Dank! Auch ich bin - deutschen Stamms!

Rudolf Herzog.

In Frankreich.
1915.

Eberhard König.

Nicht der Ausgang dieses Krieges mit seinen unfaßbaren Hekatomben an Menschen, Menschengut & Menschenglück wird dessen Wert bestimmen, sondern nur: ob er die Menschheit endlich lehrt, den Frieden zu schätzen & zu bewahren.

Wien. Dr Emil v. Hofmannsthal

Die Dichter und die Zeit

Wir sind dein Flügel, o Zeit, doch wir nicht die tragende Klaue!
Oder verlangst du so viel: Flügel und Klaue zugleich?

Hugo von Hofmannsthal

Berlin, im Januar 916.

Vorwärts!

von Hindenburg

Aus den Geschützstellungen bei Lille im Oktober 1914.

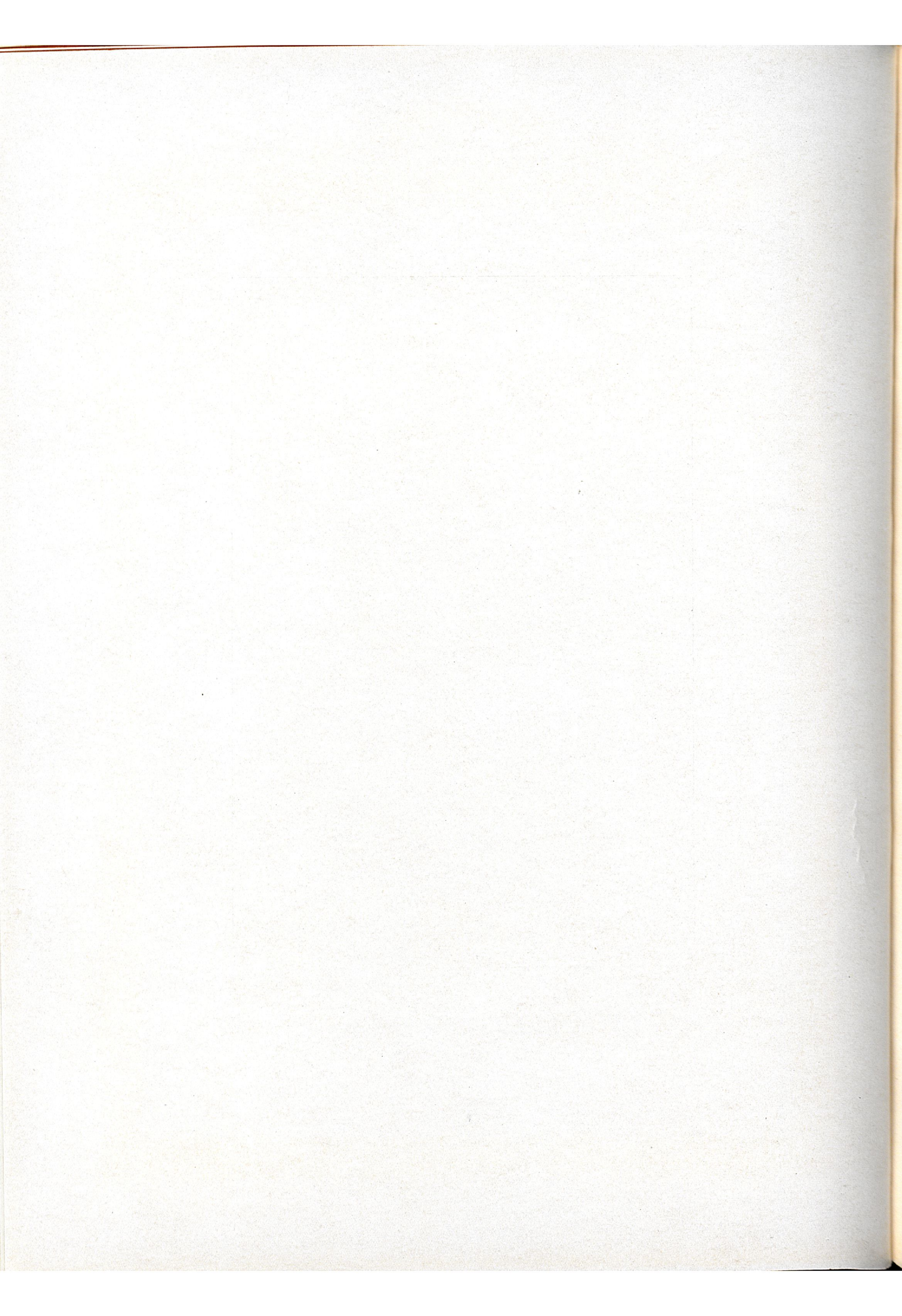
Ich bedauere alle, die das Leben und Sterben nur aus den Büchern kennen. Der Krieg ist ein Erzieher. Wir lernen die Erde lieben. Und so heilig wird uns die Heimat.

Paul Oskar Höcker



Stanislaus Cauer — Hindenburg

Nach dem Leben modellierte Büste



Der jetzt tobende, bisherig größte und
härteste Krieg aller Zeiten hat erwiesen, daß
der europäische Culturmensch trotz verfeiner-
ter Sitten nichts eingebüßt hat an kriegeri-
scher Tüchtigkeit.

15. X. 1915.

Conrad von Hötzendorf
Gen. Oberst

Goethe hat das Wort gelehrt:
Gieb uns Herr, ein gutes Schwert,
Scharf, zum Schützen aller Frommen
Und dann laß die Drachen kommen! –

Berlin 1915

Georg von Hülsen

Phantasus.

Rote Rosen
winden sich um meine düstre Lanze.

Durch weiße Lilienwälder
schnaubt mein Hengst.

Aus grünen Seen,
Schilf im Haar,
tauchen schlanke, schleierlose Jungfraun.

Ich reite wie aus Erz.

Immer,
dicht vor mir,
fliegt der Vogel Phönix
und singt.

Arno Holz

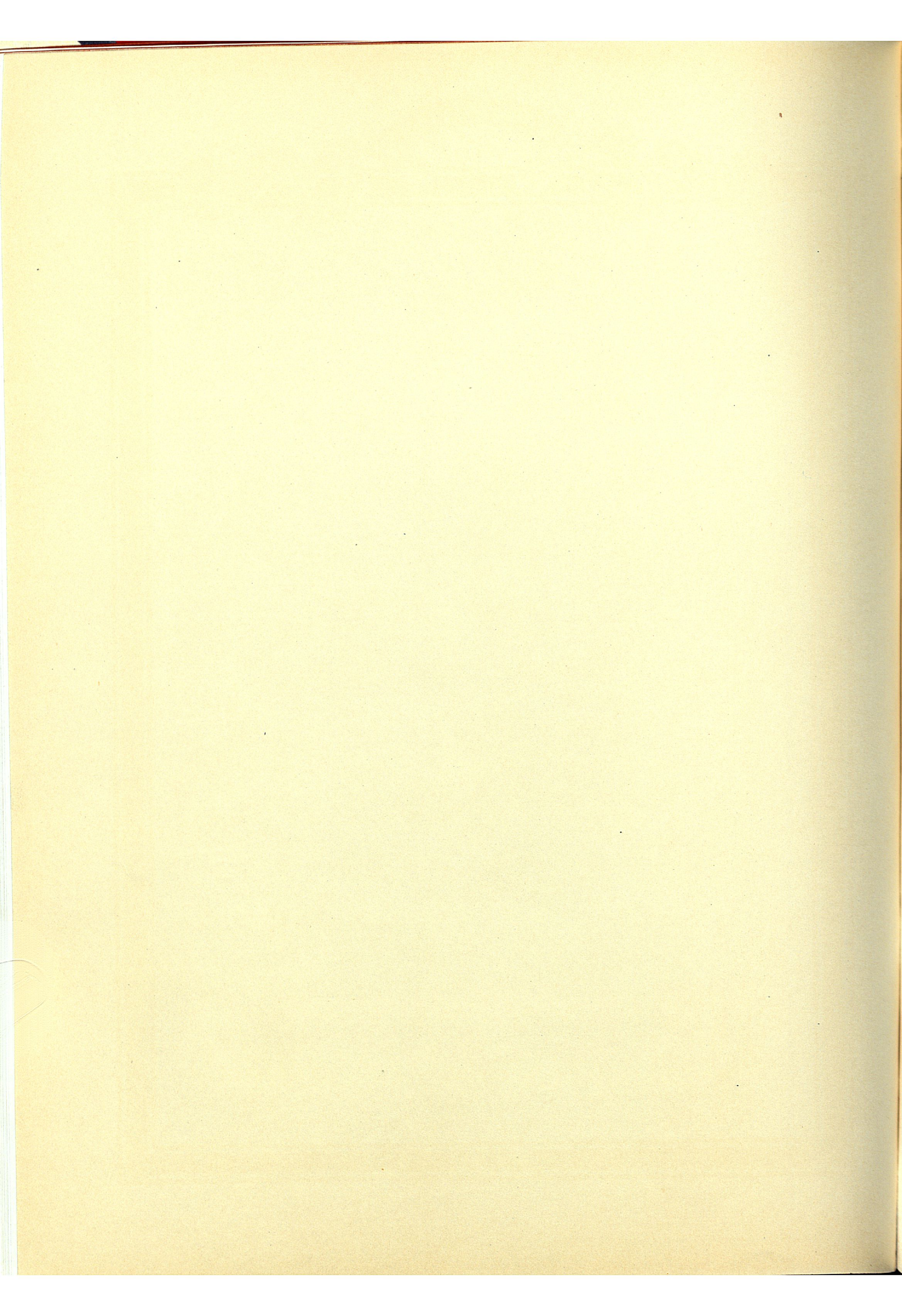
Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht,
bricht's gleich, bricht's nicht mit dir.

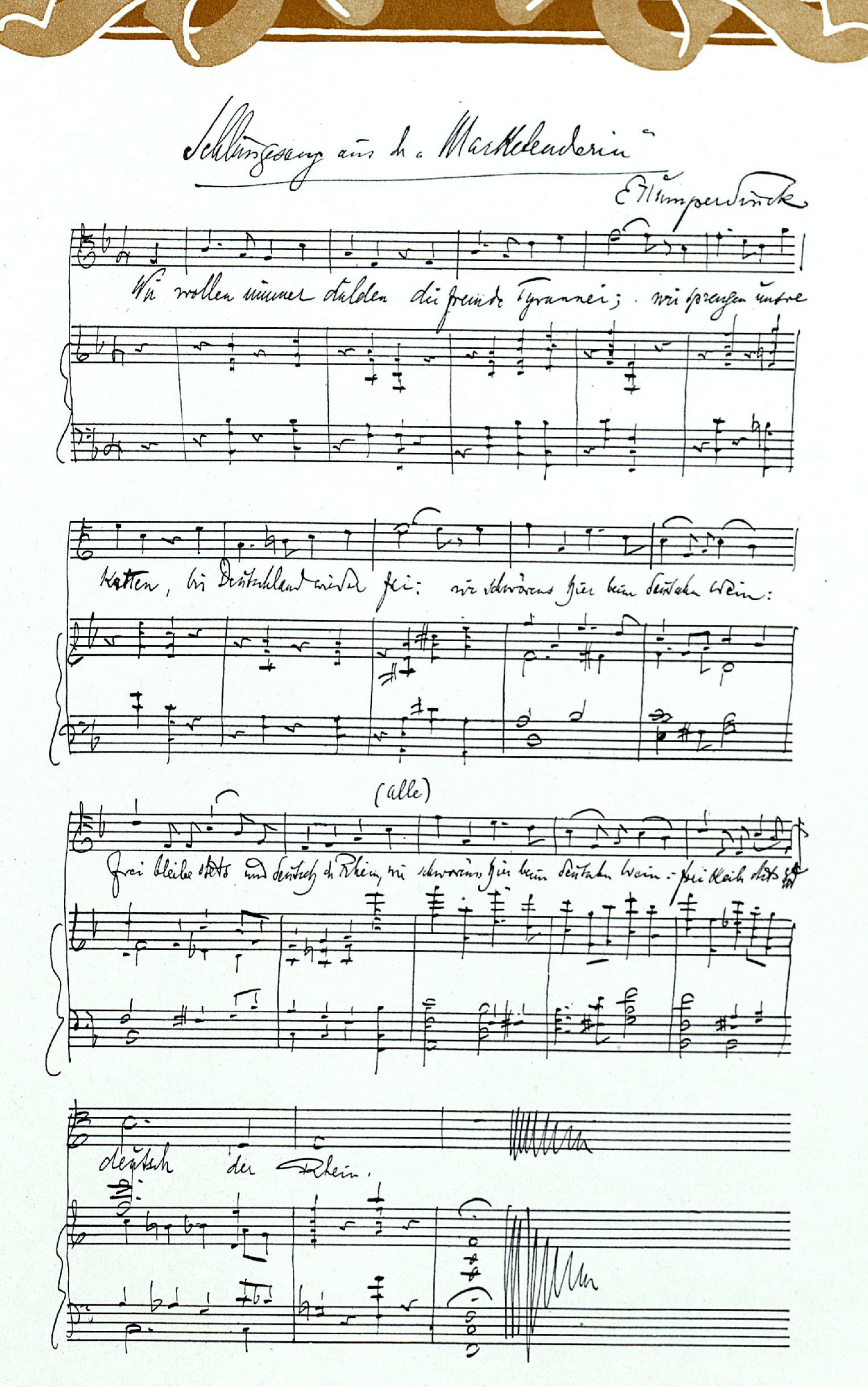
Goethe

Richard Strauss



*Eine der zwei Figuren am Joachim-Denkmal
in der Berliner Hochschule für Musik.
Von Adolf v. Hildebrand.*




Schlußgesang aus d. Marketenderin
E Humperdinck
Wir wollen nimmer dulden die fremde Tyrannei; wir sprengen unsre
Ketten, bis Deutschland wieder frei: wir schwören hier beim deutschen Wein:
(alle)
frei bleibe stets und deutsch der Rhein, wir schwören hier beim deutschen Wein: frei bleib stets und
deutsch der Rhein.

Das Land Goethes! „Kennst Du das Land?"
Ist es das Land des Südens, wohin der Dichter
zieht mit seiner Liebe? Ist es „das Land der
Griechen", das er „mit der Seele" sucht? Nein, es ist nicht
nur das Land der Sehnsucht und der Träume,
das Land der Ferne und Vergangenheit. Es ist
das Land der Zukunft, das Faust erschaut im
letzten „höchsten Augenblick", das er erträumte,
„auf freiem Grund mit freiem Volk" zu stehn,
„ein paradiesisch Land", das er eröffnet „Raum
vielen Millionen" und doch „umrungen von Gefahr";
ist es doch „der Weisheit letzter Schluß: / Nur der
verdient sich Freiheit wie das Leben, / der täglich
sie erobern muß." Wird hier nicht in Wahrheit
die Poesie zur Prophetie und der Sänger zum
Seher für sein Volk? Ja, das Land Goethes ist
kein leeres Dichterträumen, und das alte Ideal
bleibt nicht fern der neuen Wirklichkeit im
blauen Himmel hängen. Das alte Ideal hat dem
jungen Geschlecht Brust und Auge geweitet, Herz
und Mut beflügelt, Blick und Arm erhoben
Sinn und Ziel gewiesen zum kühnen Feldzugsplan.
Das Goethes Ideal Fausts ständig bleibt als das große
Ausholen zur großen That

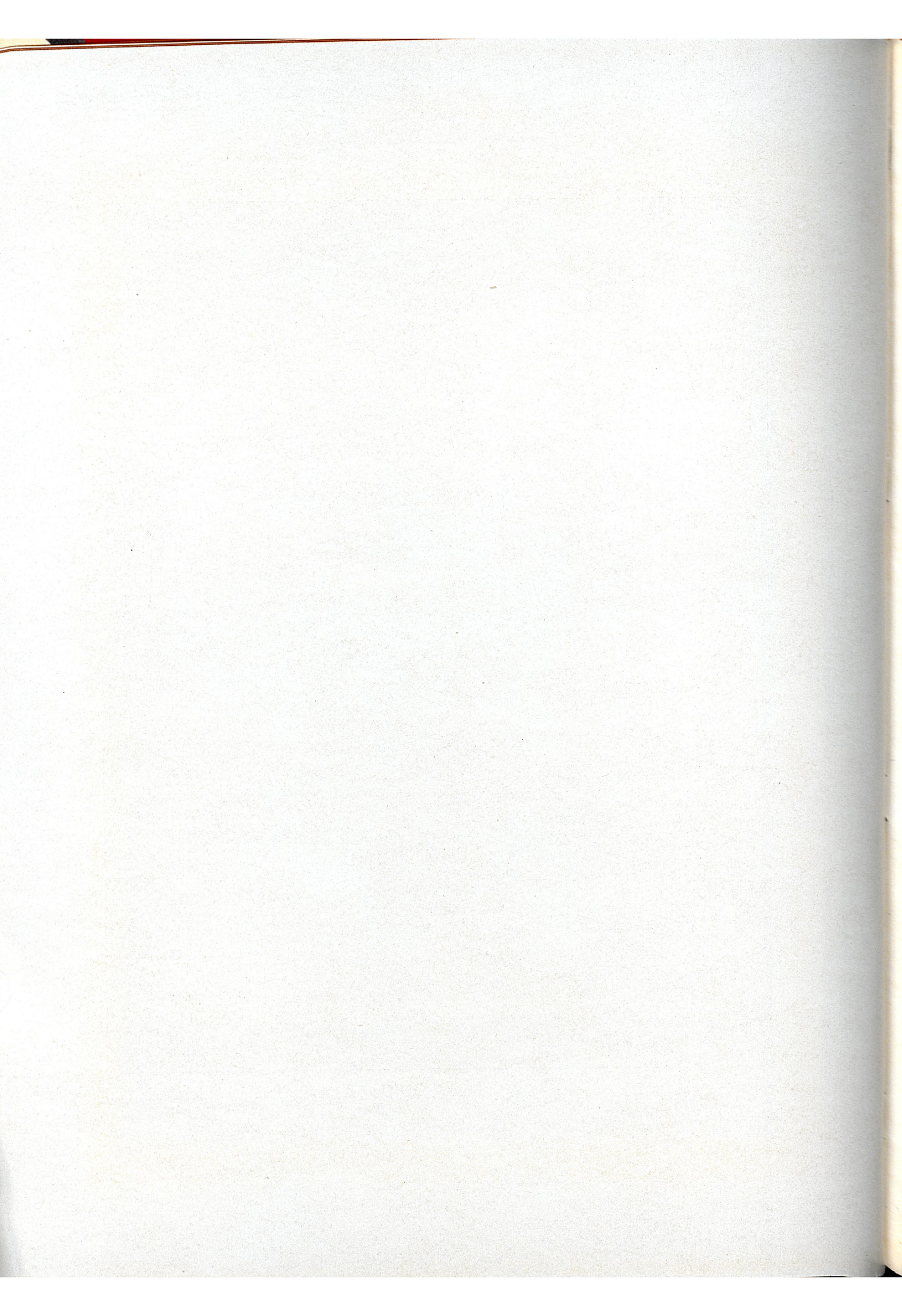
Karl Joël

Es ist gewiss nicht ein Zufall – es ist eine glückverheißende
Vorbedeutung, daß gerade in der deutschen Sprache, sich
„Krieg" und „Sieg" reimen!

Gustav Kadelburg



Josef Hoffmann (Wien) — Das Österreichische Haus auf der Werkbund-Ausstellung in Köln



„Der Krieg ist schrecklich, doch der Krieg ist gut." Schrecklich ist der Krieg, wenn er uns die Verwüstungen vergegenwärtigt, die weite Landstriche für viele Jahre hinaus vernichten, wenn er uns die Opfer an Gut und Blut zeigt, die er vom Sieger wie vom Besiegten erfordert. — Der Krieg ist gut, indem er die Völker in ihrem Innersten aufwühlt, indem er verschwinden läßt, was morsch ist, indem er die Tugenden und Talente ans Licht ruft, die in allen Schichten des Volkes geruht und nur des Weckrufs gewartet haben.

Neues Leben wird für Deutschland erwachsen auf den blutgetränkten Gefilden, in denen Hunderttausende unserer Helden ruhen.

Vergesse die heranwachsende deutsche Jugend nie, was sie denen schuldet, die der Größe und der Wohlfahrt unseres Vaterlandes ihr Leben geweiht und geopfert haben.

Berlin, 23. Oktober 1915.

Dr. Kaempf

Präsident des Reichstags.

Deutschlands Grenzen?
Seine Macht!
Die Grenzen seiner Macht?
Das Recht!

Wilhelm Kahl

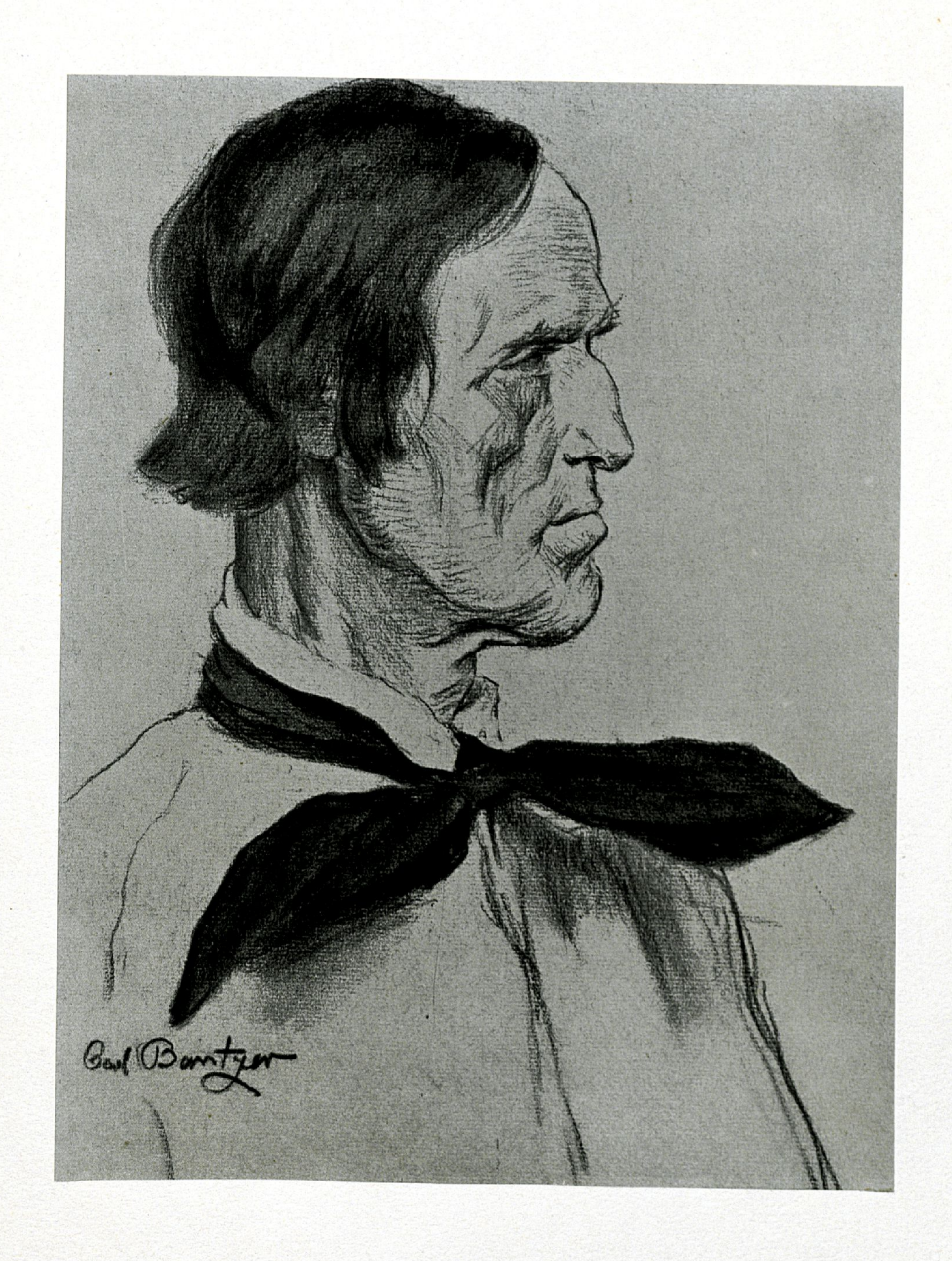
Muttersöhne.

Laßt die Väter dankbar gelten,
Unsre Mütter laßt uns lieben,
Keiner soll uns tadelnd schelten,
Daß wir Muttersöhne bleiben!

Leuchtend uns vorangegangen
Sehn wir echte Muttersöhne,
Die mit Milch und Blut empfangen
Alles Gute, Wahre, Schöne.

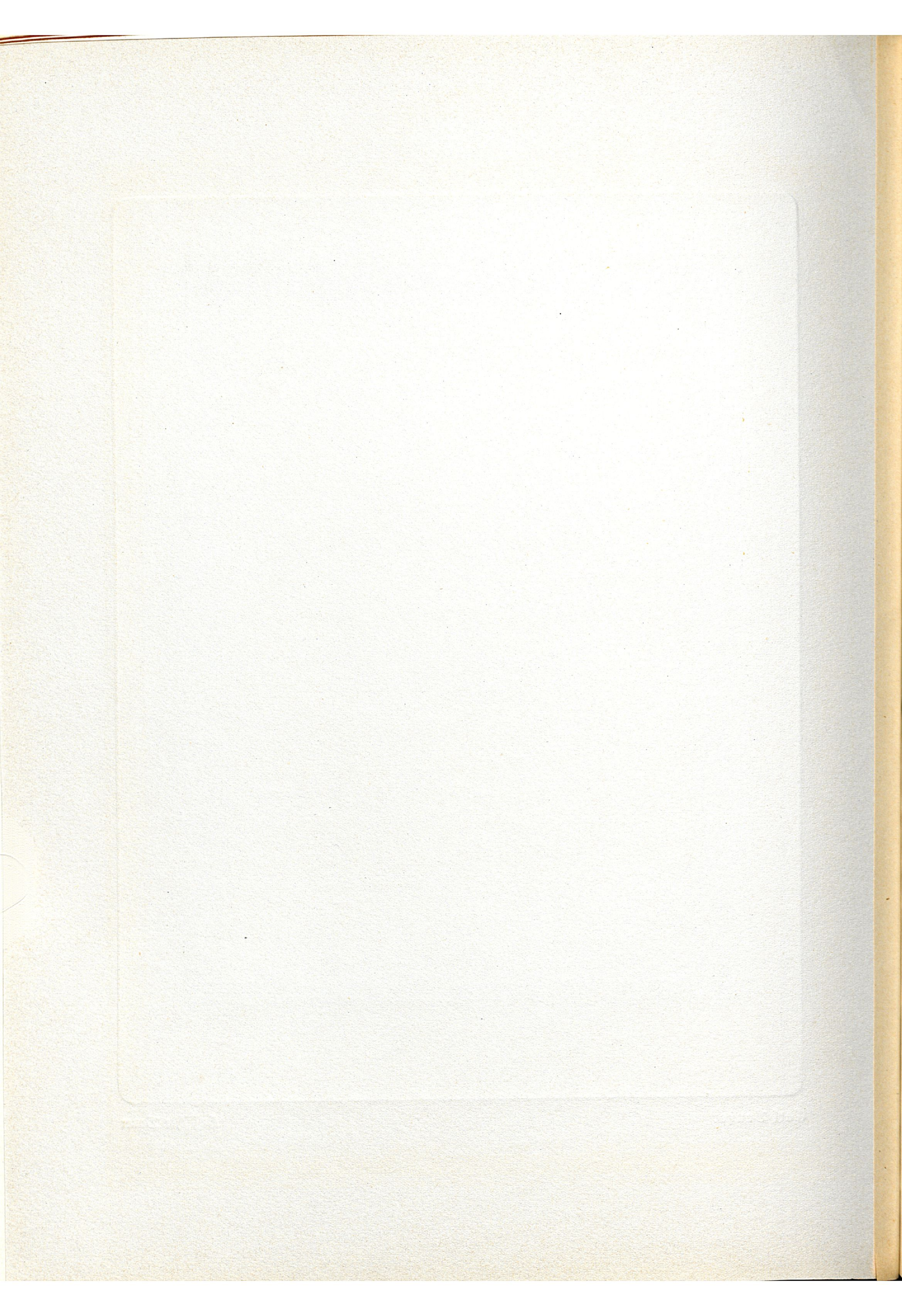
Und es flammt um ihre Namen
Licht der ewigen Morgenröte,
Seit uns von den Müttern kamen
Jesus Christ und Wolfgang Goethe.

Max Kalbeck.



Carl Bantzer

Hessischer Bauer



Eingekerkert

Ja, eingekerkert! Was frei sich ersehnte,
Und der Verrat so heimlich festgehalten!
Ja, eingekerkert! der ungeheure Bogen
Von Haß und Lüge wird um uns gezogen.

Ja, eingekerkert! Doch anders, als ihr dunkel-
Sucht eingeschränkt, von Furcht und Angst umnachtet
Nein: hochgemut, ein Wunderwerk zu schaffen,
Wer weiß die ferneren Zeiten schwärmend walten.

Ja, eingekerkert! Durch Grenzen, fest umschränkt
Wuchs Deutschlands Leben zur Hochburg, fast unüberwindlich,
Die Wut der Völker wie der Haß der Feinde
Wird an der Mauern festem Bau's zer-
brechen.

Ja, eingekerkert! Und zu der Menschheit Rechte
Lebt Kraft und Lehre frei in diesem Reiche
Hier wächst ein Volk als aller Völker Güte
Und birgt der Menschheit Schmerz und
frohem Blüte

Ja, eingekerkert! Und was des Weltenleben
Wunderbar ward und Lüg und Trug gewoben,
Das Meer von Blut und Tränen wird verrinnen,
Entschwingen für des neuen Geistes Brennen.

Hier quillt die Wahrheit, ungefälscht Schluß
und klar,
Hier blüht die Güte in der Kraft der Form,
Bewahrt, gewaltet, heilig eingekerkert
Ist hier der Menschheit Adel, Herz und Geist.

Max Klaar

Berlin-Wilmersdorf.
Landhausstraße 18.19. den 27.10.15.
„Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
„der kalt sich selbst und seinem Willen lebt,
„allein wer andere wohl zu leiten strebt,
„muß fähig sein viel zu entbehren."
Goethe. [illegible]

Zum Besten des Ostpreußen Landes

Generaloberst v. Kluck!

In wahrhaft erhebender, einmütiger Hilfsbereitschaft ist ganz Deutschland fortdauernd bemüht, Ostpreußens tiefe Kriegswunden wieder zu heilen. Die staatliche Gesamtheit wie die Einzelnen haben reiche Mittel an Geld und Gaben aller Art zu seinem Wiederaufbau bereit gestellt. — Möchte diese beglückende Hilfe des gesamten Vaterlandes nun auch die erfreuliche Folge haben, daß Ostpreußen fürderhin allen Deutschen immer bekannter und damit lieber wird. Mit dem Schwinden mancher lediglich auf Unkenntnis der Verhältnisse östlich der Elbe beruhenden Vorurteile wird auch das Verständnis und die Hochschätzung unseres kernigen, geraden, seit Jahrhunderten in vielfacher Not erprobten Volksschlages überall zunehmen. Hat der Ostpreuße auch nicht die leichte Beweglichkeit des Entgegenkommens wie der Westdeutsche, so ist es doch gerade Ostpreußens alter einheimischer Dichter Simon Dach, der seiner Heimat so recht aus dem Herzen sang:

„Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann."

Und wer zumal nach den entsetzlichen Verwüstungen des Russeneinfalls Ostpreußen zu bereisen Gelegenheit gehabt hat, wird allerorten Beweise geradezu ergreifender Seelengröße in stillem Dulden, in frischem, tatkräftigem Wiederhandanlegen zum neuen Aufbau der zerstörten Heimat wahrgenommen haben.

Als nicht „geborener", sondern nur „gekorener" Ostpreuße möchte ich deshalb für die Zeit nach ruhmreich beendetem Kriege für ganz Deutschland die Reise-Losung ausgeben: Auf nach Ostpreußen!

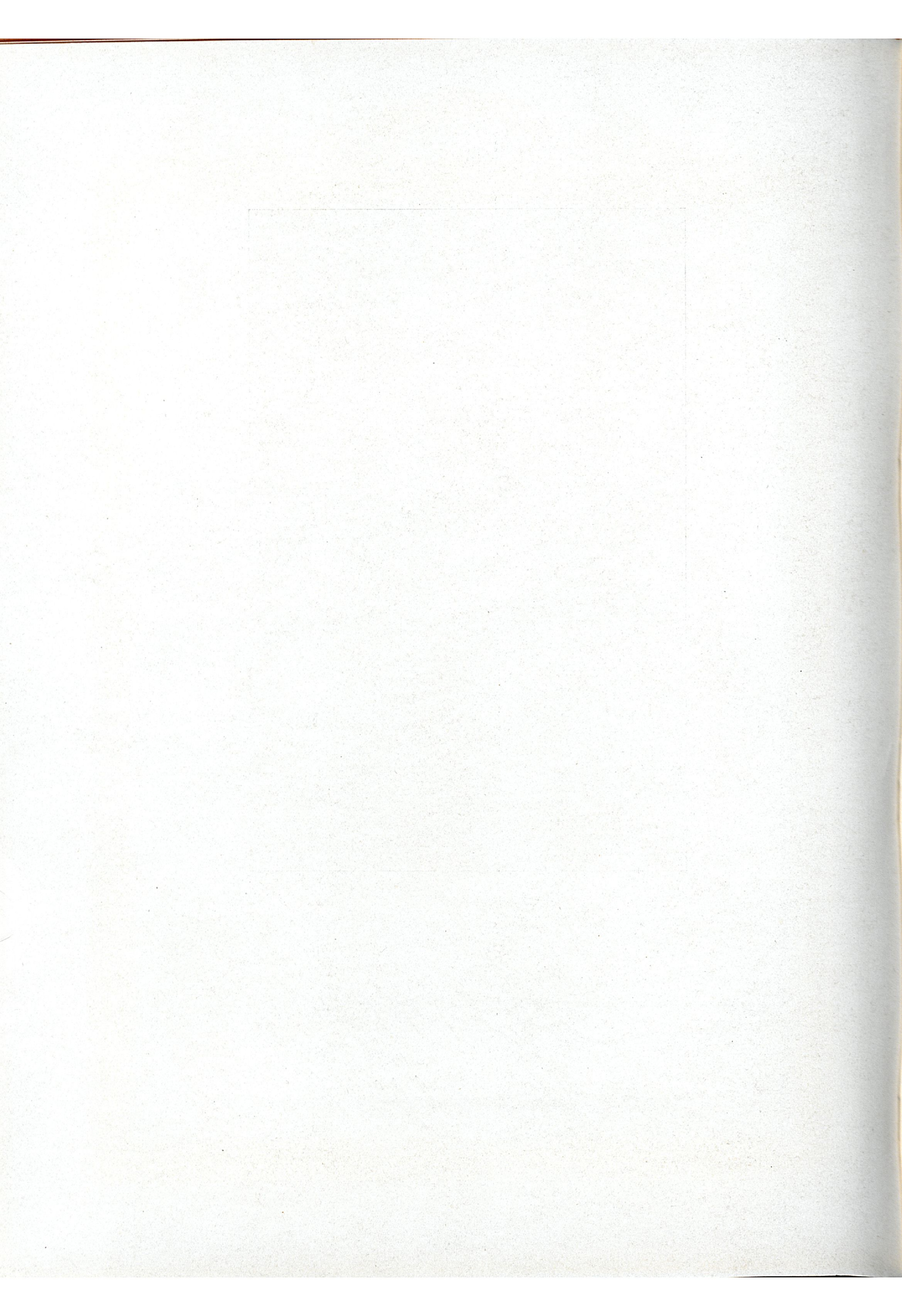
Königsberg Pr., den 20. Oktober 1915.

Dr. Körte Oberbürgermeister
Mitglied des Herrenhauses.



Friedrich Herzog von Anhalt.

Fürchte Gott und befolge seine Befehle.



Nur wer seinem Volke dient, kann der Menschheit dienen.

Das Lied vom Weltkrieg (Gedicht von Hermann Kienzl)

Wilh. Kienzl, Op. 91.

1. Horch! Es hallt aus fernen Weiten Rolands Hornruf weckend laut. Auf, Germanen! Blut'ger
4. Hört sie rauschen, seht sie schweben, Adler zwei im Himmelsblau! Land der Berge, Land der

Zeiten schicksalsdunkler Morgen graut,
Reben, neu verjüngt von Blutes Tau,

etc.

Graz, im Juni 1915.

Dr Wilh. Kienzl

Hindenburg

Dich hat die stets bereite Zeit gesandt,
Die, starke Männer suchend, zu den Würfeln griff
Und kühn den Becher auf die Tafel stülpte,
Wo all' die Namen stummer Generale stehn,
Die kalte Zweifelsucht z. D. gestellt.
Die Sechs lag oben. Kühn trugst Du den Gewinn,
Geführt von der Bestimmung fester Hand;
Dieweil es keinen Zufall gibt, wie allbekannt
Schon Wallenstein so triftig ausgesprochen.
Dein Stunden-Stern stand anders als der seine.
Er führte Dich zur Höhe, nicht zur Tiefe;
Den Göttern nahe, die den Liebling krönen,
Der würdig, ihres Burgsaals Schmuck zu sein.
Dein Name ist so selten wie Dein Glück.
Nur einer prägt mit gleicher Ehrfurcht sich uns ein,
Der wundersam im Dome der Erinnerung lebt.
Soll ich erst Bismarck nennen, wenn man's schon errathen?
Die gleiche Zähigkeit im Denken wie in Thaten.
Man wird, wenn einst die Deutschen die Geschichte schreiben,
Dich Hand in Hand mit ihm auf hohe Warte stellen,
Dem Dichter-Dioskurenpaar zu Weimar gleich.

Charlottenburg, Februar 1915.

Max Kretzer

Was hält die Welt vom Verderben?
Was hält sich, wenn alles bricht?
Treu-sein in Leben und Sterben,
Lückenlos stehen zur Pflicht.

Gegen uns ist der Nord und der Süden,
Der Osten und Westen vereint,
Wir wollen uns heilig hienieden,
Wir wollen ein Schloß für den Feind.

Isolde Kurz

München, Juni 1915

Wenn Goethe den sterbenden Faust sagen läßt:
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick
so gilt dies von Goethe selbst. Was der Einzelne zum Wohle der Menschheit oder seines Vaterlandes oder auch seiner Familie oder seines Freundeskreises geleistet hat, sei es viel oder wenig, ist unvergänglich, auch wenn es dem Bewußtsein der Menschen entrückt und der Vergessenheit verfallen ist. Dieses Vorgefühl irdischer Unsterblichkeit ist der „höchste Augenblick." Wer aber könnte auf die Spur von seinen Erdetagen mit größerer Befriedigung zurückschauen als Goethe!

Paul Laband.

Fürs Vaterland zu kämpfen
ist deutschen Mannes höchstes Glück

Leopold
Prinz v. Bayern
Generalfeldmarschall

Sankt Michel in Eisen.

Sankt Michel, so heiß' ich
Und bringe
Dem Reiche die Macht;
Die Ketten zerreiß' ich
Und schwinge
Dem Kaiser die Schlacht.
So steh' ich, bis herrlich das Siegeslicht
Enthüllt seine Strahlenkronen
Und donnernd der Herrgott der Deutschen spricht
Sein Amen, Amen, Amen.
So steh' ich, bis wurzelnd auf festem Grund
Das Reich getrost in die Zukunft sieht —
Gewaltig in Waffen und Wehren,
Dem Volk und dem Kaiser zu Ehren
Das walte Gott und mein Schwert!

G. v. Scholl

Je tiefer wir in das historische Leben hinabsteigen, je fester wir den Moment und das Einzeldasein zu fassen suchen, um so näher rücken wir an das Individuelle heran, das aller Geschichte zugrunde liegt, an die Grundgedanken und die Grundempfindungen, die Quellen der Entschlüsse und Entscheidungen, welche die Welt bewegen und vorwärts stoßen. Darin liegt das Reizvolle und zugleich das Fruchtbare der Detailforschung. Erst sie eröffnet einen Einblick in die Mannigfaltigkeit der Probleme, die der Strom des historischen Lebens, in dem sich Welle auf Welle drängt, unablässig und in unendlicher Fülle heranträgt, und die dem Systematiker oder dem nur darstellenden Historiker, dem gleichsam nur die Spitzen und Kämme der Wellen sichtbar werden, allzuleicht verborgen bleiben. Sie erzieht zur Bescheidenheit, zur „Ehrfurcht vor der Begebenheit" und zu der Gewissenhaftigkeit, die vor dem nicht Lösbaren Halt macht, um so begieriger aber und unermüdlicher bis an die Grenzen des Erkennbaren vorzudringen sucht — zu den Eigenschaften also, die den Forscher ausmachen und die Forschung selbst in Verbindung bringen mit den sittlichen Energien und dem Glauben an ihre weltdurchwaltende Kraft.

Prof Max Lenz
Hamburg.

Großes Deutschland über Alles,
Über Alles in der Welt!

Paul Lindau
1915.

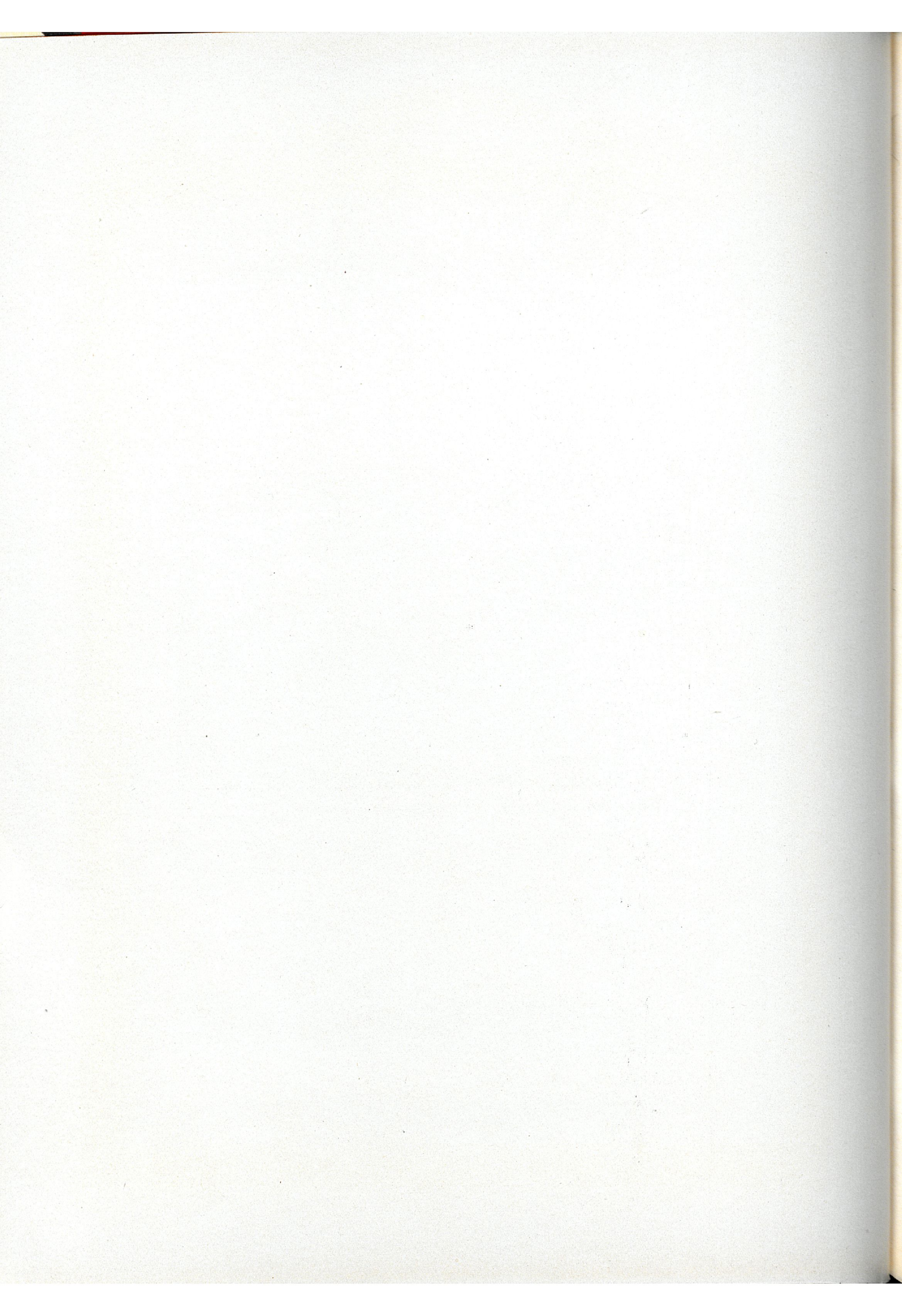
Unter ein Bildnis Goethes

Weinstock war er, gepflanzt in nährendem Grund auf weitem besonnenem Hange;
Winzer war er sich selbst, er band seinen Wuchs, daß er tragender prange.

Ernst Lissauer



Leopold Graf von Kalckreuth



Verantwortung

Die drei einzigen Großmächte Europas, die von der öffentlichen Meinung regiert werden, stehen gegen uns in Waffen. Die Gedankenwelt des Volkes über den Nachbarstaat, über die Frage, ob es erlaubt und aussichtsvoll sei, ihn anzugreifen, wurzelt teilweise in althergebrachter Überlieferung, teilweise zieht sie täglich neue Säfte aus zwei gegenwärtig sprudelnden Quellen. Die eine entspringt in dem Kabinett der Landesregierung, dessen einzelne Mitglieder persönliche Verantwortung tragen in Zeit und Ewigkeit. Die andere Quelle ist die Presse. Sie nennt den Verfasser ihres Beitrags nur selten. Zumeist namenlose Geister spritzen morgens und abends in die Adern des Volksbewußtseins ein Gift, das umso mehr Liebhaber gewinnt, je geschickter es reizt. Angenommen, diese Apotheker halten es stets für wahrhaft heilkräftig, wer hat denn ihre Urteilskraft geprüft? Während doch für die Ausübung der ärztlichen Kunst längst Befähigungsnachweis und Verantwortung vom Recht erfordert wird!

Nicht bloß dem eigenen Staate, der organisierten Kirche und dem Privatinteresse des Volksgenossen muß künftig die Presse verantwortlich sich fühlen und gehalten werden, sondern auch jenen sittlichen Mächten, die vor Gericht nicht klagen können oder wollen, darunter, neben den nicht regierenden Parteien des Inlandes, auch fremden Völkern und Staaten. Nicht mit bewußter Lüge oder ungeprüftem Nachreden und nicht ohne das offene Visier der Namensnennung werde künftig der Gegner angegriffen!

Deutschland schreite voran, verzichtend auf jene freilich im Augenblick nur allzu wirksame Waffe des Teufels! Den Unkenruf der Ängstlichen, es werde sich so im Wettbewerb der Nationen schädigen, hat es schon einmal, als es die Arbeiterversicherung kühn einführte, zukunftsgewiß überhört. Wenn es nun im Sinne höchster Freiheit Denken und öffentliche Rede in strenge Zucht nimmt, wird es heute lächelnd der Nachbarn Hohnwort M i l i t a r i s m u s auf sich nehmen, um — morgen von ihnen nachgeahmt zu werden.

F. Liebermann



Hans Looschen

An die Meister der Ernte.

Manchmal gefällt es euch nicht, ein gesegnet Jahr
Aus Regen und Sonne den Völkern der Erde zu spenden:
Aber wenn jemals Begnadung uns nötig war,
So bitten wir heuer mit innig erhobenen Händen.

O segnet Deutschland, dieses geduldige Land,
Dies tapfere Land, das rein sich hält vom Lügen!
Segnet die Spaten der einsamen Frauenhand,
Segnet die Scholle, segnet den Greis am Pfluge!

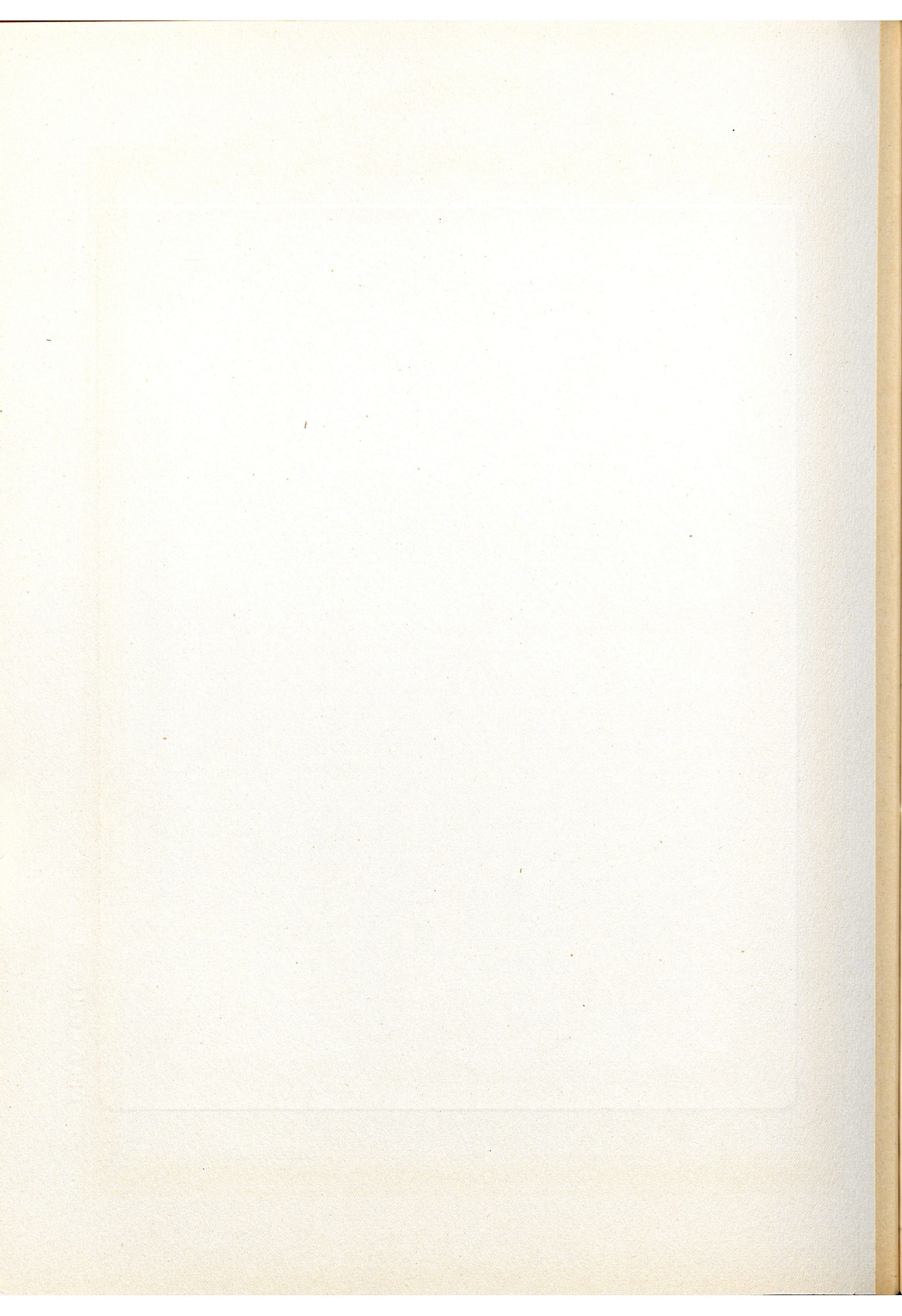
Und segnet die Mütter, die würdig in Trauer gehn,
Denen zum ersten der zweite Sohn genommen!
Die Mütter, die schluchzend den Boten entgegensehn
Und fragen – aber ein Brief wird nie mehr kommen!

Sie tragen als Ehrenkleid ihr Trauergewand
Und bringen als Opfer dar die heißen Schmerzen — —
O Freunde im Himmel, segnet das deutsche Land!
Und segnet noch tausendmal mehr die deutschen Herzen!

Friedrich Lienhard



Otto H. Engel (Berlin) — Aus Mecklenburg



Ihr meintet, wir seien zum Denken und Dichten geboren,
Den [illegible], den deutschen Toren?
Das Beste, was unter Besten gedacht —
Wir schmiedeten's zur Tat im Feuer der Schlacht,
Und wir schreiben mit Schwertern ins Buch der Geschichte
Das größte der deutschen Heldengedichte!

Heinrich Lilienfein.

Wenn Clausewitz recht hatte, als er den Krieg als die Fortführung der Politik mit andern Mitteln bezeichnete, so wird man sagen dürfen, daß für den im Kriege siegreichen Staat die richtige Politik nach dem Friedensschluß die Fortführung des Krieges mit andern Mitteln sein muß. Diese Erkenntnis weist uns nach dem Südosten. In diesen Tagen schlagen unsere Heere die Brücke, die uns von der Nordsee nach dem indischen Ozean führt. Damit ist der künftigen Friedenspolitik des Deutschen Reichs der Weg vorgezeichnet. Deutschem Wissen und Können, deutscher Arbeit und Unternehmungskraft erschließt sich in den weiten und reichen Gefilden der asiatischen Türkei ein unerschöpfliches Gebiet verheißungsvollster Betätigung. Aus der Verschmelzung des deutschen mit dem zu neuem Leben erwachten islamitischen Geist wird eine neue farbenprächtige Kultur erblühen, wie vor einem Jahrhundert Goethes vorahnende Sehnsucht in dem Westöstlichen Diwan sie geschaut hat.

Franz v. Liszt

Bangemachen gilt nicht.

v Luschan

26.7.15

Die Kraft des Soldaten beruht auf seinem Gehorsam, die Kraft des Führers auf der Klarheit seines Willens.

Mackensen.

5.10.1915.

Schiller wurde geboren, als der siebenjährige Krieg just seine Mitte erreicht hatte. Ob der Alte bei der Taufe seines Jungen wohl an den Namen des Großen Friedrich gedacht hat?

* * *

Nach 1871 ging die männliche Bevölkerung Deutschlands eine geraume Zeit hindurch sehr martialisch gekleidet, die Hosen in hohe Stiefel gesteckt und die Gesichter von Vollbärten umrahmt. Sieben Jahre später trug diese selbe männliche Bevölkerung Deutschlands Sonnenschirme. Selbst die dummen Jungen konnten beim Sonnenschein ohne diesen Schutz nicht spazieren gehen.

* * *

Damals 1870 wurde immer „illuminiert“: nach Wörth, nach Metz, nach Sedan, nach Straßburg u. s. w. Alle Städte strahlten im Glanze von Millionen Kerzen. Im Weltkrieg gab es dergleichen nicht zu sehen. Die Sorge pocht an jedes Haus und sagt: spart. Dieser kleine Vergleich scheint ganz lehrreich.

Wilhelm Kaiser [illegible]

1871 wurden wir ein Reich, jetzt gilt es, daß wir ein Volk werden.

v. Moltke.

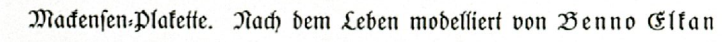
Generaloberst.

Vorderseite

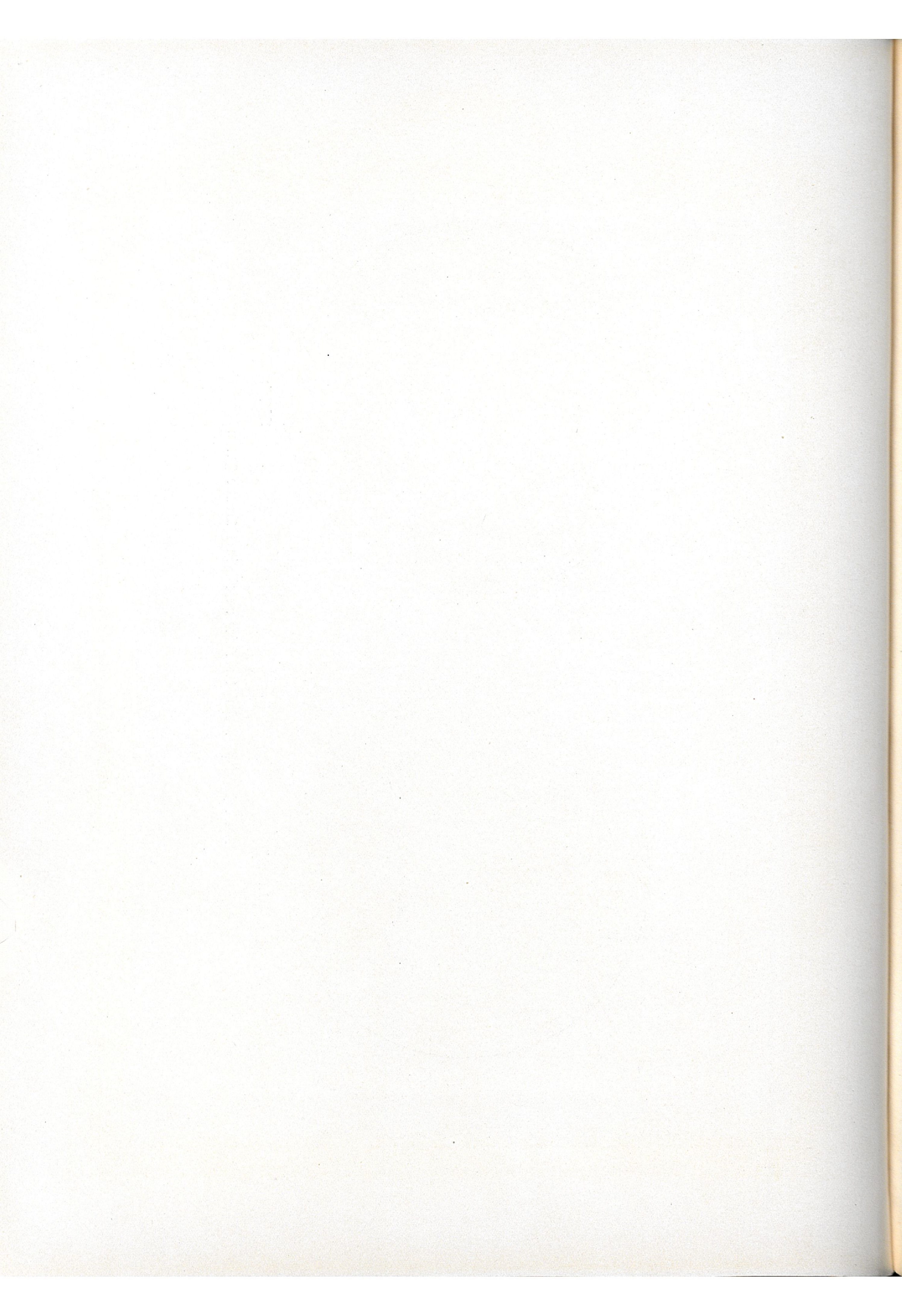




Rückseite



Mackensen-Plakette. Nach dem Leben modelliert von Benno Elkan



Das Land Goethes — Sie haben Recht, wir wohnen noch immer in ihm; und mehr: wir streben innerlich seit zwei und drei Jahrzehnten aus der Einseitigkeit unseres großen politischen und wirtschaftlichen Zeitalters mit steigender Sehnsucht und steigendem Bewußtsein zu der Ergänzung durch jene Kunst zurück, die Goethes Name uns zusammenfaßt. Goethe und Bismarck beherrschen das deutsche 19. Jahrhundert: in historischer Abfolge, in innerem Gegensatze und in innerer Zusammengehörigkeit. Heute gehören sie deutlicher zusammen wie je: wir können keinen der beiden hohen Führer unseres Volkes entbehren, den einen so wenig wie den anderen, und auch das Ausland wird uns nur erkennen, wenn es beide an unserer Spitze erkennt — Stärke und Schönheit, Tat und Betrachtung, Macht und Geist mit einander vereint. Das Ziel, zu dem das Deutschland von 1916 hindrängt, ist das gewiß.

München.

Erich Marcks.

„Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende." So lange dieser Krieg dauert, der uns nach unserem Glauben aufgezwungen worden ist, hat nur ungeheueres Handeln allein Wert und Sinn. Nachher aber, wenn wir uns gegen eine Welt behauptet haben, wird es unsere erste Pflicht sein, wieder betrachtend zu werden und gewissenhaft zu sehen und zu bekennen, worin auch wir gesündigt haben. Gewissenlos, selbstgerecht ist, wer dann dieses Schuldbewusstsein nicht fühlen wird

Meersburg
a/Bodensee

Fritz Mauthner

Im Zeichen Goethes

Laßt uns seine Werke lesen,
Seiner Worte uns erfreu'n:
„Dieser ist ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!"
Kämpfend die Kultur zu pflegen,
Goethe hat es uns gelehrt,
Allerwegen neuen Segen
Hat er wieder uns beschert:
Sein Vermächtnis hebt auf Schwingen
Deutschen Manns Gestaltungskraft;
Mitten in der Völker Ringen
Blühen Kunst und Wissenschaft!

Krönt sich draußen unsrer Kühnen
Schweres Werk im Siegeslauf,
Richten wir die neuen Bühnen
Wie im tiefen Frieden auf;
Heut und morgen Uraufführung,
Dramen wachsen auf der Flur,
Mit durchdachter Szenenführung,
In der Sprache Hochkultur;
Zwischen harten Wirklichkeiten
Bleibt die Kunst auf ihrem Thron,
Sie verkündet in die Weiten:
Das ist Goethes Nation!

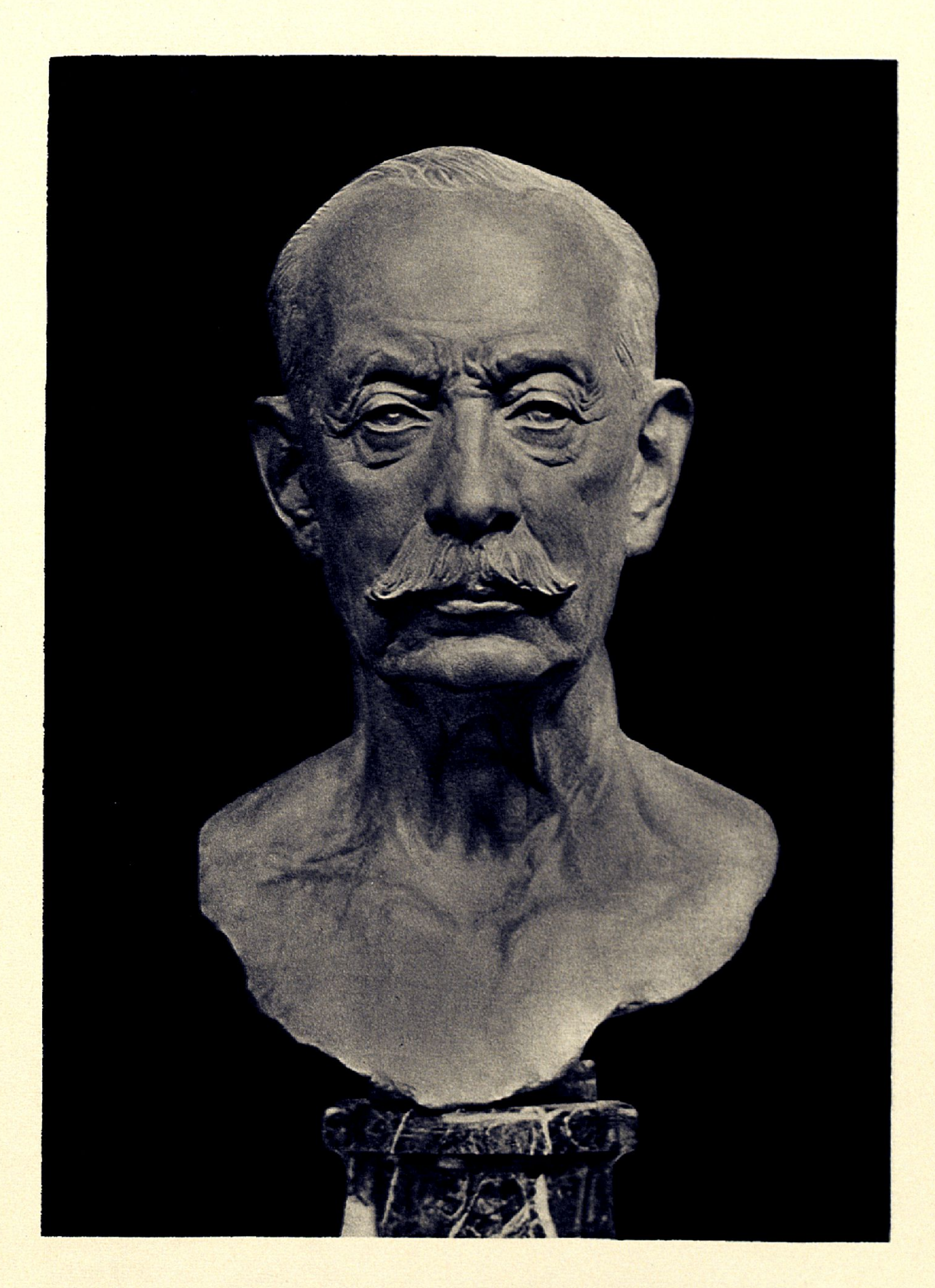
Draußen wirkt am Welttheater
Der Scholar im Kriegsgewand,
Doch daheim die Alma Mater
Forscht im Plato und im Kant;
Ringt nach tieferem Verständnis
Der umgebenden Natur,
Kommt mit wachsender Erkenntnis
Neuen Kräften auf die Spur;
Prüft in Sternenkatalogen
Neuen Fund am Sternenzelt,
Löst am hohen Himmelsbogen
Rätsel, die das Weltall stellt;
Schärft der Forschung feinste Waffen
Zum Triumph der Geisteskraft, —
So ist unser Volk beschaffen,
Das im Zeichen Goethes schafft!

Eine neue Morgenröte
Zieht herauf mit lichtem Schein,
Und im Zeichen unsres Goethe
Läuten wir die Ära ein;
Wer als Führer ihn erkoren
Kann nicht in die Irre gehn,
Die wir Treue ihm geschworen
Führt er zu der Menschheit Höh'n!

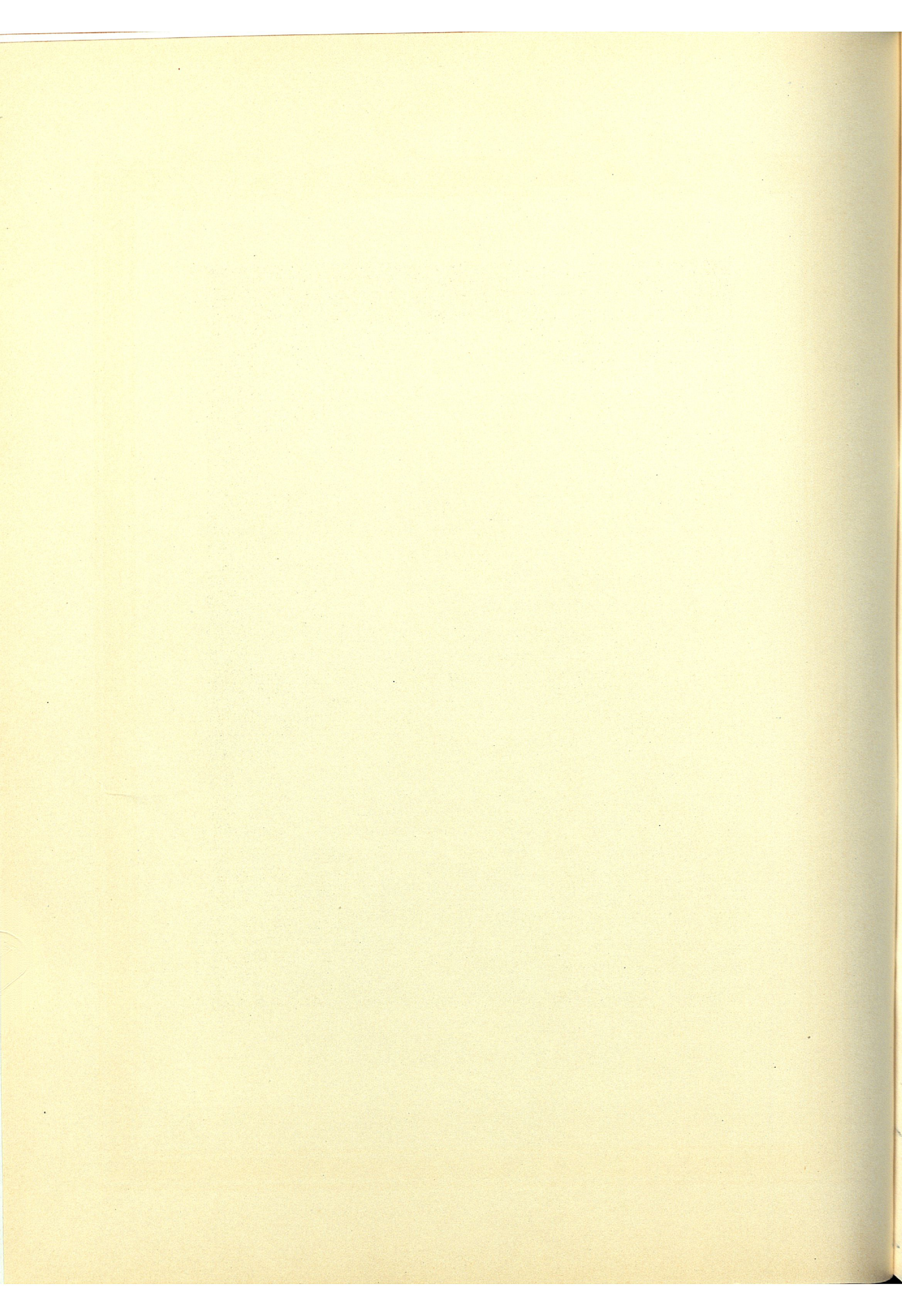
Alexander Moszkowski
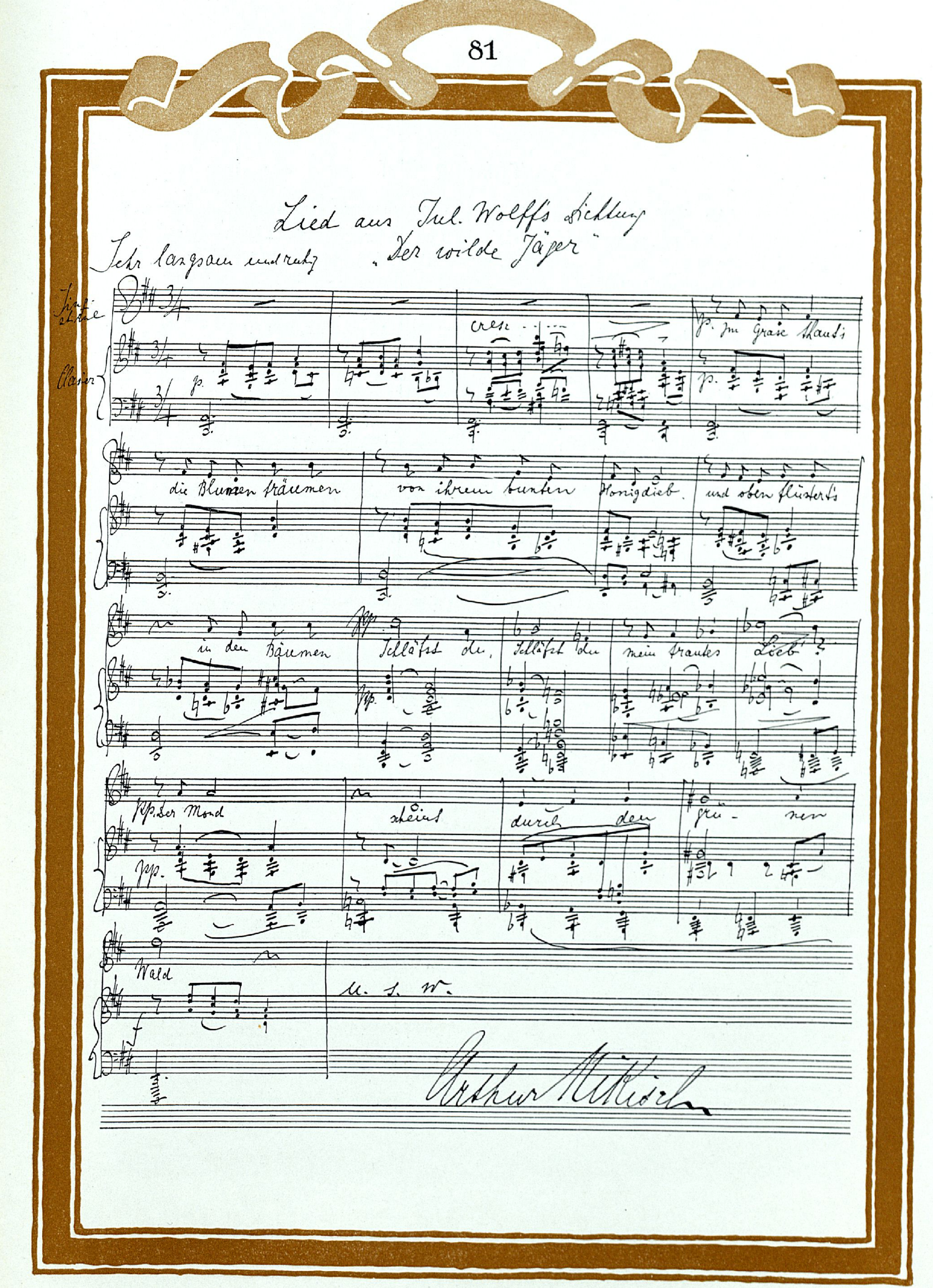
Unsere Blicke müssen künftig mehr ostwärts gerichtet sein, während wir bisher etwas zu sehr nur mit den Westvölkern uns beschäftigt haben. Dabei müssen wir mit den Österreichern und Ungarn vereinigt bleiben als „Mitteleuropa".

D. F. Naumann, M. d. R.



Feldmarschall Graf Schlieffen.
Von Fritz Klimsch.




Lied aus Jul. Wolff's Dichtung „Der wilde Jäger"
Sehr langsam und ruhig
Singstimme
Clavier
cresc.
p. Im Grase schläft's
die Blumen träumen
von ihrem bunten
Honigdieb.
und oben flüstert's
in den Bäumen
pp. Schläfst du,
schläfst du
mein krankes
Lieb?
pp. Der Mond
scheint
durch den
grü - nen
Wald
u. s. w.
Arthur Nikisch

Deutschlands Ziel

Je näher die letzte Entscheidung auf den Schlachtfeldern rückt, je deutlicher sich Deutschland als siegende Macht aus diesem unerhörten Kriege emporhebt, desto dringlicher meldet sich — durch politische Rücksichten nicht mehr zu beschwichtigen — die Frage nach dem Ziel, das uns Kämpfenden vorschwebt.

Und welches andere könnte es geben, als Frieden? Eine Waffenniederlegung, würdig der gefallenen Opfer, dauernd, soweit es irgend menschenmöglich ist. Darüber sind wir alle in deutschen Landen uns einig. Verschieden sind nur die Wege, die wir zu solchem Frieden beschreiten, und die Bürgschaften, die wir für ihn haben wollen.

Was wir in dieser Hinsicht für nötig halten, hängt letzten Endes nicht von politischen, sondern von allgemein-menschlichen Überzeugungen ab. Es fragt sich, in welchem Maße wir Vertrauen in die Vernunft und den guten Willen der Völker haben, Frieden zu halten; ob wir den Massen — von denen wir alle annehmen, daß sie den Krieg nicht, zum mindesten nicht ursprünglich gewollt haben — zutrauen, daß sie den Willen zum Frieden nach diesem fürchterlichsten aller Kriege bewußter und selbständiger als bisher betätigen werden. Man nennt gewöhnlich solche, die das glauben, „Gefühlspolitiker"; die daran zweifeln, „Realpolitiker". Aber mir scheint, gerade die Gegenwart hat bewiesen, daß die Stimmungen und Willensrichtungen der Völker mächtige Realitäten sind, jene „Imponderabilien", von denen der „Realist" Bismarck so viel gehalten hat.

Die Geschichte hat uns gelehrt, daß ehrlichen Frieden nur die Völker selbst erzwingen können, die ihren Gesamtwillen durchsetzen. Darum ist das Ziel, dem sie alle zustreben müssen, das Faustische, das wir Deutschen in Goethes Lande als das unsere bekennen wollen: „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn!"

Walther Nithack-Stahn

Sinngedichte

Fortschritt

Ein einzger Schlachttag mordet heute
Mehr Leute
Als lange Kriege früher Zeiten.
Du siehst gleichwohl manch klaren Geist
Den Fortschritt dreist
Bestreiten . . .

Das Kreuz

Das Kreuz geht keinem Helden ab.
Es schmückt sein Knopfloch oder — sein Grab.

Einem Laffen

Gib acht: mit Haut und Haar dich weihn
Der letzten Mode reut dich,
Willst du zu bald nicht gestrig sein,
Sei niemals allzu heutig.

Kampf gegen Mode

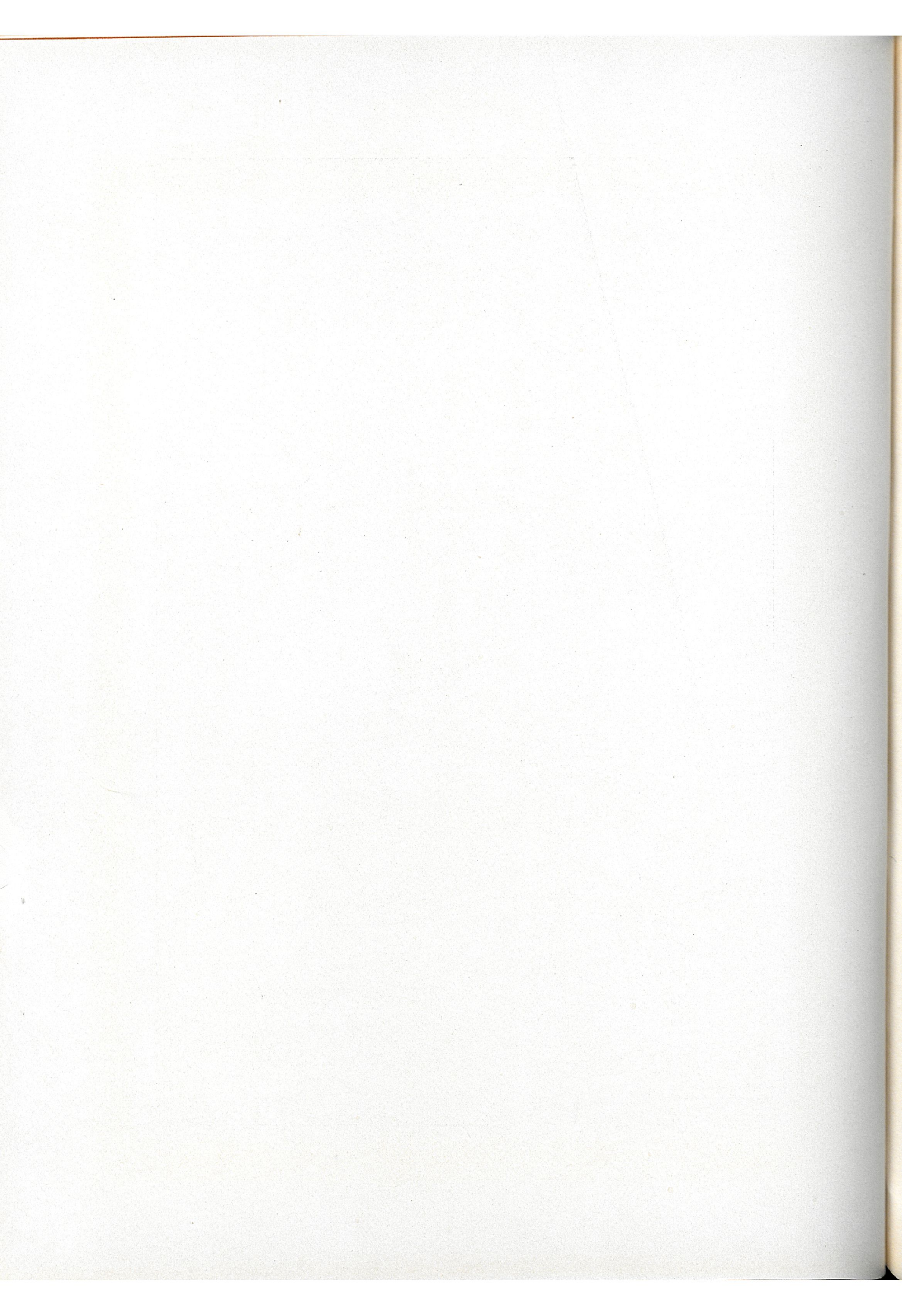
Kampf gegen Mode scheint mir immer kindlich,
Weil nutzlos heut und morgen ohne Zweck,
Sie ist an ihrem Tag unüberwindlich,
Doch schon der nächste fegt von selbst sie weg.

Max Nordau.



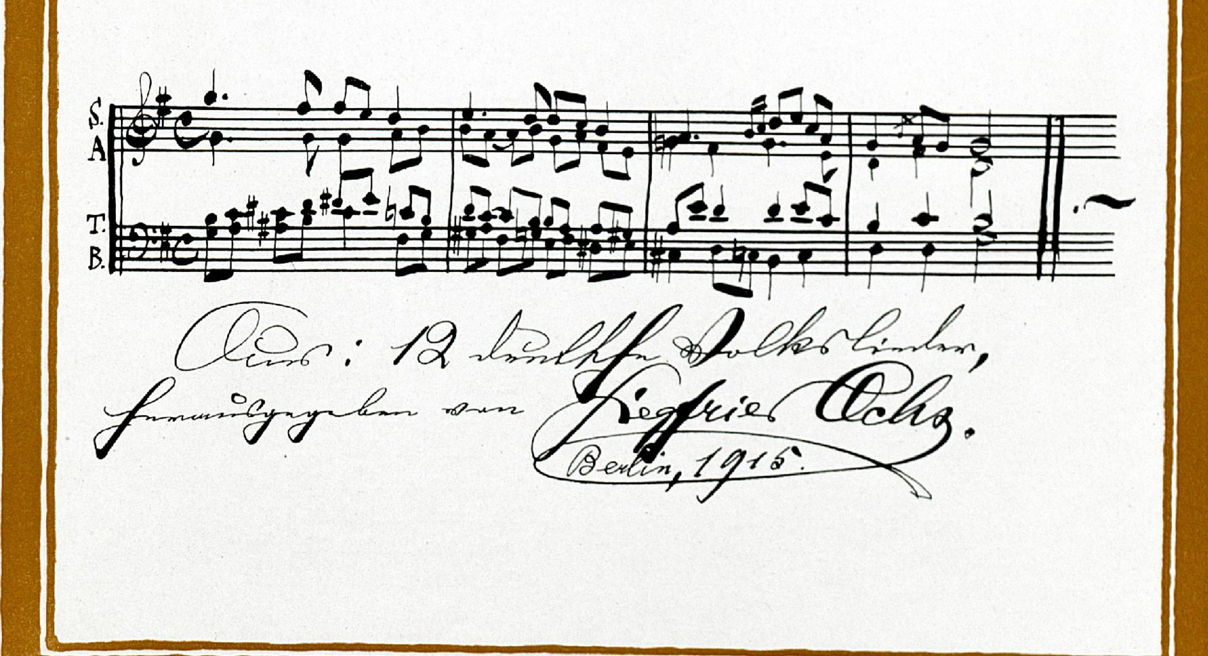
Theodor Fischer

Bismarckturm am Starnberger See, erbaut 1898—1899



Gott sei Dank, dass wir unsern Siegmund haben, der den Nothung aus dem Stamm gerissen hat, den er dem englischen Drachen tief ins Herz stossen wird

Albert Niemann.



Herr Gott über dem Weltenrund,
Der Du bei uns zu jeder Stund,
Der Du in diesem gewaltigen Krieg
Sieg uns schenktest, Sieg auf Sieg,
Siege vom Berg bis zum Meeresstrand:
Bleibe bei unserem deutschen Land!

La Madeleine-lez-Lille
25. August 1915

(Georg) Frhr. von Ompteda
Rittmeister beim A.O.K.6.

Von den Quaden

Zu der nebenstehenden Zeichnung von Adolf Oberländer

Die Quaden wohnten — so lehren
Die Bücher — in dem Gebiet,
Wo man jetzt Böhmen, Mähren
Und Österreicher sieht.
Sie waren deutschen Stammes,
Den späteren Schwaben verwandt,
Und brachen aus Langerweile
Gar oft ins römische Land.

Besiegt in zwanzig Schlachten,
Waren sie stets wieder da,
Somit nicht zu verachten —
Als folgendes geschah:

Zum Kaiser sprach Servilius,
Landpfleger in Norikum,
Die Quaden zu vertilgen,
Wäre nützlich und nicht dumm.

Der Kaiser sprach vom enormen
Aufwand der Kosten und daß
Die schönen Uniformen
Ihn dauerten vielbaß,
Dazu die armen Soldaten,
Die jeweils kämen um,
Es wäre der Quaden Vertilgung
Sonst allerdings nicht dumm.

Servilius drauf: „Wir besitzen
Viel reißendes Getier,
Im Zirkus zu benützen,
Verwenden wir's auch hier!

Hetzt man ein Rudel Löwen
Den Kerlen auf den Hals,
So werden die Ignoranten
Ausreißen schlimmstenfalls."



Der Kaiser ließ das Rudel
Überschwimmen den Donauarm.
„Oho! Was närrische Pudel!"
Scholl's aus dem Quadenschwarm.
Die Löwen sprangen ans Ufer;
Die Quaden, zornesrot,
Schlugen mit dicken Bengeln
Das Hundsvieh einfach tot.

Da stutzten die Legionen
Und konzentrierten sich weg;
„Es ist da nicht gut wohnen —
Meinst du nicht auch, Kolleg'?"
So sprachen sie. Zu Servilius
Sprach Seine Majestät:
„Es imponiert der Löwe
Bloß dem, der ihn versteht."

Ludwig Eichrodt.

„Eröffn ich Räume vielen Millionen,
nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.
. . . .
Da rase draussen Flut bis auf zum Rand,
und wie sie nascht, gewaltsam einzuschiessen,
<u>Gemeindrang</u> eilt, die Lücke zu verschliessen."

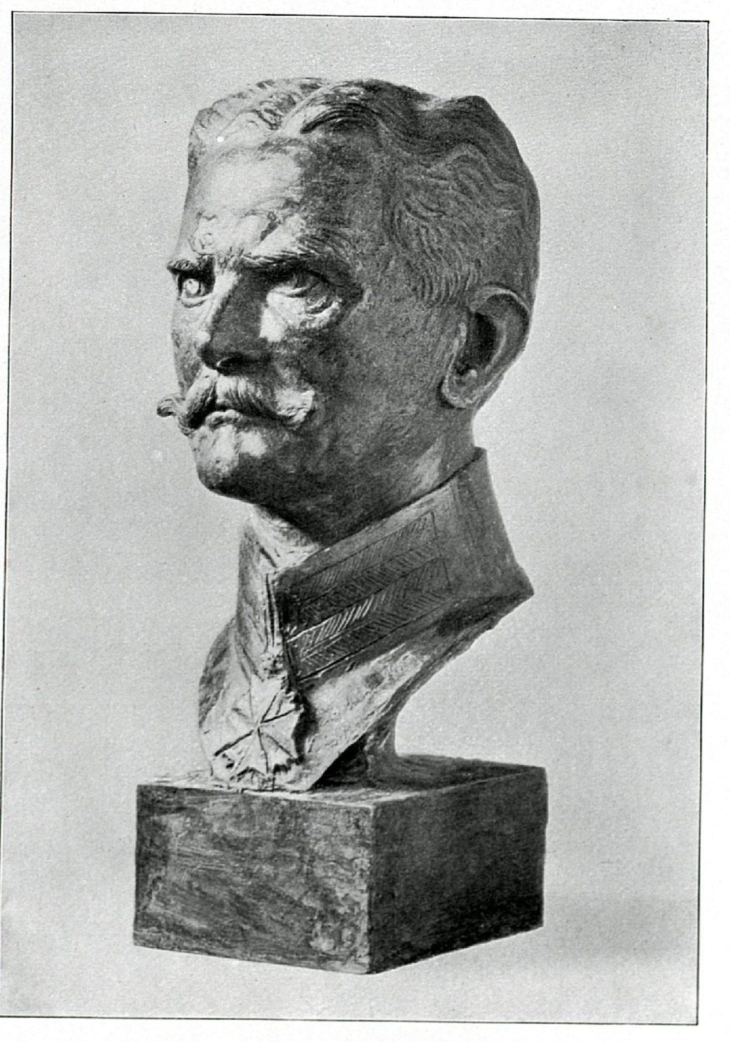
Das ist der Deutschen Völkerschicksal. Niemals in sorgloser Sicherheit, immer durch Gemeindrang, durch bedachte Organisation der Energien gesichert, auch wenn die Flut wie jetzt von allen Seiten droht, gewaltsam einzuschiessen.

Wilhelm Ostwald

Was uns der dreißigjährige Krieg genommen – die Kultur eines Dürer oder Holbein, wie unserer damaligen Waffenschmiede und Uhrmacher –, das wird uns der gegenwärtige, furchtbare und erhabene Weltkrieg endlich doppelt und dreifach wiedergeben. An Stelle Frankreichs, das über zwei Jahrhunderte ganz Europa seinen Stilwillen aufgezwungen, wird fortan der deutsche Stil herrschen, nicht nur in den Künsten, in allen Lebensäußerungen, nicht nur in Europa, in der ganzen Welt, und hoffentlich gründlicher und länger.

Stuttgart. –

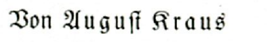
Gustav E. Pazaurek



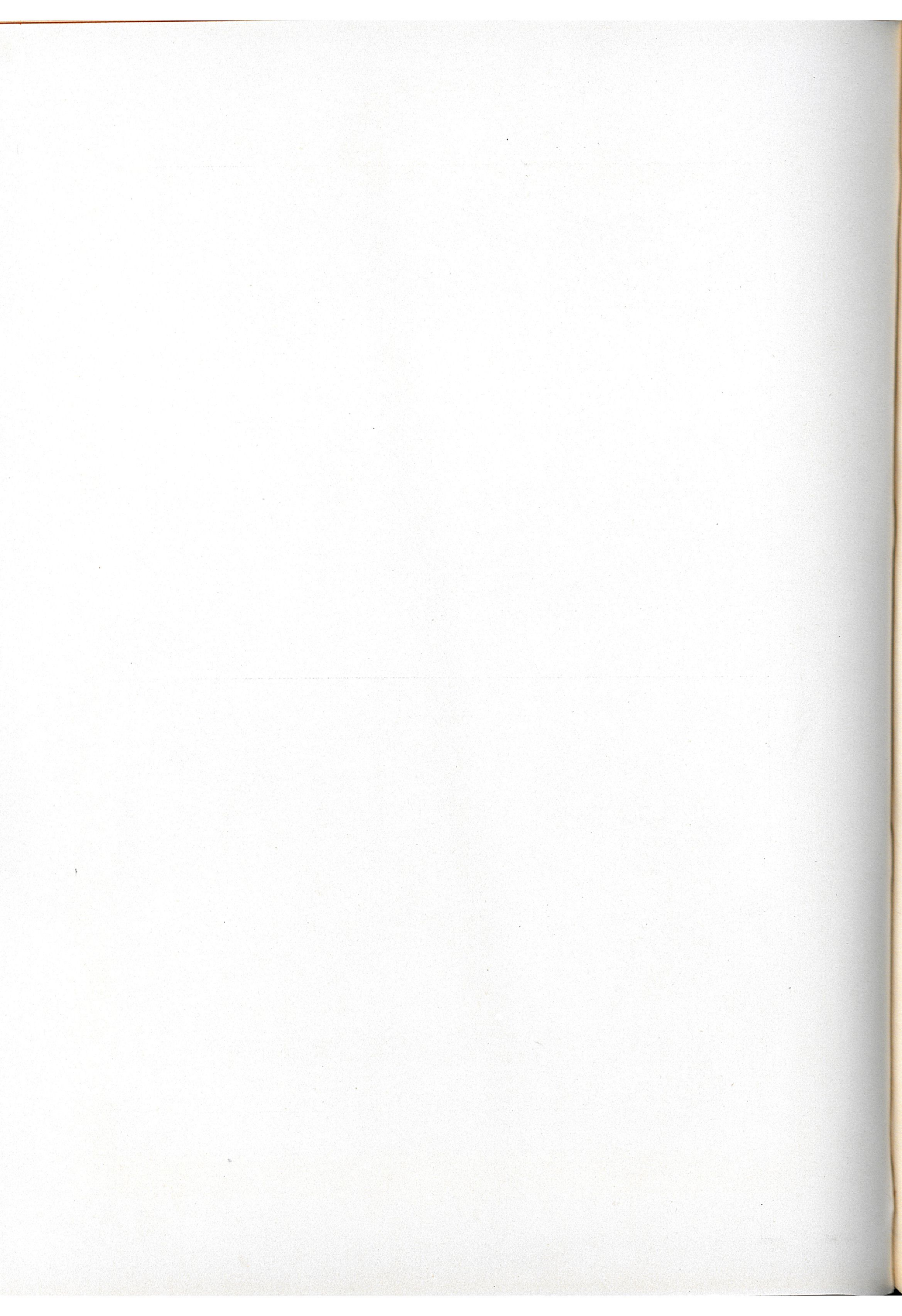
Generalfeldmarschall von Mackensen



Generaloberst von Kluck



Von August Kraus



An Italien

Italien, du Land Goethes, Land der Sehnsucht für Tausende, welch herrliche Sonne vergoldet deine Höhen, welch silbernes Meer umrauscht deine Küsten, welch linde Luft weht in deinen Tälern! Und welchen Schatz von Erinnerungen führen die Geister der Vergangenheit herauf! Ungeheure Trümmer erzählen von Weltherrschaft und unerhörter Pracht, der Petersdom ragt auf, ein greifbares Sinnbild der Oberhoheit über die Geister, zahllose Kathedralen strahlen im Licht einer begeisterungstrunkenen Schönheit. Und überall stehen die Werke der Kunst und zeigen eine liebliche Höhe der Menschheits-Entwicklung.

So warst du uns eine Erinnerung und eine Hoffnung; du warst es; denn ach, was ist aus dir geworden! Wie ein Pesthauch hat sich der Verrat über dich herabgesenkt, er vergiftet die Luft in deinen Hainen und Tälern, in deinen Städten und Museen; der Ekel würgt uns vor deinen Palästen und Domen, und die alten Erinnerungen verblassen in Trauer.

Aber nun wir ernüchtert sind, bemerken wir Eins: Was wir liebten, war der Boden, die Luft, die Erinnerungen, die Kunstschätze: das Volk stand uns fern. Auch der berühmte Mignon-Gesang Goethes spricht nur von dem Land der Citronen und Goldorangen, von Säulengängen und Statuen, für das Volk hat er kein Wort.

Wir aber sahen ein Geschlecht von armen Leuten und wenigen Überreichen, die allein im Besitz aller Kulturgüter waren, die Massen voll Leichtsinn, voll Bettlerfrohsinn und Bettlerhaß, die Wenigen eingeschlossen in ihre Paläste. Dazwischen ein spärlicher Mittelstand ohne Selbstgefühl.

Und wir waren nachsichtig mit den armen Leuten, wenn sie uns lächelnd betrogen und ihre kleinen Taschendiebereien dem organisierten Straßenraub bedenklich nahe kamen. Wir nahmen alles für Kinderkrankheiten, die sich auswachsen müßten, und freuten uns, als das durch tausendjährige Mißwirtschaft heruntergekommene Volk begann, sich zu erholen.

Freilich der Faden der Kunst war abgerissen, die Würde und der vornehme Sinn der Väter war dahin. Vergeblich sucht die Eitelkeit in Rom durch das Viktor-Emanuel-Denkmal und riesenhafte Palastbauten die Größe der antiken Überreste in den Schatten zu stellen. Es bleibt ein kleines Geschlecht unter großen Trümmern.

Da kam die Schicksalsstunde, und wir sahen mit ungläubigem Erstaunen und mit Abscheu eine Nation, für die allein in ganz Europa der Begriff der Ehre nicht existiert, deren Politik im Geiste der geheimen Verbrecher-Gesellschaften aus Neapel geführt war nach Art der Briganten, deren malerische Schlupfwinkel im Sabiner- und Albanergebirg heute als Merkwürdigkeit gezeigt werden.

Nun trennt uns von dem, was wir einst liebten, ein blutiger Strich, ein unverwischbarer Flecken verdunkelt das Bild. Nimmermehr können selbstbewußte Deutsche jene Orte betreten, die eine Stätte des Verrats und der Heimtücke geworden sind. Mit Trauer denken wir an unvergeßliche Stunden zurück, und im Scheiden sagen wir noch Einmal:

Italien, leb wohl!

August v. Parseval

An die Sanften in Deutschland 1914–15.

Feindesliebe ist Verbrechen, sanfte Gilde!
Mutter Herzen, wisst und merkt Euch das!
Die da draußen kämpfen, haben Kraft zur Milde,
Hier zu Hause unsre Pflicht ist Hass.

Hans Pfitzner

Straßburg i/E d. 18 Juni 1915

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei. (Goethe.)

Hamburg, Oktober 20, 1915.

Bürgermeister Predöhl

Kampf ums Dasein und Weltkrieg

Die Lebewesen sind von solcher wunderbaren Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, daß es schwer hält, Sätze aufzustellen, welche für sie alle ohne Ausnahme Geltung haben. Der Sauerstoff wird als „Lebensluft" bezeichnet, weil fast alle Tiere und Pflanzen ohne dieses Gas nicht atmen können. Aber es gibt sowohl niedere Pflanzen wie auch einzelne Tiere, welche andauernd oder für längere Zeit ohne Sauerstoff zu leben vermögen. Alle Organismen bestehen freilich ohne Ausnahme aus Protoplasma, und damit kommen ihnen gewisse gemeinsame Eigenschaften zu, wie der Stoffwechsel und die Fähigkeit der Fortpflanzung, aber diese zeigen so unendlich wechselnde Formen, daß es kaum möglich ist, sie in eine Formel zusammenzufassen, welche auf alle Geschöpfe angewandt werden kann. Ein Satz gilt jedoch unumstritten für alle Lebewesen, und die große, schicksalsschwere Zeit, welche wir jetzt durchleben, zeigt, daß auch der Mensch trotz aller seiner angeblich vom Geiste des Christentums durchsetzten Kultur und Zivilisation ihm völlig untertan ist, der Satz, daß der Kampf ums Dasein alle Lebewesen mit gleicher unabwendbarer Naturgewalt beherrscht. Er tobt zwischen den holden Blüten des Frühlings, von denen ach so viele durch einen plötzlichen Frost getötet werden, nicht minder, als unter der schimmernden Oberfläche des stillen, wie ein Bild des Friedens erscheinenden Waldteiches. Es gibt keine Stelle der Erde, wo er fehlt. Wir treffen seine Spuren eben so sehr unter den Stachelgewächsen der Wüste, wie unter den im weißen Schneekleide erscheinenden Polartieren; an den in Winterschlaf fallenden Bewohnern der Hochgebirge, wie an den in den Tiefen des Weltmeeres lebenden Fischen und Krebsen, welche durch riesige Fühler und merkwürdige Leuchtorgane für die ewige Nacht ihrer Umgebung ausgerüstet sind.

Gilt nun dieses Naturgesetz des Kampfes ums Dasein auch für die Beziehungen der Menschen und Völker zueinander? Mancher Idealist verneint diese Frage und behauptet, daß der Mensch kraft seiner Intelligenz und Kultur wenigstens die größten Katastrophen, die Kriege, vermeiden kann, sowie er die Gefahr des Blitzschlages fast vollständig beseitigt hat. Ich bin anderer Ansicht. Wer in Idealen und für sie lebt und arbeitet, verliert nur zu leicht den Boden der rauhen Wirklichkeit unter seinen Füßen und vergißt, daß die großen Gesetze des körperlichen und des geistigen Geschehens ewig und unveränderlich sind. Alle aufsteigenden Völker nehmen beständig an Menschenzahl zu, und so kommt für jedes Volk einmal der Zeitpunkt, wo es mehr Land oder weitere Absatzgebiete für seinen Handel oder Kolonien für die Gewinnung der Rohprodukte nötig hat. Dann prallen die Schwerter aneinander, das Blut fließt in Strömen, und der Sieger erobert sich den fehlenden Platz an der Sonne. Keine Religion und keine Höhe der Kultur wird diese Naturnotwendigkeit aus der Welt schaffen. Möge das deutsche Volk aus dieser schweren, tränenreichen Zeit für alle späteren Jahrhunderte lernen, daß die Kriege ebenso wenig vollständig zu bannen sind wie Erdbeben, Überschwemmungen und Krankheiten. Daher ein für alle Mal fort mit dem Gerede des ewigen Friedens auf Grund internationaler Verabredungen! Die Biologie gewährt uns den Trost, daß der Kampf ums Dasein nicht nur zerstört, sondern ein Grundelement des Fortschritts ist. Er ist das ungeheure Sieb, durch das alle minderwertigen Rassen und Arten ausgemerzt werden, und nur die starken und tüchtigen am Leben bleiben und ihre guten Eigenschaften auf die Nachwelt übertragen.

Wie durch den Kampf ums Dasein die Tiere sich von der einfachen Amöbe zu immer höherer Organisation und Vollkommenheit entwickelt haben, so schreitet auch die menschliche Kultur über die Leichenhügel der Schlachtfelder hinweg, höheren Zielen entgegen. Alle moralischen und physischen Kräfte, alle technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften treten hier untereinander in Wettbewerb, und der Sieger drückt der Welt den Stempel seines Geistes und Charakters auf. Geht unser Vaterland aus diesem furchtbaren Kriege, wie wir alle zuversichtlich hoffen, als Sieger hervor, so werden sich nicht nur seine Grenz-

pfähle verschieben, sondern deutsche Wissenschaft und Kunst, deutscher Handel und Gewerbfleiß, deutsches Denken und Fühlen wird die Welt erobern. Dann werden die ungeheuren Opfer an Gut und Blut nicht umsonst gebracht sein. Das einzige, was wir hoffen dürfen, ist, daß die Kriege um so seltener werden, je furchtbarer sie durch den jeweiligen Stand der Technik und die Größe der gegeneinander kämpfenden Völker sind, aber verschwinden werden sie nie, denn das Gesetz des Kampfes ums Dasein beherrscht ebenso unerbittlich die Lebewelt wie die mechanischen Gesetze die toten Körper.

Ludwig Plate,
Professor der Zoologie in Jena.

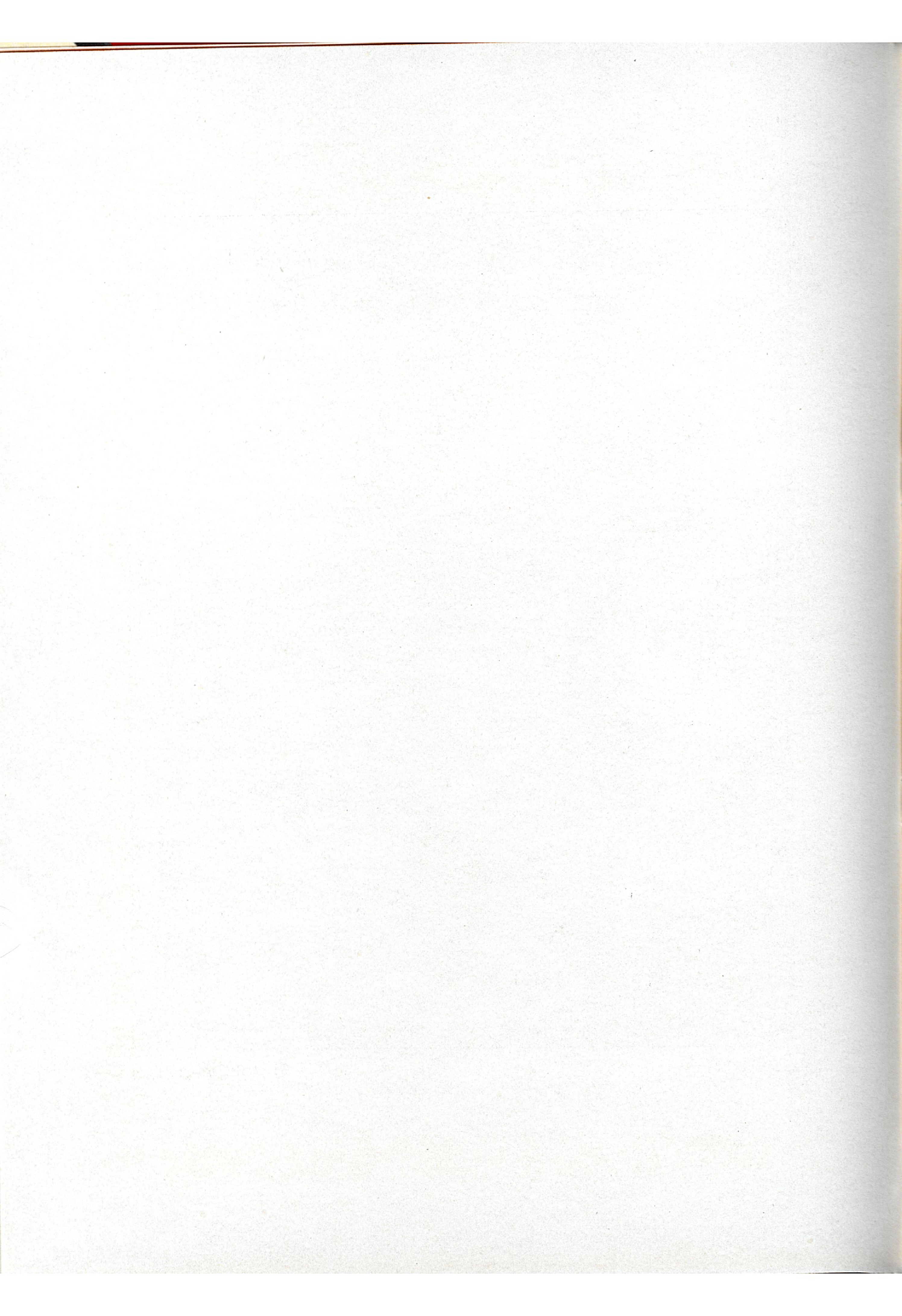
z. Zeit Elbing, Kreishaus, 17/Nov. 1915

Es ist tröstlich zu glauben, daß wir durch äußere Verteidigungsmittel in den Grenzlanden und im Innern unserem Vaterlande einen hundertjährigen Frieden sichern könnten. Mögen neue Grenzen indeß noch so günstig gezogen werden, wir bleiben trotzdem das Land im Herzen Europas mit den ungünstigsten äußeren Linien. Solange unsere wirtschaftliche Kraft und damit unsere Machtentwickelung im Aufstieg begriffen sind, werden sich auch immer neue feindliche Bündnisse gegen uns zusammenfinden. Bei den schnellen Verkehrsmitteln unserer Zeit haben wir in solchem Falle nicht nur gegen die Heere Europas sondern gegen Hülfsvölker aus der ganzen Welt zu kämpfen. Überdem steigt mit unserer wirtschaftlichen Entwickelung fortgesetzt die Zahl derer, welche zur Fortführung der heimischen Arbeit für Heer und Bevölkerung unentbehrlich sind. Es bedarf daher eines neuen Maßstabes für unsere Wehrkraft. Der beste Schutz ist die lebendige Mauer unserer Mannschaft. Wir müssen ein Volk in Waffen, ein Spartanervolk im weitesten Sinne des Worts sein. Nur durch fortgesetzte körperliche Übung vermögen wir den Gefahren zu begegnen, die unserer Volkskraft aus den ganze Geschlechter bedrohenden erschlaffenden Einflüssen der Amtsstube und des Hörsals, des Arbeitszimmers und der Schulstube, der Fabrik und der Werkstätte erwachsen. Vor allem muß deßhalb die körperliche Ausbildung unserer Jugend herausgehoben werden über den üblichen Turnunterricht. Die auf den Heeresdienst vorbereitende Jugendwehr ist als gesetzliche alle körperlich fähigen Knaben und Jünglinge umfassende Einrichtung auszubilden unter militärischer Aufsicht, sodaß jeder Wehrpflichtige in kürzester Zeit zum wetterharten, marsch- und tragfähigen Feldsoldaten erzogen werden kann. Die Sicherheit unserer Zukunft erfordert es; wir werden manche Lebensgewohnheiten und Lebensanschauungen aufzugeben haben, um dieses Ziel zu erreichen. Welche Opfer wären für die gesicherte Zukunft Deutschlands zu groß? Spartanische Kraft schließt athenische Bildung nicht aus.

Posadowsky



Hugo Licht — Neues Rathaus zu Leipzig



Goethe.

Es schlägt kein Mensch vergebens
Den langen Pilgerlauf,
Bei Kampf und Not des Lebens,
Die Goethe-Bibel auf;

Dem einen Kraft der Wonne
Vom eigenen reinen Glück
Leiht dieser Sohn der Sonne
Jedwedem Mißgeschick.

So lies! Und wie Du immer
Die Blätter dir gelöst:
Aus jedem glänzt ein Schimmer
Von ungeahntem Trost.

München. Ernst v. Possart.

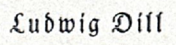
Die Brüder

Bruder, ich hab' Dir oft gegrollt,
Bruder aus gleicher Wiegen.
Dein Kopf war hart. Du hast gewollt,
Gehandelt und geschwiegen;
Hast Dich mit Grübeln nicht geplagt
Nach dunklen letzten Dingen;
Hast kaum gelauscht und nachgefragt
Dem Lied auf Lerchenschwingen.
Die Schlacht schwang blutig ihr Panier,
Da standst Du trotzig neben mir
Im Flackerschein der Brände — — —
Ich hab' gegrollt, verzeih' mir das;
Heut' weiß ich wohl: es ist Verlaß
Auf Deine harten Hände!

Bruder, ich sah Dich oft mit Zorn,
Bruder aus gleicher Wiegen.
Du suchtest tief der Weisheit Born
Auf felsgehau'nen Stiegen;
Das rauhe Leben blieb Dir fremd,
Das schwere, dornenvolle
Des Pflügers, der im groben Hemd
Aufwarf die Ackerscholle.
Der Schlachten rotes Banner stieg,
Da war Dein ganzes Denken: Sieg
Und neuer Zeiten Blühen.
Ich hab' gegrollt, verzeih' mir das;
Heut' weiß ich wohl: es ist Verlaß
Auf Deiner Forschung Mühen!

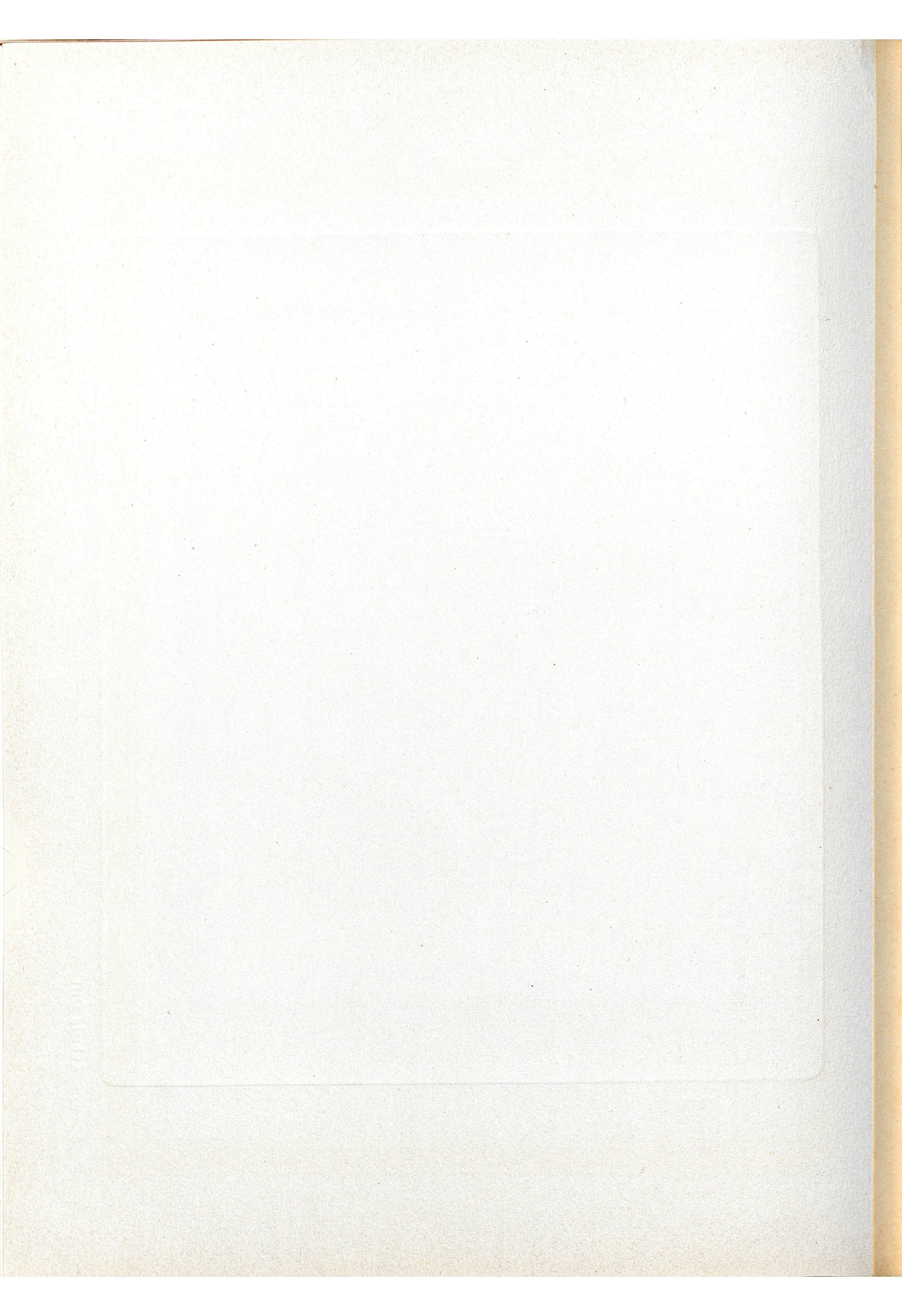
Bruder, ich sah Dich oft mit Scham,
Bruder aus gleicher Wiegen,
Wie leicht Dein Herz die Erde nahm
Und ließ die Lieder fliegen.
Lächelnd, die Laute in der Hand,
Wohl unter blühenden Zweigen
Sangst Du Dein Lied vom Vaterland
In schlanker Mädchen Reigen.
Da kam der Deutschen Leid und Not;
Da glühten Deine Lieder, rot
Vom Herzblut Deiner Brüder.
Ich hab' gegrollt, verzeih' mir das;
Heut' weiß ich wohl, es ist Verlaß
Auf Dich und Deine Lieder!

Rudolf Herzog



Ludwig Dill

Venezianische Fischer
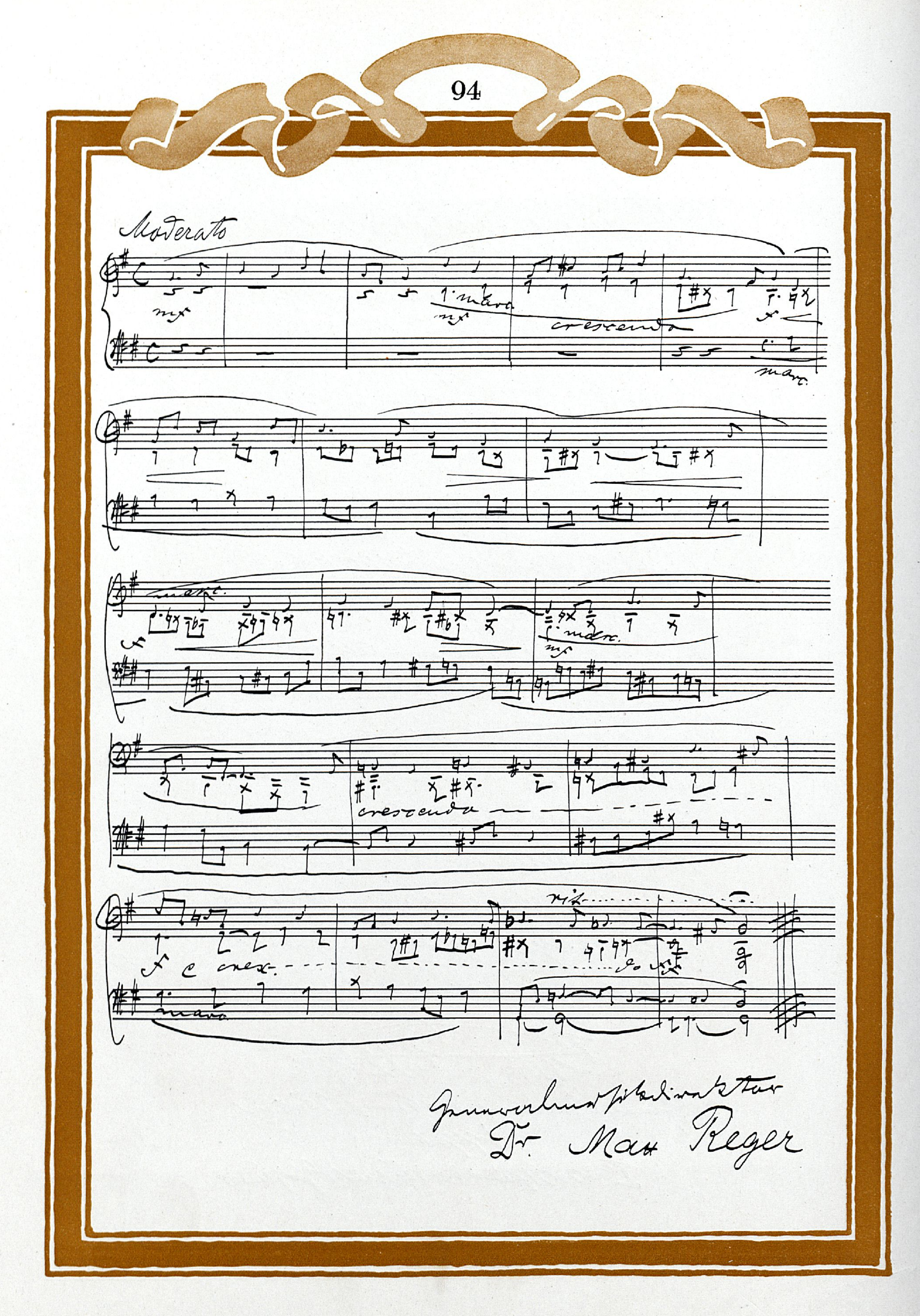


Verwüstet hat dich, schönes Land, der Krieg
Und Glück und Freude zog von hinnen,
Doch Not und Tod, auf Kampf und Sieg
Blüht neues Leben nur aus den Ruinen.

16. 9. 15 [illegible]

Wenn der Weltkrieg beendet sein wird möge unser deutsches Vaterland vom Goetheschen Geist erleuchtet werden! Dann werden wir nicht nur Alles daran setzen die Wunden zu heilen, die der gewaltige Kampf geschlagen, wir werden auch die Ueberzeugung gewinnen und verbreiten, daß aus der heutigen Völkerfeindschaft eine Völkerfreundschaft erwachsen muß. Trotz Allem darf das Volk Goethes nicht aufhören für diesen Gedanken zu wirken.

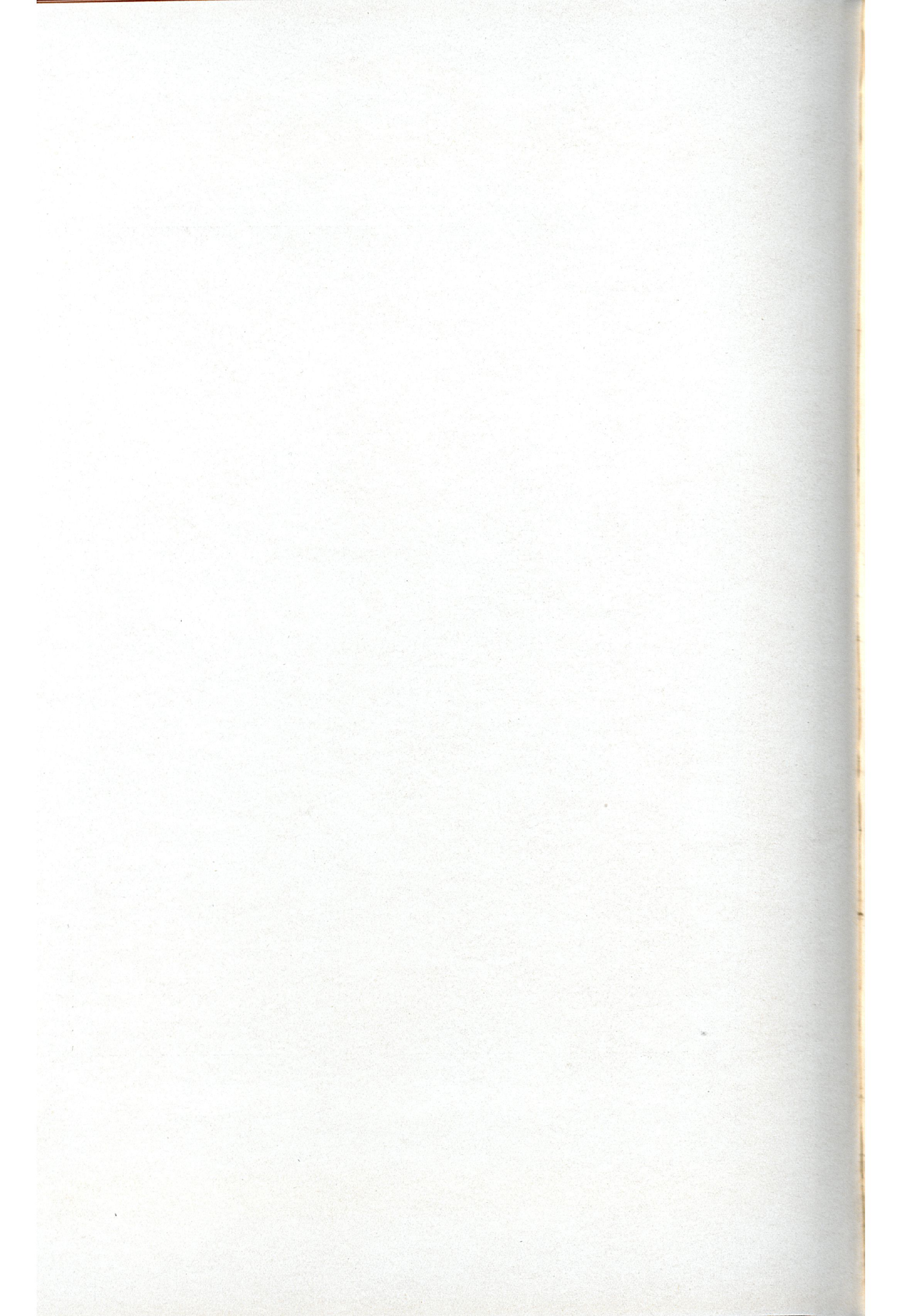
Baron zu Putlitz
General-Intendant der Königl. Württemb. Hoftheater
I. Vorsitzender des Württemb. Goethebunds


Moderato
marc.
crescendo
cresc.
rit.
Generalmusikdirektor
Dr. Max Reger



Heinrich Seeling

Das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg



Den ostpreußischen Flüchtlingen!

Ihr meiner harten Heimat harte Söhne,
Die ihr den Pflug regiert mit Armes Kraft,
Die ihr der rauhen Scholle spröde Schöne
Im Schweiß des Angesichts zum Garten schafft –

Und die ihr in ostpreußischer Städte Stille
Der deutschen Geistes heilige Flamme entfacht,
Des Glaubens stark, daß Zucht nicht sondern Wille
Dem Vaterland die besten Kräfte macht –

Die all ihr nun vom heimischen Herd vertrieben
Als flüchtige Gäste hier, so schwer wie [illegible],
In Sorg um Flur und Haus und manche Lieben
Das bittersüße Brot der Fremde braucht – –

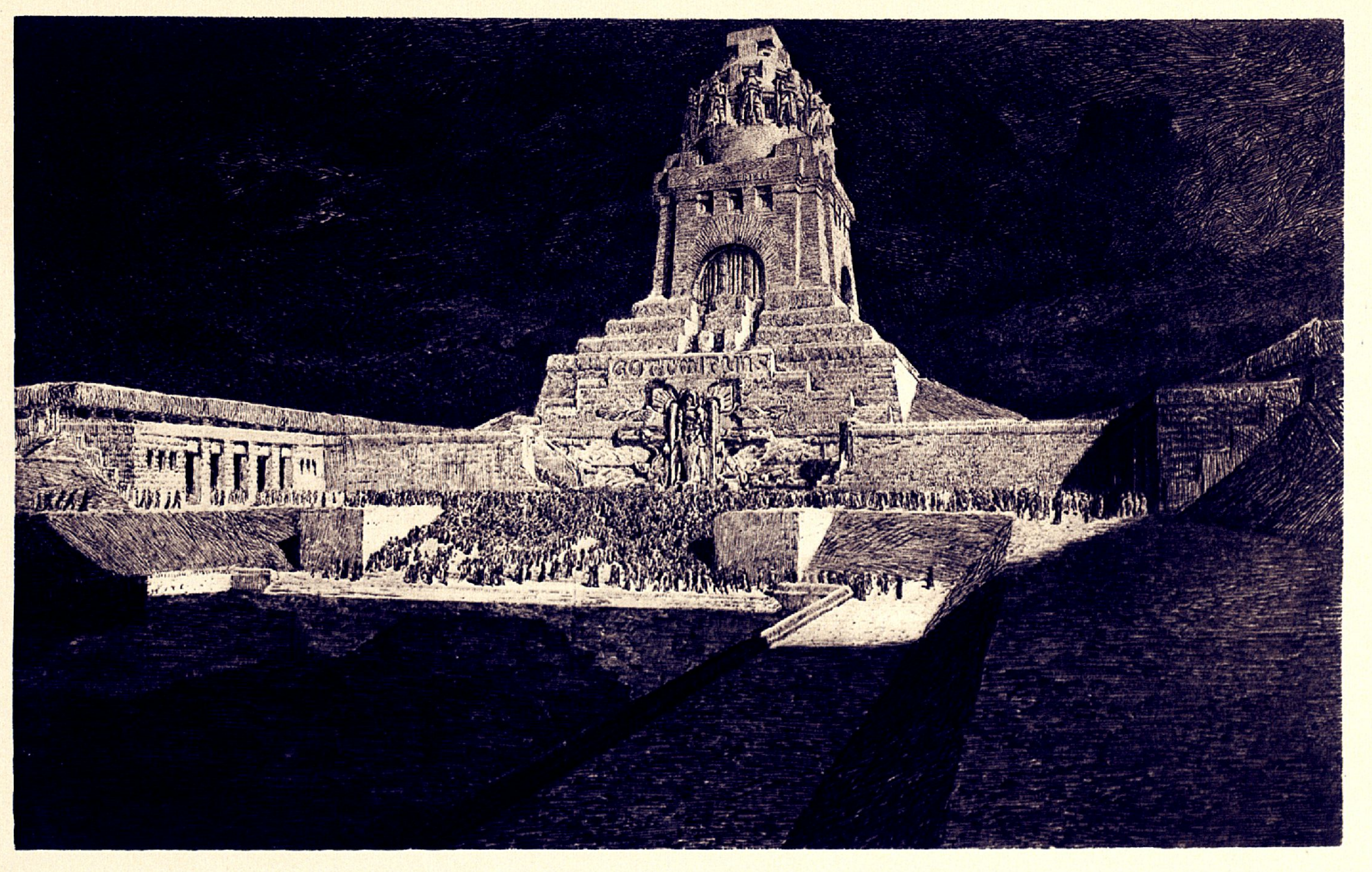
Wir grüßen euch, ihr Märtyrer des Glaubens,
Daß dennoch deutsches Siegesvertrauen nicht irrt,
Und daß die Opfer all des Brandes und Raubens
Das Vaterland euch nicht vergessen wird!

Wir wollen helfen euch, die Brücke bauen,
Die eurer toten Mütter Fleiß umweht,
Wir wollen mit euch noch das Wunder schauen,
Daß eure tote Heimat aufersteht!

Georg Reicke

In diesen Zeiten und in den Sorgen, die auf
den Krieg folgen werden, muß es die
deutsche Frau beweisen – und sie be-
weist es schon – daß Kultur nichts mit
eleganten Kleidern, geschmackvollen
Wohnungen, Autofahrten und dergleichen
zu tun hat, sondern daß die wahr-
haftige innere Kultur befähigt, den
Schmerz in Würde und stillem Stolz zu
tragen, die Entbehrungen in heiterer
Anmut zu tragen und so ihren Vorteil
zu bewahren! Die Welt wird doch
sie begreifen lernen, daß die deutsche
Kultur in dem hohen Sinne besteht,
der in dem Gewaltigen das Gewaltige
erkennt, im Kleinen das Kleine ver-
achtet und sich mit schweigender Ent-
rüstung von berauschender Lust wie
von jeder Roheit abwendet.

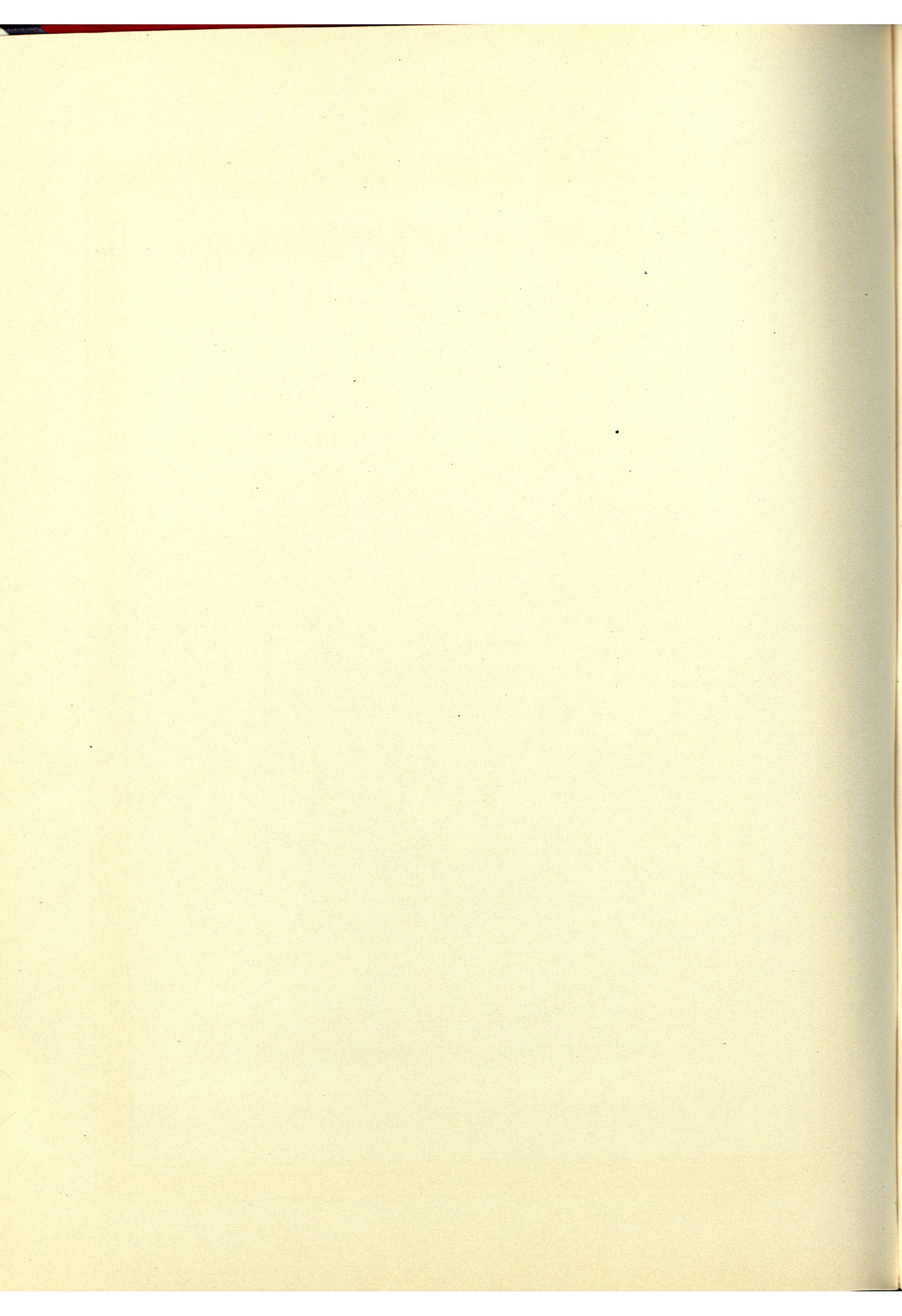
Gabriele Reuter.



Träumt ihr den Friedenstag?
Träume wer träumen mag!
Krieg ist das Losungswort,
Sieg! und so klingt es fort. Faust II.

Am Jahrestag des Sieges von Tannenberg.
28. August 1915. Göthe's Geburtstag

Bruno Schmitz — *Erbauer des Völkerschlachtdenkmals.*
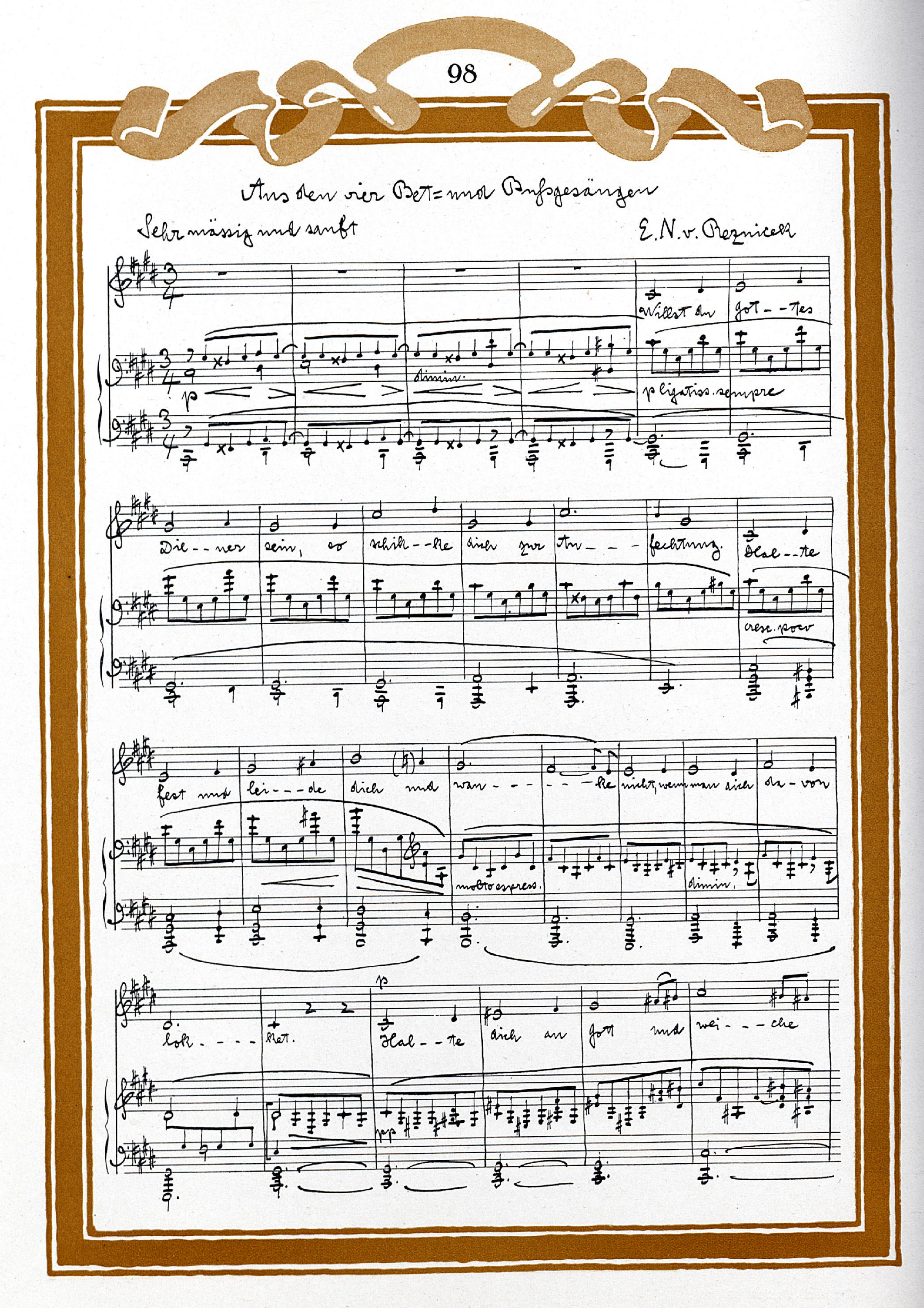


Je länger man sich mit dem Studium Goethe's und seines Lebenswerkes befaßt, so mehr tritt neben allen herrlichen Einzelerscheinungen der überragende Eindruck des unablässigen, bis in das höchste Alter sich steigernden Ringens nach Wahrheit und Vervollkommnung vor die Seele. Ist des Unsterblichen Wort und Wesen nicht auch unseres Volkes Vorbild? Haben wir doch in diesen gewaltigen Tagen den Beweis erbracht, daß das Ringen nach des Vaterlandes äußerer Geltung und Größe, der Wille, für dieses hohe Ziel jedes Opfer zu bringen, in uns Wahrheit geworden, und ringen wir doch, abstreifend einer langen Vergangenheit Schranken, auch nach des Vaterlandes innerer Vervollkommnung. Mögen so die Sterne, die über Goethe's Lebensweg strahlten, auch unserem Volke leuchten.

Rothe Weimar.

Staatsminister

Vorsitzender der Goethegesellschaft.

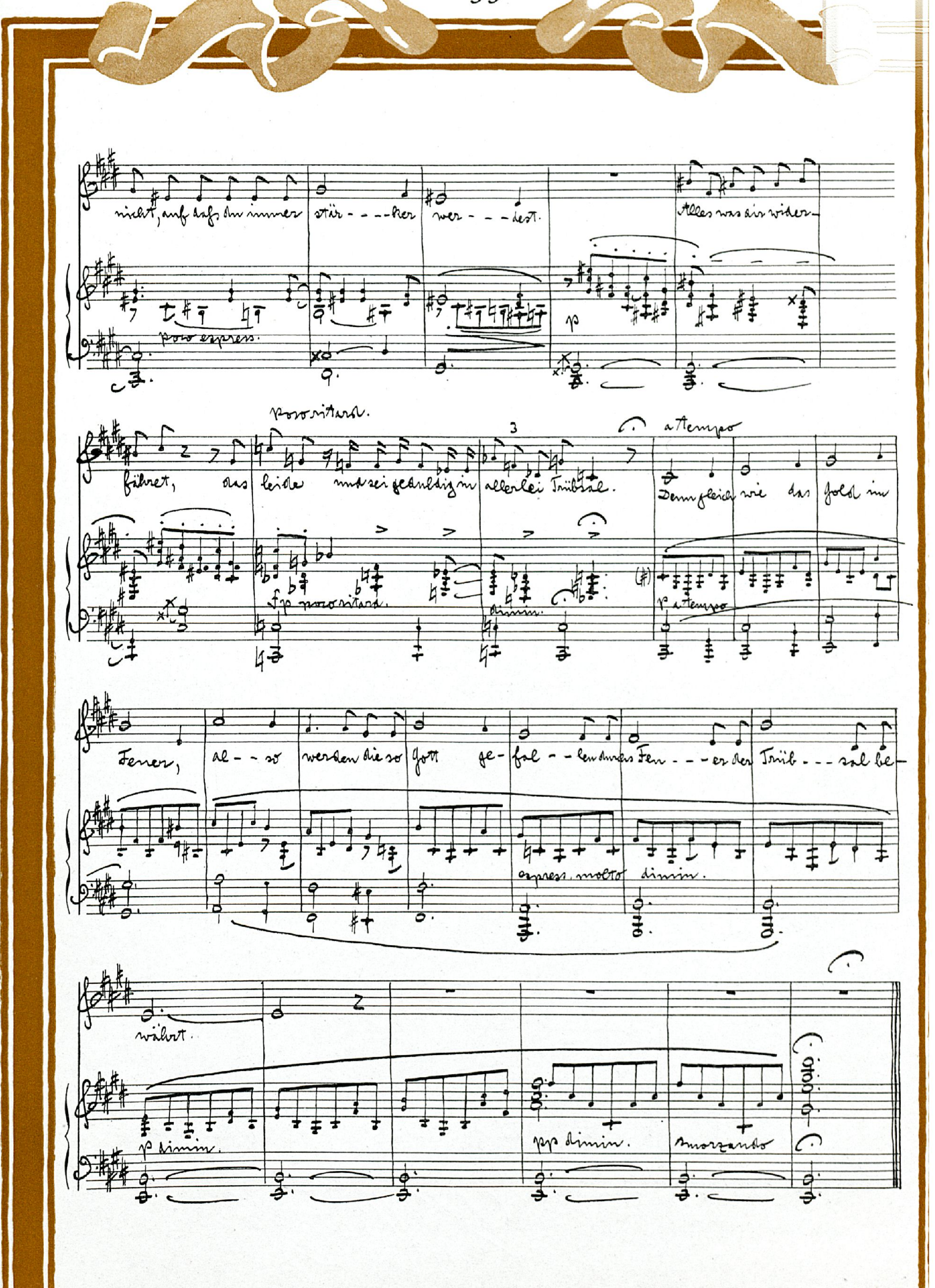


Aus den vier Bet= und Bußgesängen
Sehr mässig und sanft
E. N. v. Reznicek
Willst du Got--tes Die--ner sein, so schik--ke dich zur An---fechtung. Hal--te fest und lei---de dich und wan------ke nicht, wenn man dich da-von lok----ket. Hal--te dich an Gott und wei---che
p
dimin.
p ligatiss. sempre
cresc. poco
molto espress.
dimin.
pp

Ludwig Putz

Ordonnanzwagen




nicht, auf daß du immer stär - - - ker wer - - - dest.
Alles was dir wider-
poco espress.
p
poco ritard.
fähret, das leide und sei geduldig in allerlei Trübsal.
a tempo
Denn gleich wie das Gold im
fp poco ritard.
dimin.
p a tempo
Feuer, al - - so werden die so Gott ge- fal - - len durch's Feu - - - er der Trüb - - - sal be-
espress. molto dimin.
währt.
p dimin.
pp dimin.
smorzando

1806 hat die tiefsten deutschen Kräfte emporgerufen.

1815 hat die Reaktion und das Metternichwesen eingeleitet. Gebe Gott, daß 1915 Ruhm und Einkehr vereinigt; daß äußeres Wachstum nur aus innersten Kräften quillt.

8. 9. 1915.

Walther Rathenau

Wir erleben heute Geschichte im Großen und erfahren, daß es das Wesen der Geschichte sei, zu verbinden, was die Zeit trennt. Das geistige Leben, das in ihr waltet, überwindet Zeit und Vergänglichkeit. Und so ist, was groß war und kulturschaffend in der Vergangenheit unseres Volkes, in seiner Gegenwart noch lebendig. Auch Scharnhorst und Blücher siegen in diesem Kriege, der Idealismus unserer Denker, der Staatswille des großen Königs, des großen Kanzlers kämpfen für uns. Wahre Geschichte ist nicht nur geschehen: sie geschieht.

A. Riehl.

Das Kriegsziel in diesem Weltkriege ist:
nach Außen, nur [illegible] dauernd zu sichern gegen Einkreisung und Bevormundung.
nach Innen, eine neue Zeit herbeizuführen in einem modernen Recht- und Verfassungs-Staat, an dessen freiheitlich auszugestaltenden Rechten und Einrichtungen alle Bürger ohne Unterschied und mit gleicher Berechtigung teilnehmen.

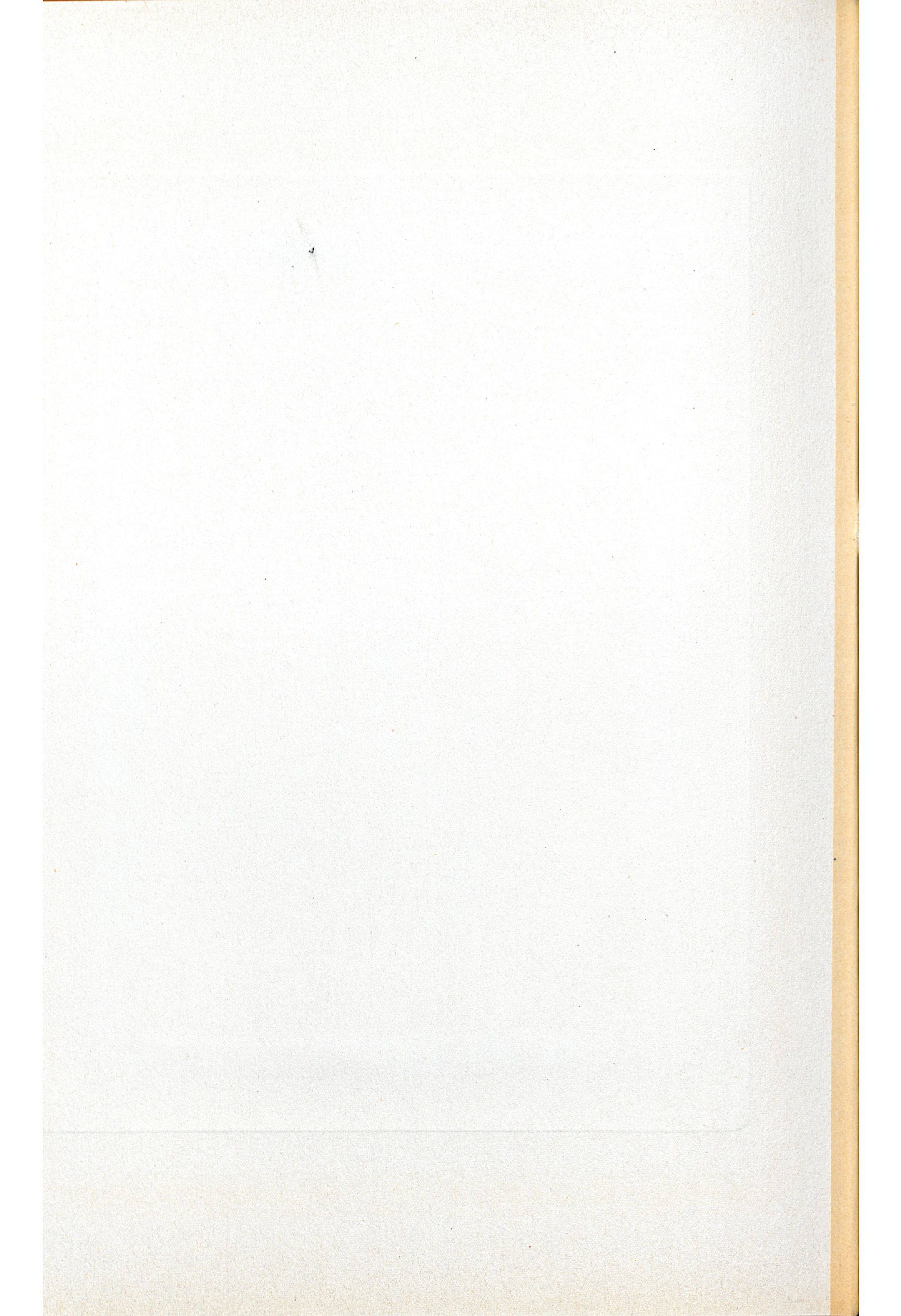
Berlin im August 1915.

J. Riesser



Bodo Ebhardt

Burg Coucy le Chateau
Gezeichnet während des Krieges



Von Schiller gestählt,
Von Goethe geklärt,
Hast du, deutsches Volksherz,
In Not dich bewährt.

Krieglach
13.VI.1915

Peter Rosegger

Ein Jahr –

Ein Traumgesicht

Und als der Blutstrom durch ein Jahr geronnen
Und seiner Füße Sohlen schon umwoben,
Da hat, den Blick von tiefem Ernst umsponnen,
Der Herr sein bleiches Angesicht gehoben.
Und hat die Hand mit ihren heiligen Narben
Hinausgestrecket in das Reich der Sterne:
Da stand der Strom — und alle Donner starben, —
Und Stille ward und ruhte auf der Ferne.

Und seine Stimme wuchs in alle Weiten:
„Kommt zu mir, die ihr mühsam und beladen!"
Da sah die Nacht viel tausend Seelen schreiten
Auf tausend Wegen und auf tausend Pfaden.
Da sah die Nacht die Blinden und die Lahmen,
Und sah die Frauen derer, die gefallen.
Und sah die Mütter, die in Tränen kamen,
Sah einen Zug aus Schmerz und Trauer wallen.

Und seine Stimme war ein mildes Wehen:
„Kommt zu mir, die ihr für das Reich geschieden!"
Da sah die Nacht viel ewige Schläfer gehen
Und sah auf ihren Zügen Stolz und Frieden.
Und hörte bleiche Knabenlippen fragen:
„Ist schon der Sieg — der deutsche Sieg errungen?"
Und hörte stille Männer leise sagen:
„Geduld, Geduld, ihr liebe deutsche Jungen —"

Jetzt sprach der Herr: „Ihr alle sollt mir sagen:
Und stündet ihr noch einmal an der Wende,
Vor der das Feuer damals aufgeschlagen,
Nähmt ihr das Schwert wohl wieder in die Hände?
Nähmt ihr noch einmal auf, was ihr getragen,
Den Tod, die Nöte und die blutigen Wunden,
Das einsam' Weh, das brennende Entsagen,
Die schlaflos hingequälten dunklen Stunden?"

Da war ein Raunen, und da war ein Klingen
Und hob sich auf zu brausenden Chorälen:
„Und sollten wir noch tausend Opfer bringen,
Wir wollten keinen Weg als diesen wählen.
Nicht Haß und Ruhmsucht haben uns getrieben,
Die heilige Not zwang uns zu diesem Streiten.
Und wenn wir alle auf den Feldern blieben —
Wir müßten wieder diesen Weg beschreiten!"

Und wie sie schwiegen, hat der Herr gesprochen:
„So treu und fest kann nur das Recht vertrauen,
So starker Glaube ward noch nie zerbrochen,
Ein Reich der Herrlichkeiten sollt ihr schauen!"
Dann war es hell vor seinem Angesichte
Und lag als Liebe über seinen Brauen,
Er segnete im frühen Morgenlichte
Die Blinden — und die Toten — und die Frauen.

Karl Rosner.

Die Entwickelungsmechanik

Geheimnisvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.

Das letztere Wort Goethes ist in herrlicher Weise überholt. Aber diese körperlichen Flügel dienen nicht, wie Faust es sich wünschte, die schöne Welt im ewigen Abendsonnenglanz zu Füßen liegen zu sehen. Sie dienen zunächst der Vernichtung der Feinde im größten aller Kriege.

Auch der erstere Vers ist nicht mehr zutreffend, denn der Mensch hat inzwischen der Natur vieles „mit Hebeln und Schrauben" abgezwungen, was sie uns nicht offenbaren wollte.

Die Entwickelungsmechanik, die experimentelle Pathologie und die Physiologie sind diejenigen biologischen Wissenschaften, welche uns am meisten auf solche Weise bereichert und uns bereits ein gewisses Maß von Herrschaft über das Leben verschafft haben, weitere Ausdehnung erwarten lassen. Reden wir im Folgenden von der ersten Wissenschaft.

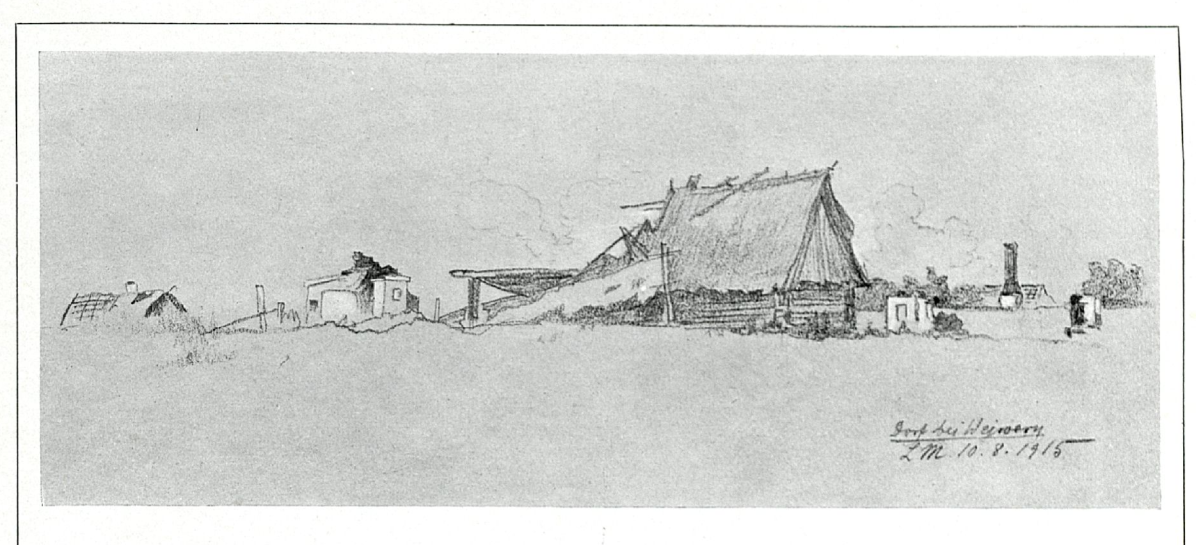
Die Entwickelungsmechanik hat uns in der kurzen Zeit von kaum mehr als drei Dezennien viel Ungeahntes und auch manches geradezu für unmöglich Gehaltene an Einsicht und Können gewährt.

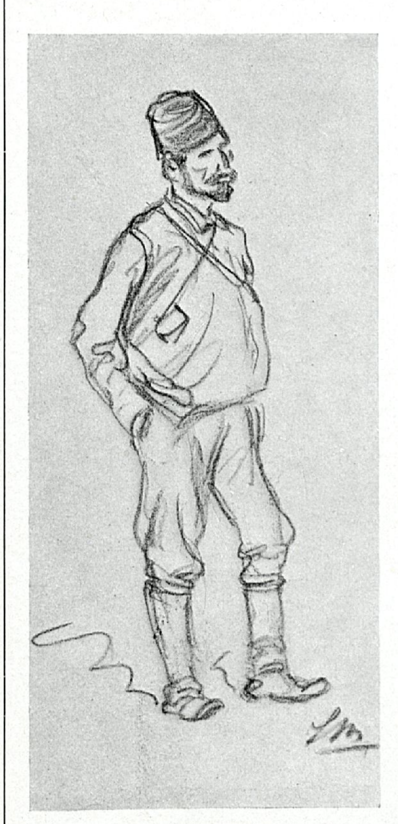
Ihrem Wesen nach ist sie eine theoretische, und zwar, wie ihr mit einigem Rechte nachgesagt wird, eine schwierige Disziplin, die sich nicht in kurzen Worten verständlich machen läßt. Sie sucht die Faktorenkombinationen des organischen Gestaltungsgeschehens sowie deren Wirkungsweisen und Wirkungsgrößen zu ermitteln: eine große Aufgabe, die vor ihr noch nicht gestellt worden war. Ihre exakte Methode ist, nach versuchsweiser geistiger Analyse des Geschehens, das „kausal-analytische" Experiment, welches durch sie in die vordem „beschreibende" Gestaltungslehre der tierischen Lebewesen eingeführt worden ist. Wenn auch das Ziel der Entwickelungsmechanik ein theoretisches ist, so sind doch manche ihrer Ergebnisse bereits von hohem Werte für die ärztliche Praxis, und das wird sich ständig steigern; umgekehrt verdankt die Entwickelungsmechanik der Chirurgie sowie der Pathologie wichtige Anregungen. Vom stammesgeschichtlichen Teile der Entwickelungsmechanik sehen wir hier ganz ab. Der Leser soll auch nicht mit ihren theoretischen Grundbegriffen, wie determinierende und realisierende Faktoren, Selbstdifferenzierung und abhängige Differenzierung, implizite und explizite Determination, virtuelle und reelle Gestaltung, Neoevolution und Neoepigenesis, typische und normale Gestaltung, somatogene und blastogene Vererbung, blastoide Metamorphose und blastogene Insertion, Naturgesetz und Naturregel usw. behelligt werden.*)

Es sei erlaubt, einige konkrete Ergebnisse der Experimente, und zwar unter Bevorzugung des an Wirbeltieren und am Menschen Gewonnenen, mitzuteilen, ohne aber auf den tieferen, kausal-analytischen Sinn derselben einzugehen.

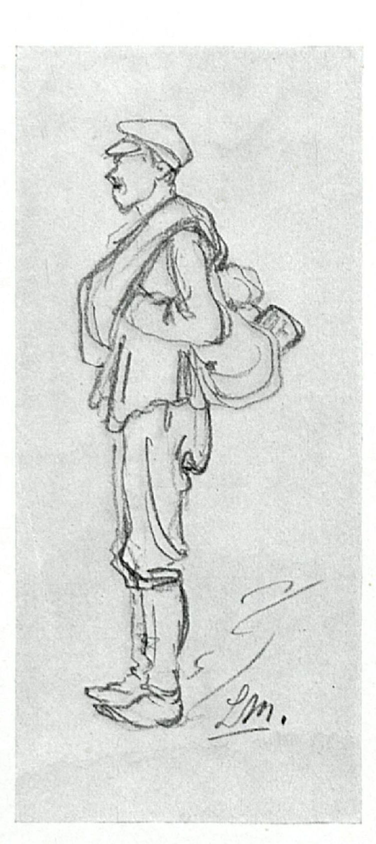
Im Jahre 1885 gelang es, die Richtung des künftigen Embryo im runden Ei durch die willkürlich gewählte Befruchtungsrichtung künstlich zu bestimmen; dabei ward zugleich erkannt, daß diejenige Seite des Eies, welche vom Samenkörper durchlaufen und dabei in sichtbarer Weise innerlich verändert wird, später stets zur Schwanzhälfte des Tieres wird, während die andere Eihälfte die Kopfhälfte des

*) Diese finden sich erörtert in W. Roux, Vortrag I zur Entwickelungsmechanik 1905, Vortrag XIX 1913 und Terminologie der Entwickelungsmechanik 1912.









Vier Bleistiftzeichnungen von Ludwig Manzel



Abkömmlings produziert (Roux). Die Frauenrechtlerinnen werden das vielleicht blamabel für den Mann finden. Zu unserem Glück, wie zum Wohle der Menschheit wird aber das männliche Zellkernmaterial in gleicher Weise wie das weibliche auf alle Zellen des neuen Körpers verteilt, so daß bekanntermaßen die Kinder nicht etwa nur in der unteren Körperhälfte dem Vater, in der oberen allein der Mutter ähnlich werden.

Was werden diese Frauen aber erst folgern, wenn sie erfahren, daß das männliche Lebewesen zur Veranlassung der Entwickelung des Eies nicht mehr unbedingt nötig ist?

Letztere Erkenntnis verdanken wir vor allen dem Deutschamerikaner J. Loeb, ferner dem Franzosen E. Bataillon, dem Belgier Ch. Brachet u. A. An Wirbeltieren ist diese „künstliche Parthenogenesis" bis jetzt erst beim Frosch gelungen. Es ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß mit der chemischen Methode derselbe Effekt auch bei Säugetieren und schließlich beim Menschen ermöglicht werden kann, daß also vielleicht eine Zeit kommen wird, in welcher die Frauen den sogenannten „Schrei nach dem Kinde" auch ohne den Mann stillen können, falls dieser durchaus nicht kommen will oder als „minderwertig" abgelehnt wird. Welche soziale Umwälzung! Das wahre Jungfernkind! Dieses hat dann wirklich keine „väterlichen", sondern bloß mütterliche, aber zunächst doch noch großväterliche, urgroßväterliche usw. Eigenschaften. C. Herbst vermochte die Vererbung der mütterlichen Eigenschaften künstlich zu verstärken. Es ist sehr zweifelhaft, ob dasselbe auch für die väterlichen Eigenschaften gelingen wird, so wünschenswert dies manchmal sein mag.

Wir können ferner aus einem halben Ei einen rechten, linken oder vorderen Halbembryo hervorgehen und diesen sich nachträglich zu einem ganzen Embryo ergänzen, „postgenerieren", lassen (Roux, Barfurth, Crampton, Laqueur u. A.), ferner aus einem Ei zwei ganze Lebewesen, also auch zwei Seelen, sowie siamesische Zwillinge sich bilden lassen (Driesch, Morgan, Schultze u. A.), und umgekehrt vermögen wir zu bewirken, daß aus zwei Eiern ein normal gebautes Riesenlebewesen sich bildet (Sala, zur Straßen, Driesch, Spemann).

Diese Ergebnisse eröffnen tiefe Einblicke in die „Bestimmungsweise" dieser allgemeinsten tierischen Gestaltungen.

Auch auf dem Wege der Regeneration ist es gelungen, Doppel- und Mehrfachbildungen hervorzubringen: Wesen mit zwei, ja drei Köpfen, mit mehreren Schwänzen und überzähligen Füßen (Barfurth, Tornier, Morgan u. A.). Vielleicht gelingt es auch noch, das leider nur sehr schwache Regenerationsvermögen des Menschen wesentlich zu verstärken, dies, wenn erst durch viele Tierversuche die nötige Vorerkenntnis gewonnen sein wird. Vielleicht liegt eine Andeutung davon schon vor (Romeis).

Durch Herausnahme von Teilen des bereits etwas entwickelten Keimes, sowie des erwachsenen Tieres, verbunden mit Übertragung in zur Lebenderhaltung geeignete Flüssigkeiten wurde Neues über die gestaltenden Kräfte dieser Teile erkannt (sogenannte Explantation oder in vitro Cultur).

So wurde, zuerst im Jahre 1884, unter gleichzeitiger deformierender Einwirkung die künstliche Bildung einer „Rautengrube" am ausgeschnittenen Rückenmark des Hühnerembryos bewirkt (Roux); dann wurde erkannt, daß isolierte Furchungszellen direkt nähernd, gleichsam anziehend aufeinander wirken, sich dann vereinigen und eine Zeitlang umordnen (Roux), wobei gelegentlich auch die eine oder andere Zelle wieder ausgestoßen wird, wie ein mißliebiges Mitglied aus einem Vereine. Harrison, Braus ermittelten, daß isolierte embryonale Nervenzellen in geeignetem Medium lange Nervenfasern hervorsprossen lassen können, wodurch endlich die strittige Frage der Bildung des Hauptteils der Nervenfasern, des „Achsenzylinders", als von diesen Zellen ausgehend entschieden wurde.

Es gelang auch, das embryonale Herz wochenlang (Braus, Burrows) und einzelne Organe sowie fast die gesamten Eingeweide des erwachsenen Tieres monatelang (Carrel) durch geeigneten Wechsel der Flüssigkeiten außerhalb des Körpers lebend und tätig zu erhalten und allerhand wichtige Beobachtungen an ihnen zu machen, welche innerhalb des Körpers nicht möglich sind. Letzteres deshalb nicht, weil man

die Organe innerhalb des Körpers nicht genügend sehen und beeinflussen kann, besonders aber, weil sie im Körper den gestaltenden Regulationen des Ganzen unterworfen sind, den „Selbstregulationen", welche eine der charakteristischsten elementaren Eigenschaften aller Lebewesen darstellen (Roux 1881).

Ebenso lehrreich und auch schon praktisch wichtig sind die, zum Teil unter Verwendung von entwickelungsmechanischer Erkenntnis, gelungenen Übertragungen ganzer Organe von einem Individuum auf ein anderes, die Transplantationen. An Tieren geschah die Übertragung, Einheilung und Entwickelung ganzer Beinanlagen (Braus), ferner der Augenanlagen, wodurch auch die Bildung der Augenlinse an nicht dazu vorbestimmter Stelle veranlaßt wurde (Spemann); G. Born glückte sogar die Zusammenheilung von Embryohälften mit nachfolgender Entwickelung derselben, und Sauerbruch vereinigte erwachsene Tiere, um damit die Vorbedingung zur Ermittelung von allerhand regulatorischen Beziehungen (Parabiosis) zwischen beiden Lebewesen zu erreichen. Den Chirurgen gelang die Transplantation der Harnblase, Milz, Gelenke usw. des Menschen (Garrè, Lexer, Carrel, Enderlen u. A.).

Zu wichtigen Erfolgen führte des weiteren die Überpflanzung der Teile von Drüsen, welche die Fähigkeit zu innerer Sekretion haben. So heilte Erw. Payr durch Überpflanzung eines Stückes der Schilddrüse der Mutter auf ihr Kind dieses von kretinistischer Verblödung. Schon durch bloße Fütterung mit Thymussubstanz wurde Riesenwuchs, mit Schilddrüsensubstanz Zwergwuchs veranlaßt (Gudernatsch). Daher ist Aussicht vorhanden, daß es noch gelingen wird, das Längenwachstum des Menschen (wohl unter Benutzung noch anderer inkretorischer Drüsen) etwas nach Wunsch zu verstärken oder einzuschränken. Durch Vertauschen der Keimdrüsen (Steinach, Meisenheimer, Harms u. A.) wurden weibliche Wirbeltiere in männliche und umgekehrt verwandelt. Falls es gelingt, die sogenannte biochemische Differenz, welche einen Menschen vom andern chemisch unterscheidet, zwischen zweien (vielleicht durch wiederholte wechselseitige Serumübertragung) genügend zu vermindern, sind neue Möglichkeiten zu „dauernder" Erhaltung transplantierter Organe eröffnet. Durch Einpflanzung gesunder Hoden wird es dann wohl in den Bereich der Möglichkeit gerückt, unglückliche, mit abnormem Geschlechtstrieb versehene Männer zur Norm zu bringen, wie andererseits willensschwache Männer energisch und, bei Anschluß des implantierten Hodens an den Samenkanal, sexuell impotente Männer potent zu machen. Vielleicht kann auch der Milch entbehrenden Müttern durch Einführung von Substanz des „gelben Körpers" (Steinach) zur Milchbildung verholfen werden. Die Ursachen der bösartigen Geschwülste: des Krebses, welche von Ärzten und Pathologen trotz unendlicher Bemühungen noch nicht genügend aufgehellt werden konnten, werden unter Verwertung der entwickelungsmechanischen Methoden und Ergebnisse wohl des Weiteren erkannt und dann auch mit mehr Erfolg bekämpft werden können.

Brachet vermochte jüngste Kaninchenkeime außerhalb des Mutterleibes zur Entwickelung zu bringen, und Br. Wolff hat kürzlich eine Methode ausgebildet, mit welcher die schwangere Gebärmutter von Säugetieren ohne Nachteil wiederholt eröffnet werden kann. Damit sind die Wege zu neuen, weiterführenden entwickelungsmechanischen Experimenten an Säugetierkeimen angebahnt.

Die jetzigen großen Erfolge der „funktionellen Orthopädie" beruhen zum Teil auf theoretischer, von der Entwickelungsmechanik gewonnener Einsicht, nämlich in das Wesen und die vermittelnde Ursache der „funktionellen Anpassung" (Roux 1881, Osk. Levy). Diese Erfolge kommen jetzt vielen Tausenden von geheilten Verwundeten zu Gute. Sie würden noch größere sein, wenn die vor zwei Dezennien empfohlene „analytische Orthopädie", welche die gestaltenden Eigenschaften und Ursachen jedes einzelnen Gewebes zu erforschen hat (Roux), schon genügend experimentell gepflegt worden wäre.

Auf die angedeuteten und andere Weisen nützt die kausal-analytische Gestaltungsforschung dem einzelnen Lebewesen. Indem sie, wie es bereits geschieht, auch auf das Vererbungsgeschehen ausgedehnt wird, klärt sie allmählich die Faktoren dieses fundamentalen Vorganges auf und kann daher wohl auch noch zur rationellen Rassenverbesserung den Weg finden.

Viele wichtige Entdeckungen bedeutender Forscher müssen hier übergangen werden, so von Boveri, Child, Correns, Delage, Fischel, Godlewski, Häcker, Herlitzka, Gebr. Hertwig, Leo Loeb, Oppel, Przibram, Rhumbler, Ribbert, Walth. Schultz, Stockard, Tandler, Wilson, Gust. Wolff und Anderen.

Für manche Experimentatoren sind die sichtbaren Versuchsergebnisse schon das Ziel ihres Strebens, während für die „Entwickelungsmechanik im strengen Sinne" diese Ergebnisse nur die Mittel zur Erkenntnis von Gestaltungsursachen darstellen. Die ersteren Forscher sind daher auch zufrieden, unsere Wissenschaft bloß als experimentelle Morphologie oder experimentelle Entwickelungsgeschichte zu bezeichnen, obgleich das Wesentlichste, das Ziel der Forschung, in diesen Namen fehlt. „Kausale Morphologie" dagegen bezeichnet wie „Entwickelungsmechanik" dieses Ziel; deshalb habe ich vor 30 Jahren beide Namen eingeführt; der erstere erregte aber aus historischen Gründen Anstoß bei den vergleichenden Anatomen. Auch experimentelle Zoologie, Entwickelungsphysiologie, Biomechanik, Biodynamik werden dafür gebraucht, und manchen erscheint das noch nicht genug für ihre persönlichen Wünsche.

Infolge der gebotenen Kürze muß es unterbleiben, die aus den sichtbaren Versuchsergebnissen ableitbaren kausalen Erkenntnisse hier darzulegen. Es sei gestattet, wenigstens auf die Folgerung hinzuweisen, welche aus der Art der Bewirkung der künstlichen Doppelbildungen sich ergibt; es ist Erkenntnis, die früher unglaublich erschienen wäre. Sie besteht darin, daß bereits am Beginne der Entwickelung, nämlich durch die Gestalt und die grobe innere Anordnung des Eiplasmas, bestimmt wird, ob später aus dem Ei eine harmonische Einfachbildung oder eine Doppelbildung hervorgeht. Im ersteren Falle werden z. B. viele Organe nur paarig und in symmetrischer Anordnung gebildet, während letzteren Falles dieselben Organe viermal, doppeltsymmetrisch geordnet hergestellt sowie statt eines seelisch tätigen Zentralorganes deren zwei, also zwei Seelen produziert werden. Welches eigenartige Licht wirft diese fundamentale Erkenntnis auch auf die Art des Vererbungsgeschehens, da es bloß von der Eigestaltung abhängt, ob die ganze vererbte Struktur des Erwachsenen, ob die vielen Organe, jedes Organ mit seinen besonderen Eigenschaften in normaler Zahl gebildet oder verdoppelt werden. Es ist also nicht das einzelne Organ „als solches" im Ei schon vorbestimmt, wie es die jetzt beliebteste Theorie annimmt.

Weitere Gebiete werden noch von dieser Forschungsweise befruchtet werden. Die Menschheit kann wohl auch der Erfüllung noch manches alten Wunsches gewärtig sein; vielleicht wird sogar der älteste Wunsch, die willkürliche Bestimmung des Geschlechts der Kinder, auf irgendeine Weise realisierbar, obgleich dies jetzt nicht so scheint. Wer aber kann so kurze Zeit nach dem Beginne der exakten kausalen Gestaltungsforschung schon sagen, wohin sie im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende führen wird, was ihr gelingen, was ihr dauernd unmöglich sein wird?

Einige dieser erst zu erhoffenden Erfolge werden dann auch „rechtlich" von Bedeutung werden. Vielleicht wird das eine oder andere früher verwirklicht, als wir jetzt glauben. Daher können Juristen schon im voraus als Doktorfrage die „Rechte des wahren Jungfernkindes" und die Pflichten des die Parthenogenesis bewirkenden Arztes resp. der Ärztin behandeln und auch einstweilen schon erwägen, ob ein Kind im Ehebruch gezeugt ist, welches zwar vom Ehegatten, aber durch einen ihm eingepflanzten fremden Hoden erzeugt worden ist. Von welchem seiner beiden Väter ist das Kind erbberechtigt oder von beiden? Ändert sich die rechtliche Lage, wenn der eheliche Vater allmählich (mit seinem Blute?) auch Eigenschaften von sich auf den fremden Hoden übertragen und auf das Kind vererbt hat, wie Entsprechendes bereits seitens der Mutter nach Einpflanzung eines fremden Eierstockes beobachtet worden ist?

Sicher würde Goethe, dieser beständig nach Erkenntnis der Natur strebende Geist, schon die bisherigen Erfolge der Entwickelungsmechanik und die durch sie eröffneten Aussichten mit großer Freude begrüßen.

Die Entwickelungsmechanik hat im Auslande mehr Förderung erfahren als in ihrem deutschen Mutterlande.

Warum? Ist Mißgunst beteiligt, oder wirkt immer noch die alte, schon von Goethe beklagte deutsche Denkweise, die sich in den Worten bekundet: „Nicht weit her", also minderwertig?

Dieses Urteil wäre schon für die Entwickelungsmechanik unzutreffend.

Aber ganz allgemein muß nach unseren jetzigen, in der Weltgeschichte ohne Beispiel dastehenden Kriegserfolgen, die sich aus fast allen Gebieten deutscher Kultur rekrutieren, diese uns erniedrigende Denkweise ausgerottet werden. Das wird ein weiterer Gewinn dieses an sich schrecklichen, aber doch auch herrlichen, viele gute Keime weckenden Krieges sein.

Halle a/S., Juli 1915. Wilhelm Roux.

Gott schuf den Tod, der Mensch den Mord.

Ernst Rosmer.

Keiner wird sich entrüsteter gebärden als Einer, der sich zu Unrecht beschuldigt sieht, dass er in seinem Hause einen silbernen Löffel hat mitgehen lassen und der beim Nachbarn ein Dutzend gestohlen hat, ohne dass er erwischt worden ist.

Arthur Schnitzler



Paul Meyerheim — Frühling



Nach der Schlacht.

Die Schlacht hat scharf übers Blachfeld getobt,
Der Sieg ist unser. Gott sei gelobt!
Nur freilich, daß viele trotz all dem Siegen
Verwundet und tot in den Stoppeln liegen.

Die Toten, je nun, die haben's vollbracht!
Die Andern, die warten jetzt auf die Nacht,
Sie stöhnen wohl alle, doch alle, ein Wunder,
Tasten nach ihren Taschen jetzunder.

Was suchen die Finger so hastig im Flaus?
Irgend ein Bild von wem Lieben zu Haus,
Mutter, Schatz oder Weib und Kinder;
Und alle Finger werden auch Finder.

Ob auch der Hand die Kraft dann fehlt,
Fühlt doch was Holdes und Liebes erzählt,
Fühlt's ganz warm in den Fingerspitzen:
„Etwas Gutes will mich beschützen!"
Und wenn die Sinne den Wunden vergehn,
Sieht einen Engel neben sich stehn,
Fühlt sich gehoben und weggetragen:
„Wüßt's ja, Liebe kann nimmer versagen . . .

Prag

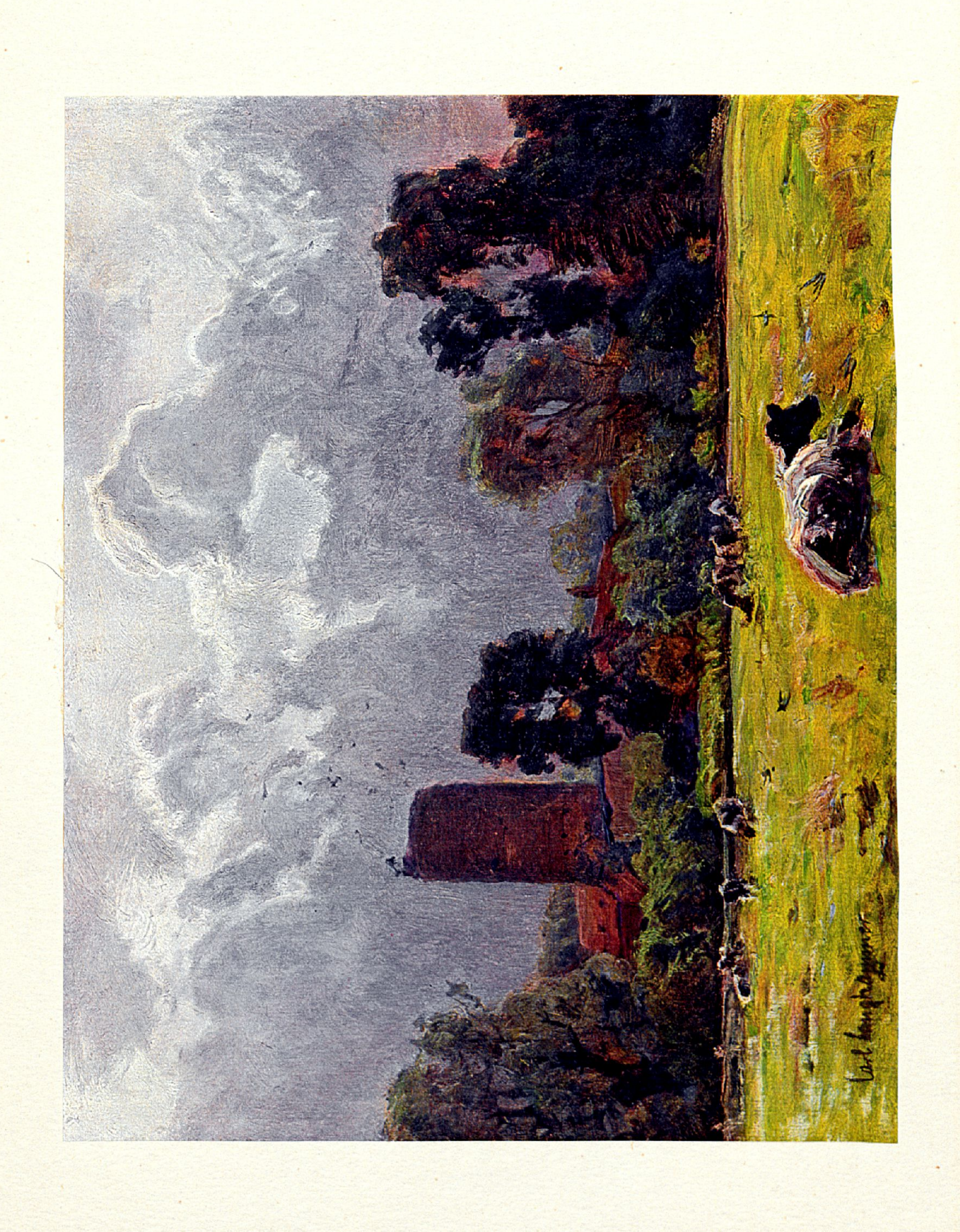
Hugo Salus

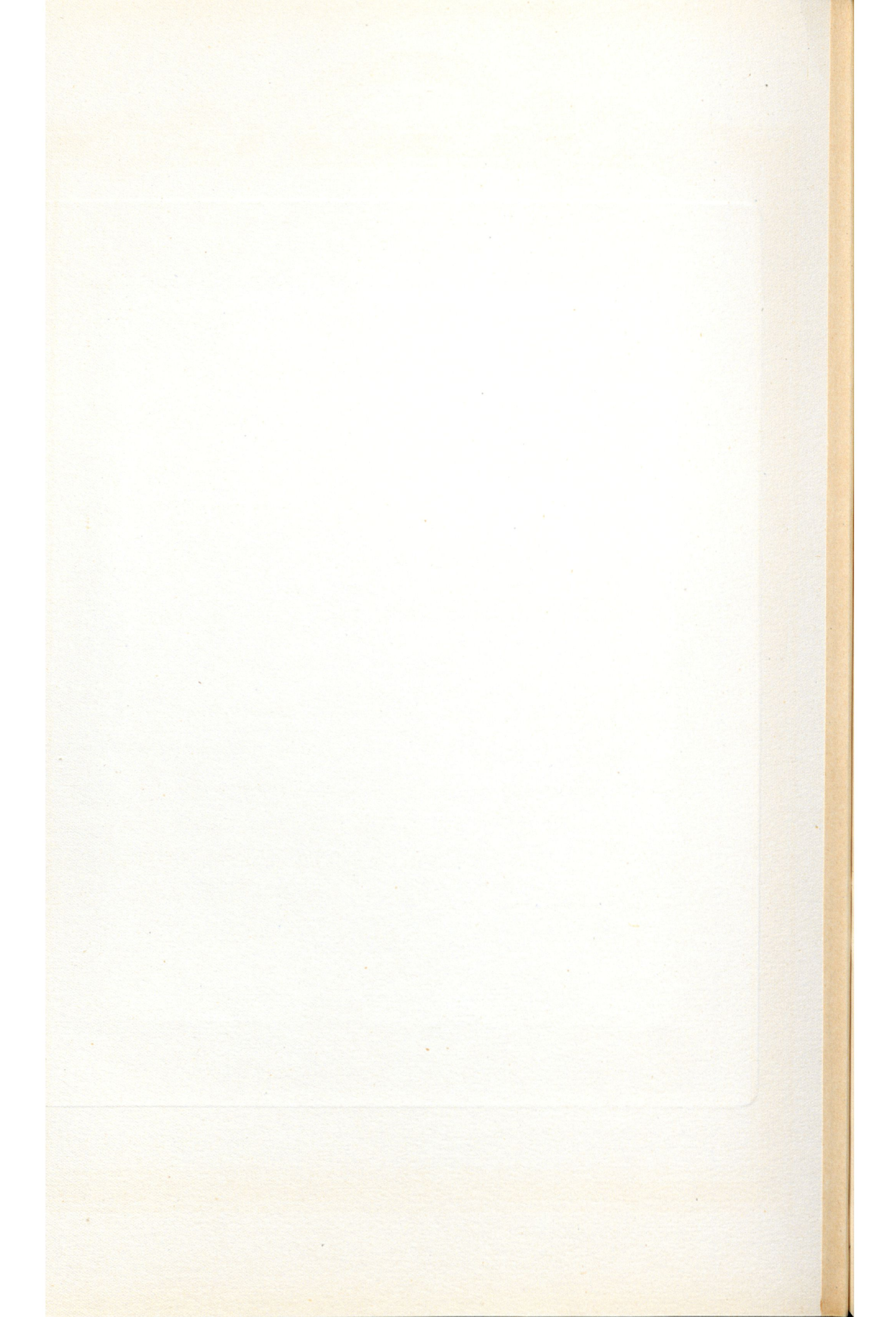
Dr. h. c. [illegible]
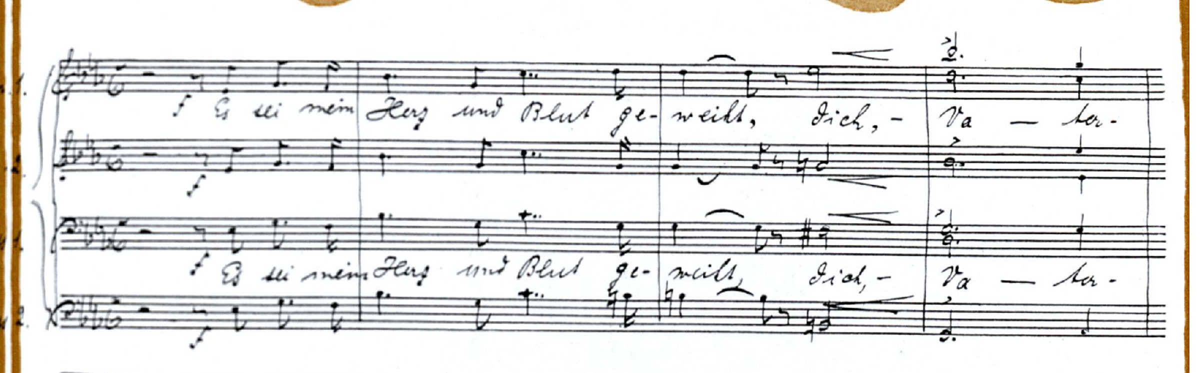
Dresden Aug. 1915
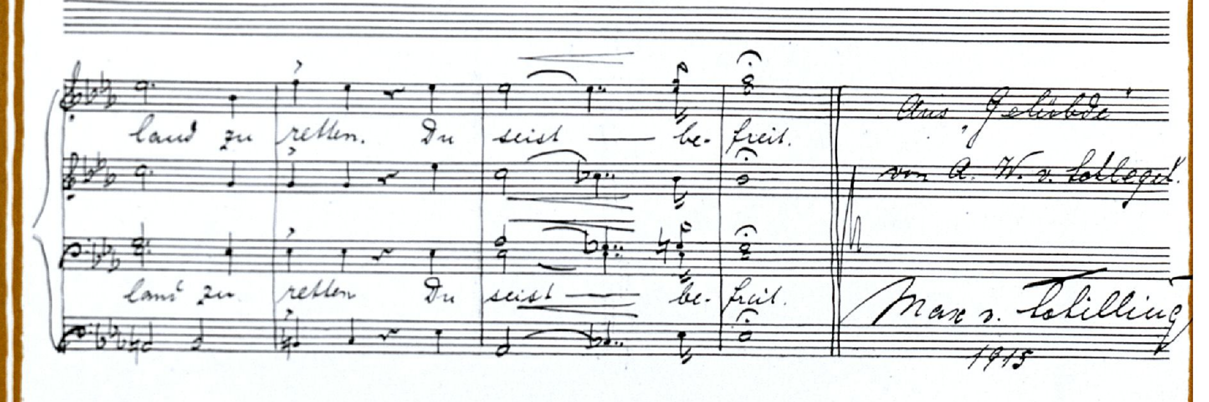
Man hat im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte von der romanisch-italienischen Renaissance viel zu viel Wesens gemacht. Jetzt bringt uns der Weltkrieg wieder zum Bewußtsein, wie ungleich wichtiger es mit der deutschen religiösen Renaissance auf sich hat. Staunend werden wir gewahr, wie die Reformation in jeder Hinsicht das tragende Fundament, der Grund des neuen, neueren Deutschland ist. Die Anfänge und die Entwicklung Preußens (das Zustandekommen also des protestantischen Kaisertums) sind ohne sie nicht denkbar; sie entsprießen aus der gleichen geistig-religiösen Wurzel. Die Politik Preußens und Deutschlands, das antimacchiavellistische Bekenntnis Friedrich des Großen, wie die Politik der Stein und Bismarck: ohne sie wären sie nicht möglich. Und sie sind eine völlig neue, eine Kultur-, Gemeinschaftspolitik. Gottlob, eines Tages wird diese Politik die Seele des deutschen Kulturimperialismus sein; zum Heil und zur Freiheit der Völker und der Menschheit!

Johannes Schlaf. (Weimar)









Das ist das Wundervolle dieser Zeit, dass der Tag über den Tag hinausreicht, dass alles Zeitliche, alles Augenblickliche; das Kleinste wie das Größte, für Grundlegung u. Gestaltung des künftigen Deutschland, in unabsehbare Zukunft hinein, wichtig ist. Früher war jedes solche Tun viel mehr mit seinen nächsten Folgen abgeschlossen, es lief sich schon an der Stabilität der Verhältnisse tot. Jetzt aber, wo alles labil geworden ist, fließend, durcheinander geworfen, von Neuem bildsam – jetzt streckt sich die Wirkung jeder einzelnen Handlung sehr viel weiter hinaus, ist unabsehbar wichtig, u. wir sind deshalb für jede in sehr viel höherem Maße verantwortlich als früher. Dass wir jetzt nichts denken u. nichts tun können, das nicht Bestimmung u. Baustein für die ganze Zukunft würde, das giebt dem heutigen Leben seine Schwere, aber auch seine Würde.

Straßburg (Els.).

Georg Simmel

Die Braut.

Sie haben ihn von meiner Brust gerissen –
ach nein, nicht sie: er riss sich selber fort.
Als ging's zu unserm seeligen Hochzeitsfeste,
schritt er mit Sang in dieser Schlachten Mord.

Die Freundinnen sind mir geworden fremd,
Lachen und Trost muss beides mich versengen.
Durch Strassen nicht – durch Wälder muss ich gehn,
im Kuss an seinem stummen Bilde hängen.

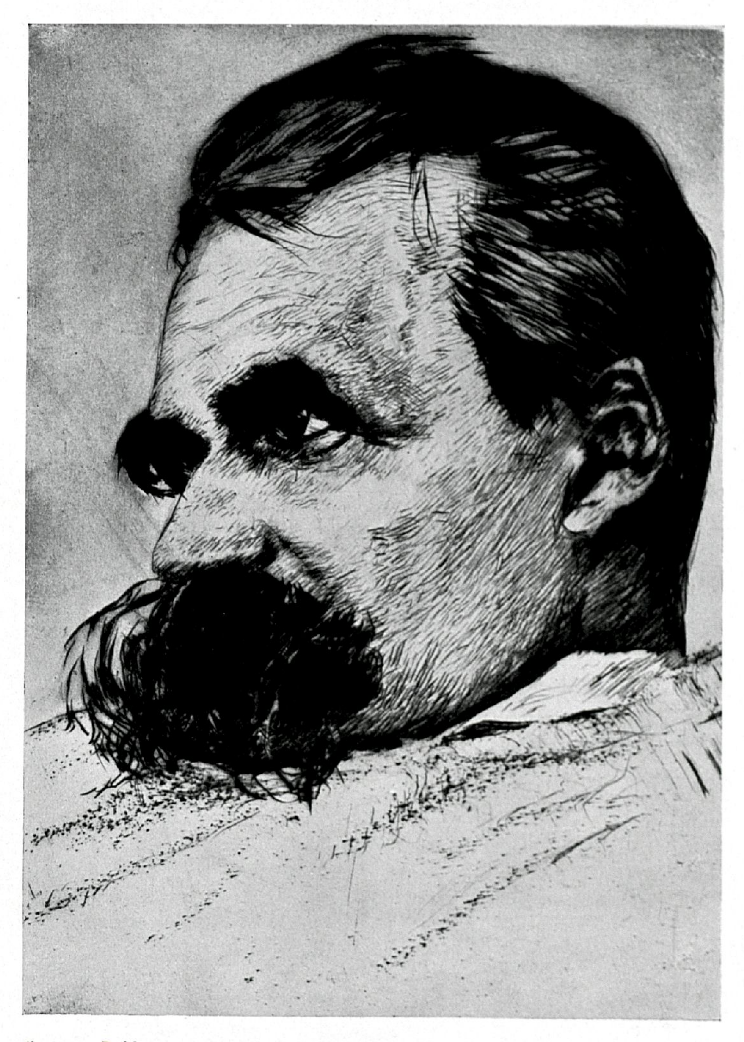
Wär er nicht fort, wär ich in mir nicht stolz
– wie furchtlos schritt er mit den vielen hin!
Ich will die Menschen fest ansehn am Tag
an dem vielleicht das schwarze Kleid ich muss anziehn.

Wilhelm Schmidtbonn.

Hoffentlich führt uns dieser Welt-
krieg auch in der bildenden Kunst
wieder zu größerer Wahrhaftigkeit

Leipzig, Juni 1915

Seffner



Hans Olde — Friedrich Nietzsche



Die Liebe zu meiner schönen engeren Heimat, den Fürstentümern Reuß, zwischen Thüringen und Franken, verhindert mich nicht, im großen deutschen Vaterland als Bewunderer preußischer Art und Kraft an den Ufern der Havel und Spree mich wohl zu fühlen und Preußen als meine zweite Heimat zu lieben.

Wenn noch einmal die Welt am deutschen Wesen genesen wird, so wird dies zu einem großen Teil dem, dem preußischen Wesen eingeimpften Sinn für Ordnung und treue Pflichterfüllung zu verdanken sein, den Preußens eiserner Zuchtmeister Friedrich Wilhelm I und sein Nachfolger ihrem Volke lehrten.

Wer das Werden des deutschen Reiches mit erlebt hat, mit seinem vorherigen Preußenhaß in Mittel-, Süd- und Westdeutschland, an der Elbe, am Main und am Rhein, mit seinem System des Loskaufs vom Militärdienst, seinen schmutzigen Papiergeldfetzen der verschiedenen Vaterländer, seinen Paßwidrigkeiten und Steuerplakereien, — wer weiter mit erlebt hat, wie wir nach sechsundsechszig durch des Jahres siebzig Blut und Eisen zusammengeschweißt wurden — wer schon damals, d. h. noch vor siebzig, mit Stolz sah, wie preußischer Drill unseren jungen deutschen Landleuten, Handwerkern, Kaufleuten und Studenten die Körper stählte und strenge Pflichterfüllung einimpfte, — und wer nun jetzt erlebt hat, wie sich die ganze Welt, nicht nur unsere direkten Feinde, gegen diese deutsche Volksschule: den preußischen Militarismus stemmt und wehrt — der sagt sich: anno 66 wars fast ähnlich unter deutschen Volksgenossen, und es bleibt die Hoffnung, daß nach erfolgtem Sieg, der uns zufallen muß wie ein Naturgesetz, die Welt erkennen wird, was Preußen-Deutschlands Weltanschauung zu nutzen vermag.

So darf man auch hoffen, daß, jemehr die Preußen aus sich heraus und ins Weite müssen, allmälig auch ein naiveres gesunderes Verhältniß zur Kunst sich einstellen wird, wie es den mittel-, süd- und westdeutschen Stämmen im Blute liegt.

Rührend war es zu sehen, wie mit dem nach 70 einsetzenden Wohlstand dieses durch den siebenjährigen Krieg und durch anno 1806—13 ausgesogene Preußen auch in seinen mittleren und Oberschichten sich bemühte, Fühlung mit „der Kunst" zu gewinnen und dies wissenschaftlich betrieb, so recht auf gut preußisch-philologischer Grundlage „in schwerem Bemühen".

Wie sich aber doch allmälig die Wahrheit Bahn gebrochen hat, daß man unserer Jugend die Werke unserer großen Dichter durch trockene philologische Zerpflückung nicht länger von Grund auf verekeln durfte, so wird hoffentlich auch bei uns bei hoch und niedrig es durchdringen, daß Kunst sich nur „genießen" und nur unmittelbar „empfinden" läßt.

Nicht die Klassifizierung einer Blume, sondern ihre Erscheinung, ihr Duft wirken auf unsere Sinne und unser Gemüt. Nicht die geologische Zergliederung einer Landschaft bringt uns deren Reize zum Bewußtsein, sondern ihre Linien und ihre wechselnden Stimmungen.

Möge unserem Preußenvolk immer mehr zu Bewußtsein kommen, daß froher heiterer Natur- und Kunstgenuß nach getaner Arbeit uns vor Verknöcherung und vernüchterter Art, vor der seichten Modefexerei, vor der gräulichen Jagd nach dem Mamon, aber auch vor dem kraft- und saftlosen Ästhetentum bewahrt, das uns die letzten Jahre bescheert haben.

Möge Preußen nach erfochtenem Frieden nicht blos die alte herbe Tüchtigkeit erhalten bleiben, sondern auch der Sinn für das Wesen der Kunst erblühen und erstarken. Alles in allem aber:

Das Volk, sie sollen lassen stahn!

Neubabelsberg am Sedantag 1915.

H. Seeling

Vierundvierzig Friedensjahre haben dem geeinten deutschen Volke tausendfältige Möglichkeiten zur Entfaltung seiner Gaben auf jedem Felde friedlicher Betätigung gewährt, und die Blüten, die sich entfaltet haben, übertrafen die hoffnungsfreudigste Erwartung. Auf denjenigen Gebieten, auf denen wir gegen andere Völker noch zurückstanden, holten wir sie ein, überholten sie sogar in den meisten Fällen; da wo wir die Führung hatten, behielten wir sie, und während die Sonne der anderen großen Kulturvölker Europas in diesem friedlichen Wettstreit langsam aber stetig sank, stieg die unsere zur Mittagshöhe.

Die Freude über das erreichte und die hoffnungsfrohe Zuversicht auf das noch zu erreichende wurde aber bei so manchem von uns durch den bangen Zweifel gedämpft: entwickelt sich diese Blüte friedlicher Leistungen nicht auf Kosten der kriegerischen Tugenden unseres Volkes? Geht mit der Hebung und Verfeinerung der Lebensführung, die bis in die breiten Massen des Volks reicht, nicht nur die alte Genügsamkeit, sondern auch die Widerstandsfähigkeit gegen Mühsal und Entbehrung verloren? Ist dies eine Blüte, auf die das Altern folgt, eine oft wiederholte Erscheinung der Weltgeschichte, oder ist es eine Jugendblüte?

Wenn man solche Stimmen hörte, konnte man schon vor dem Krieg auf manche Erscheinungen hinweisen, die gegen diese oft behauptete Gefährlichkeit, gegen die erschlaffende Wirkung einer langen Friedenszeit sprachen: auf das „Germans to the front" des englischen Befehlshabers in China, wenn immer Not am Mann war, auf die Heldentaten unserer Freiwilligen in Südwest, auf die bei Jung und Alt zunehmende Neigung zu angespannter, am liebsten gefährlicher Körperübung, führerlosen Kletterpartien in Fels und Eis der Alpen, Schneeschuh-Lauf und Sprung, Führerschaft bei der Bezwingung des Luftmeers.

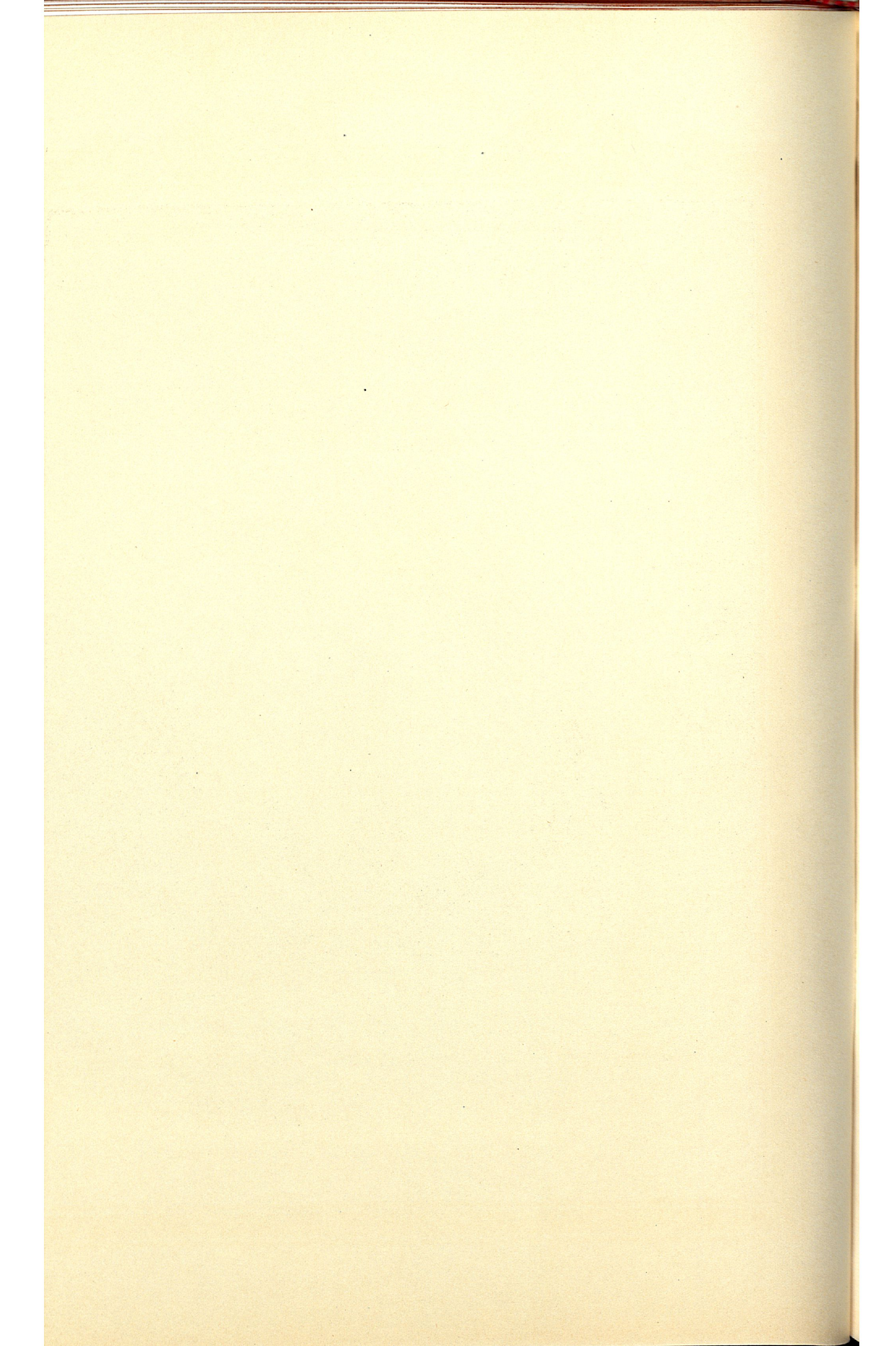
Dann kam der Krieg und bestätigte nicht nur diesen Eindruck, sondern brachte unbedingte Gewißheit. Noch nie hat ein Heer höhere kriegerische Tüchtigkeit bewiesen als das unsere, dessen Mannschaften, Unteroffiziere und Offiziere bis zu den Stabsoffizieren hinauf in einer Periode ununterbrochenen Friedens geboren und herangewachsen waren, auch kein deutsches Heer in den ruhmreichsten Zeiten unserer Geschichte, dem siebenjährigen Krieg, den Befreiungskriegen, dem Kriege von 1870. Die Anforderungen, die heute an den Mut des einzelnen und besonders an seine Widerstandsfähigkeit gegen die höchste und längstdauernde Anspannung des Körpers und des Geistes gestellt werden, sind größer, als sie je zuvor den Berufskriegen früherer Zeiten zugemutet worden sind, und sie werden in staunenswerter Weise erfüllt von Männern, die größtenteils von ihrer friedlichen Arbeit zu den Waffen geeilt sind und diese jetzt zum ersten Male im Ernst handhaben.

Die Probe auf das Exempel, daß die lange Friedenszeit und die Verfeinerung der Lebensführung unser Volk nicht verweichlicht hat, ist damit geliefert. Aber dieser Krieg hat uns noch mehr gelehrt. Nicht nur im Kriege ist noch der Mann was wert, sondern auch bei seiner Friedensarbeit, wenn er sich nur ganz dabei einsetzt und überall als Pionier vorangeht, wie der deutsche Kaufmann und Techniker, der deutsche Forscher und Lehrer, der deutsche Landmann und Kolonist es mit von Jahr zu Jahr steigendem Erfolg getan haben. Kein Zweifel, daß der Organismus unseres Volkes jugendfrisch und gesund, durch die Friedensarbeit nicht erschlafft, sondern gestärkt ist. Und wir erkennen auch, daß ein Krieg wie dieser nicht durch kriegerische Tüchtigkeit allein gewonnen werden kann, sondern daß nur das Volk diese ungeheure Belastungsprobe bestehen kann, dessen Landwirte und Kaufleute, Techniker und Forscher auf der höchsten Höhe der derzeitigen Entwicklung stehen und im Verein mit der treuen Hilfe der deutschen Frau im gegebenen Augenblick daheim ebenso jeden Muskel und jeden Nerv anspannen wie der Kämpfer draußen im Schützengraben, wie Arzt, Krankenträger und Krankenschwester auf dem Verbandplatz. Alles dies gehört zusammen, es ist der Ausfluß einer und derselben Kraft, die den Organismus des ganzen Volkes durchströmt und sich umso gewaltiger äußert, je höher die Gefahren sich türmen, je mehr der Strom der feindlichen Gewalten wächst.

Als Thor, der Donnergott der alten Germanen, auf dem Wege zum Kampf gegen den feindlichen Riesen den Fluß Wimur, aller Ströme größten, durchqueren wollte, da wußte die List des Feindes den Fluß zu gewaltiger Höhe und reißender Strömung zu stauen. Thor aber verzagte nicht wie der hellenische


Geh aus mein Herz und suche Freud
in dieser schönen Sommerzeit

Hans Thoma



Held Achilles im angeschwellten Skamander, sondern umspannte sich mit den Stärkegürteln, stemmte den Stab gegen die Strömung und sprach:

„Wachse nicht Strom, nun ich waten muß
Hin zu des Riesen Hause.
Wisse, wenn du wächsest, wächst mir die Götterkraft
Ebenhoch dem Himmel.“

Auch heute durchschreitet das deutsche Volk den hochgestauten Wimur, aller Ströme größten. Es hat sich mit Stärkegürtel, Eisenhandschuh und Stab gerüstet wie damals Thor und denkt und handelt wie dieser Gott der Bauern und der Krieger, in dem das Volk in grauer Vorzeit die Kraft seiner friedlichen Arbeit und seiner kriegerischen Tüchtigkeit versinnbildlichte.

Richard Semon.

Krieg

Aus dem Nachthimmel stieg die fressende Schlange,
Des Krieges Feuerschlange, herab;
Und wo sie hinhaucht, weißt sich die Wange,
Und wo sie hinblickt, klafft Grab an Grab;
Sie dürstet nach Tränen von Braut und Mutter,
Sie ist hungrig — und Jünglingsfleisch ist ihr Futter;
Ihr voraus fliegt ein Schwan mit kühnem Gesange,
Und wo sie geweilt, liegt der Bettelstab.

Wir riefen sie nicht! Sie kam ungerufen!
Wir beteuern es zornigen Angesichts!
Dort, vor des ewigen Thrones Stufen
Manch früh verblichener Ankläger spricht's:
Unsre Hände sind rein an dem Blut! Unser Schwert
Schützt Schwestern und Mütter, Weib, Kinder und Herd! —
Doch nun zittere, Welt! — hört ihr Rosseshufen?
Wir sind es, die Reiter des Weltgerichts!

Des Weltgerichts Reiter, die Unrecht jäten,
Bis ein blutiges Frührot aus Blutmeeren stieg;
Bis Hasser geerntet, was Hasser säten, —
Denn unsern Siegeslauf hemmt nur der Sieg;
Der endgültige Sieg über Habsucht und Neid,
Der Sieg, der durch Leid uns befreit von Leid!
Wir sind's, die der Schlange den Kopf zertreten,
Die den Krieg ausrotten durch heiligen Krieg!

Wir löschen den Weltbrand durch Flammen! Ein neuer
Lichtprangender Phönix schwebst du empor,
Durch Tränenströme geläutert und Feuer,
Du deutscher Aar, herrlicher als zuvor!
In den Fängen hältst du die Schlange! Dich trifft
Dann kein Pfeil mehr und keiner Tücke Gift!
Und der Freiheit Flügel streckst du — ein treuer
Behüter des Rechts, das die Welt verlor!

Berlin, den 18. August 1914.

Eduard Stucken.

Der König in Thule

Im Lande Goethes war Ostpreußen lange die Ultima Thule. Hier herrschte Kant, der diese Heimat nie überschritten hat; das Denkmal des großen Anregers Herder nannten die Mohrunger Kinder den schwarzen Mann. Goethes Liebling, der Magus Hamann, blieb im Reiche der reinen Vernunft erst recht dunkel. Und doch wurden fast die ersten akademischen Vorlesungen über Goethe gerade an der Albertina in Königsberg gehalten, von dem weisen Karl Rosenkranz, schon vierzehn Jahre nach Goethes Tod. Aber auch das nützte nicht viel.

Erst als das erste Reclamheftchen mit dem rötlichen, aber erbleichenden Umschlag erschienen war und den ersten Teil des Faust gebracht hatte, war kein Halten mehr. Im Wettlaufe stürzten wir Insterburger Gymnasiasten zum Buchhändler Hopf, und binnen weniger Stunden war das Lager geräumt. Immer neue, immer größere Ballen mußten aus Klein-Paris kommen, in Thules Jungmannschaft war Goethe König der Könige geworden. Damals gehörte Ostpreußen noch kaum zum politischen Deutschland, war noch eine außerdeutsche Provinz jener Monarchie, der es den Namen gegeben hatte, aber mit einem Schlag gehörte es zum Lande Goethes. Und wir alle seufzten mit Gretchen: „Heinrich, Heinrich!"

Paul Schlenther.

Arte, labore, patientia.

10. Juni. 15. C. Kiehl.

Der grösste Gewinn dieses Krieges wird für uns Deutsche der sein, daß wir gelernt haben, uns auf die tiefsten Grundlagen unseres Volkstums zu besinnen und es zu lieben aus allen Kräften, mit ganzer Seele

25/VII 15 Carl Stumpf



Hermann Prell. „Furor teutonicus!"



G. Schwalbe
Strassburg i. E.

Mit dem Versinken eines Menschen in die ewigen Schatten ist sein Leben so wenig zu Ende, wie das Lied eines Singvogels aufhört, der eben in den Zweigen des Baumes gesungen hat und dann schweigt. Wenn Du mit Deinem Herzen dem Liede gefolgt bist, so steht es nicht mehr in Deiner Gewalt zu verhindern, daß nach Jahren, wenn Du Vogel, Gesang und Zeit längst vergessen wähnst, aus den stillen Tiefen Deiner Seele die Töne jenes Liedes aufsteigen und voll einer Schönheit sich Deinem Leben schenken, von der Du wenig, vielleicht gar nichts wußtest, als sie Dir das erste mal klangen.

Denn man nimmt wohl mit den Ohren wahr und sammelt mit den leiblichen Augen Bilder; aber hören und sehen kann man nur mit der Seele, wie Du allein mit ihr den Sinn Deines Denkens verstehst.

Über diese Art Sehen, Hören und Sinnen hat kein Mensch eine Gewalt, denn bis in jene Abgründe des Daseins reicht die Macht des Willens nicht. Von daher stammt der Geist, der den Menschen nötigt, Gedanken zu denken, die im Widerstreit mit seinem Sinnen stehen, Bilder zu erdulden, die ihn anklagen, und Werte für wahr zu halten, die ihn verurteilen.

O, unser Leben ist anders, als es aussieht, und den Inhalt des Daseins anderer Menschen kennen wir nicht deutlicher als einen Fluß, von dem wir nichts als das Rauschen wissen, das über einen Berg zu uns tönt.

Denn durch die Ereignisse und Formen des Daseins wird das Leben der Menschen vor einander verborgen wie durch die Wand eines hohen Gebirges der Fluß.

Mit dem Tode aber stürzen alle trennenden Mauern ein, lösen sich alle Wolken auf, verstummen alle verwirrenden Nebengeräusche, und plötzlich, wenn so ein Mensch durch sein Grab in unsere Seele wandert, steht er als ein kaum geahntes Wesen vor uns. Denn mit der tiefsten Seele sind wir mitten im Leben auch da, wo die Gestorbenen verklärt werden.

Aber nur ein stiller Teich vermag den Himmel mit seinen Wundern wiederzuspiegeln, und nur der wahrhaft gelassene Mensch, der rein und echt ist, hat die Kraft, das ewige Jenseits des Lebens zu sehen.

Der Tod eröffnet ein Reich, das herrlicher und größer ist als das, zu dem der Zustand führt, den wir leben.

Alle, die mit ihrem Leben Lärm machen, gehen, ohne etwas von seinen großen Wundern zu merken. Und jene, die in wildem Schmerz gegen den Tod eines lieben Menschen sich auflehnen, gleichen Toren, die mit dem übervollen Becher eines kostbaren Trankes umherlaufen, bis alles verschüttet ist. Wenn sie aber zur Ruhe kommen und trinken wollen, ist der Becher bis auf den letzten Tropfen geleert, und niemand kann ihren Durst stillen.

Es genügt nicht, daß jemand einen großen Tod hat; die Zurückbleibenden müssen in Gelassenheit und Würde ihn auch groß erleben.

Hermann Stehr

Sgiovagne.

Im Rom steht schon seit Jahren
Ein Denkmal, das die Barbaren
Gesetzt ihrem Geniegroß.
Fort mit dem Mignonsänger!
Das darf nun nicht ärgern länger
Das Land d'Annunzios.

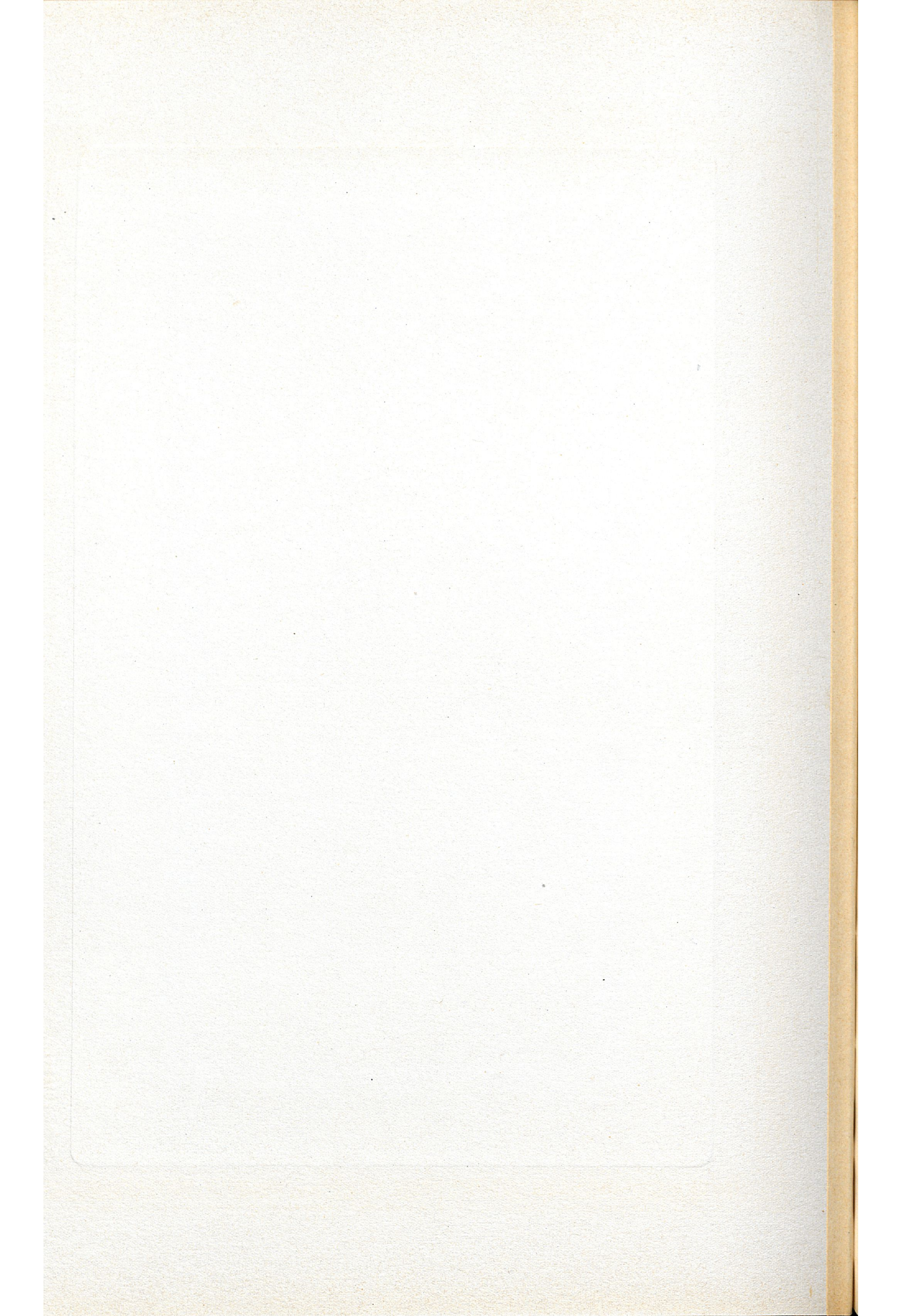
Man sollt' die Kosaken bitten,
Gleich kämen sie angeritten.
Weg dann den Dichter des Faust!
Sie würden das Denkmal versenken
Und dann wär' zu ew'gem Gedenken
Die ganze Gegend .. verlaust.

Julius Stettenheim

10.6.15.



G. Schönleber — Dorf in den Dünen



Zeichen

Ich konnte die alte getürmte Stadt
noch grade vor Nacht erreichen,
und als ich über den Marktplatz ging,
begab sich ein Wunderzeichen.

Es war einst eine robuste Stadt,
eine Stadt der Schädelspalter,
jetzt ist sie sehr gemütlich und zahm
und ist nur stolz auf ihr Alter.

Die Fensterreihen stehen so schief
wie Schildaer Stadtsoldaten,
und über den Giebeln schwimmt ein Duft
von würzigen Abendbraten.

Und auf dem verbogenen Marktplatz ist
eine alte Säule errichtet,
auf deren Sockel hat ein Poet
einen rührenden Vers gedichtet:

„Im Jahre sechzehnhundertunddrei
hast du die Stadt befreiet,
von einer schröcklichen Pest, drum sei,
Maria, gebenedeiet!"

Den Fuß auf der Kugel der Welt, den Blick
im Himmel, zertritt ihre Ferse
die Schlange, das greuliche Untier, es ist
genau wie unten im Verse.

Seliger lodert das Abendrot
auf ihrem losen Gewande,
und auf dem schuppigen Schlangenschweif
verdaut eine Spatzenbande.

Und als ich über den Marktplatz ging,
begann die Turmuhr zu schlagen;
und da sah ich im Takt den Schlangenschweif
achtmal zucken und schlagen.

Drei alte Weiber standen versteint,
einen Wachmann sah ich erbleichen,
die Spatzen flogen erschreckt davon
vor diesem Wunderzeichen.

Was heißt das? Regt sie sich immer noch
und lebt sie immer noch weiter?
Kommen Pest oder Krieg oder Hungersnot
und die apokalyptischen Reiter?

Karl Hans Strobl.

Uns fehlt und es ist unsere dringendste Friedensaufgabe die Ausbildung politischer – und diplomatischer – Wehrkraft durch eine politische Dienstpflicht.

25. VI. 15

Emil Strauss.

An die Heimat

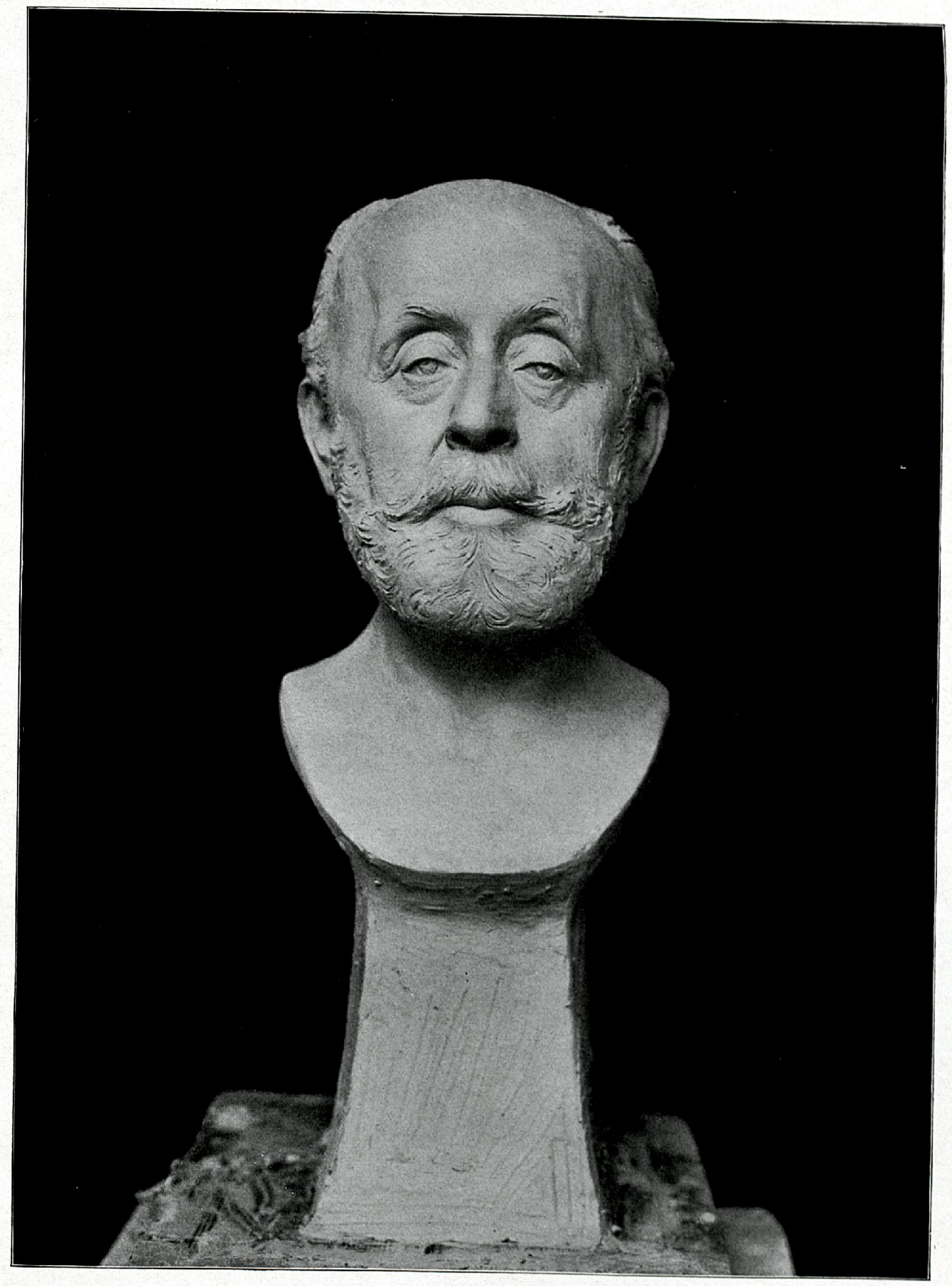
(Vom Dichter verlesen in der Versammlung ostpreußischer Flüchtlinge
Berlin, den 28. April 1915)

Heimat! Nun der Frühling leise naht,
Laß mich deines Segens fromm gedenken
Und zum Torweg und zum Wiesenpfad
Meiner Sehnsucht schwanke Schritte lenken!
Laß mich schauen, ob der Hahnenfuß
Und die Primeln aufgegangen sind,
Und verzeihe, wenn bei ihrem Gruß
Aus dem Auge mir die Träne rinnt.
Heimat! Diese Zeit will harte Seelen,
Und wir sind hart, denn du schufst uns so,
Du gabst uns die Kraft, uns zu zerquälen,
Und aus Qualen machtest du uns froh.
Unsre Hand ist schwielig und zur Tat bereit,
Und wenn unser Pflug an Steine dröhnt,
Lachen wir und tragen sie beiseit;
Deine Erde hat uns dran gewöhnt,
Heimat!

Heimat! Schickst du uns auf Wanderschaft?
Läßt uns fremden Lenzes Wunder schauen?
Und daheim quillt schon der Birkensaft,
Und der Kiebitz schwingt sich hoch im Blauen.
Ach, was soll uns hier der Blütenrausch,
Der in tausend Farben ringsher gleißt!
Um den Frostwind geb' ich ihn in Tausch,
Der daheim auf kahlen Ebnen kreist.
Heimat, schmückst du dich mit neuem Kleide?
Ist's auch kärglich nur, wie ist es schön!
Talwärts blüht der Raps wie gelbe Seide,
Und der Weißdornbusch blüht auf den Höh'n.
Grüne Schutzwehr breitet der Jasmin
Um das Trümmerwerk des Erdengrunds,
Doch der Storch, der kam, muß weiter zieh'n.
Wann wirst du ihm Obdach bau'n — und uns,
Heimat?

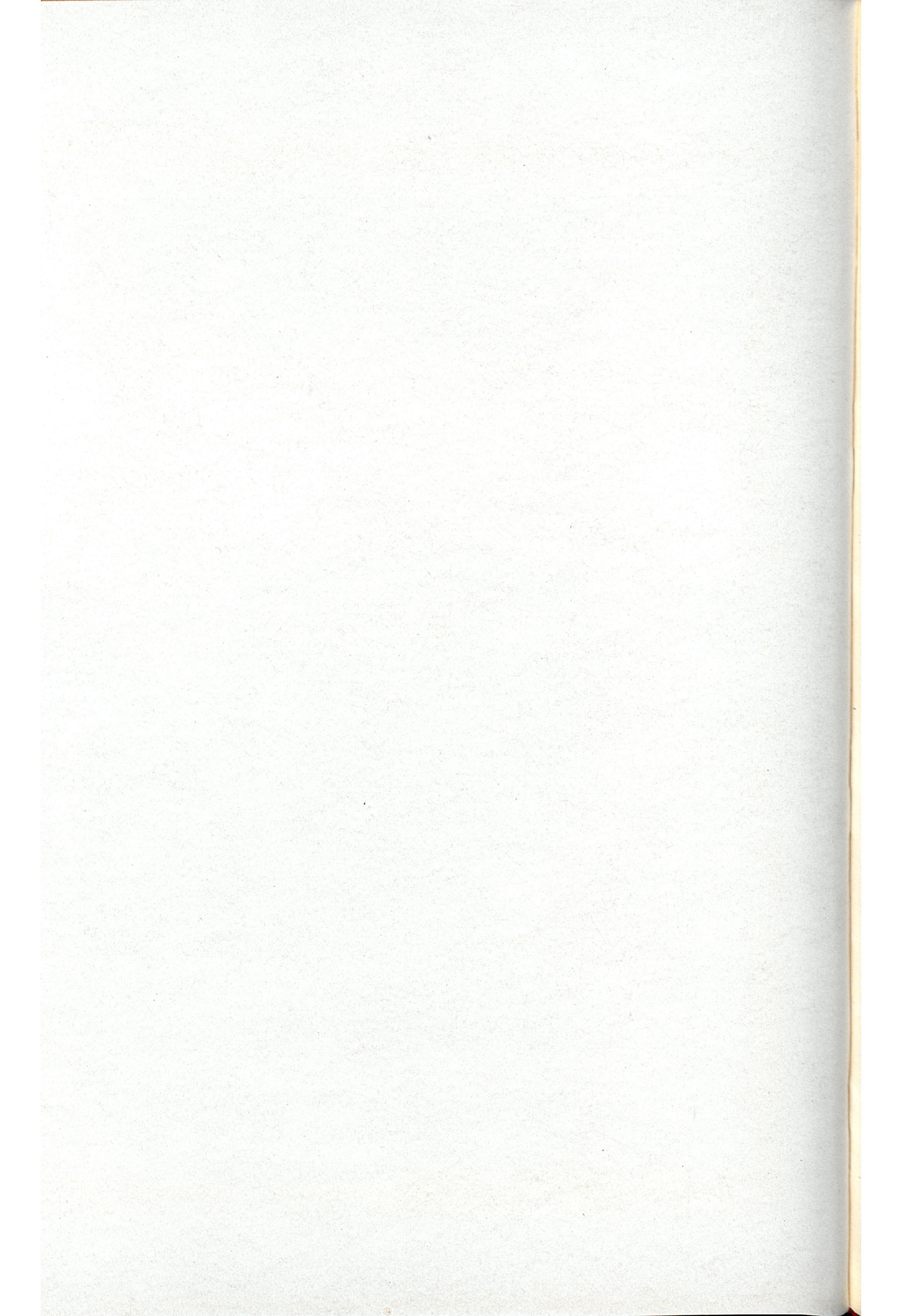
Heimat, segne unsre Wiederkehr!
Segne unsre blutdurchtränkten Äcker!
Und den Mauern, die nun schwarz und leer,
Schenk vom Flammentode den Erwecker,
Der dem Dach die Richtfestkrone bringt,
Hausrat hobelt und die Wände weißt,
Daß, wenn einst der Friede niedersinkt,
Uns dein Mutterblick willkommen heißt!
Heimat! haben wir um dich gelitten,
Schweigend taten wir's und ohne Prunk;
Steif im Nacken sind wir und erbitten
Keines Nachruhms eitle Würdigung.
Helden mag man Andre heißen,
Wir sind Pflichtvolk, wir sind Preußen,
Das ist uns genug an Wert.
Gebt uns wieder Haus und Herd!
Schlagt uns Balken, brennt uns Steine!
Wir begehren nur das Eine:
Heimat!

Hermann Sudermann



Ernst Wagner

Geh. Rat Wilhelm Foerster



Kriegsfurie über die Erde schritt,
Es brachen die Städte vor ihrem Tritt,
Die Häuser wankten, in Feuersglut
Vergingen die Menschen mit ihrem Gut.

In die Grenzen des Reiches brach der Feind,
Nun haben sich alle Hände vereint,
Und wollen richten und bauen aufs neue
Deutsches Leben für deutsche Treue.

Im Namen Goethes kommt der Ruf,
Zu bannen des Krieges grausen Fluch,
Der noch auf allen Seelen liegt,
Bis endlich die Feinde ringsum besiegt.

Heinz Tovote

Dem, was geschaffen großen Künstlers Hand,
Kann Schwert und Feuer Untergang bereiten,
Doch was im großen Dichters Geist entstand,
Das bleibt bestehn durch unmeßbare Zeiten.

Johannes Trojan

Im Sommer 1915

Der deutsche Geist ist in einem Übermaß von Theorien und Richtungen, auch die, wie er von jeher sich hin- und herreißen mußte. Das hat ihn in den Friedensjahren zu einer ungeheuren Zersplitterung geführt. Erst der Krieg offenbarte uns der wundervolle August 1914 doch allen einen gemeinsamen Grund und ein gemeinsames Ziel. Wollen wir das so Offenbarte nun wieder in einen Gedanken fassen und es dadurch dauernd machen, so wäre es gut, wir griffen nicht zu neuen Theorien, sondern schöpften nur aus dem alten nationalen Gut unserer besten geistigen Überlieferung, von Kant u. von Goethe. Wir bedürfen einer Überlieferung – eines Mittelpunktes, in dem alles Neue eingeschlossen werden kann. Wir haben einen solchen seit hundert Jahren. Müssen wir alles Neue an ihr angliedern, an unsere nationale Philosophie und an unsere große Dichtung und Lebensweisheit. Nur wenn das bewußt geschieht, kommt es zu einer dauernden Überlieferung in den Fragen des sittlichen und geistigen Lebens. Einer solchen aber bedürfen wir von Grund aus.

Ernst Troeltsch

Man darf es wohl als eine auffallende Tatsache bezeichnen, daß die Deutschen unserer Zeit, ihrer militärischen Überlegenheit wegen, sich den Haß der ganzen übrigen Welt zugezogen haben, während künstlerische und wissenschaftliche Hervorbringungen nur immer beim eigenen Volke Mißgunst und Abneigung entstehen lassen.

W. Trübner.

Karlsruhe i. B. 28 Juni 1915.



Studien. Von Heinrich Vogeler

Die weiße Christblume
des zweiten Garde-Regiments in Deutschlands hl. Kriege

(Im Volkston)

Was ist die Wintererde so rot, so purpurrot?
Das ist der Kaisermantel, den Deutschland Frankreich bot.
Er ward so rot gewirket mit deutschem Heldenblut;
Er wurde ausgebreitet von deutschem Heldenmut!

Es kämpft die deutsche Garde vom zweiten Regiment:
Sie ringt mit Deutschlands Feinden wie Gottes Element.
Und ist auch Frankreichs Erde von ihrem Blut so rot,
Sie geht für ihren Kaiser mit Jauchzen in den Tod!

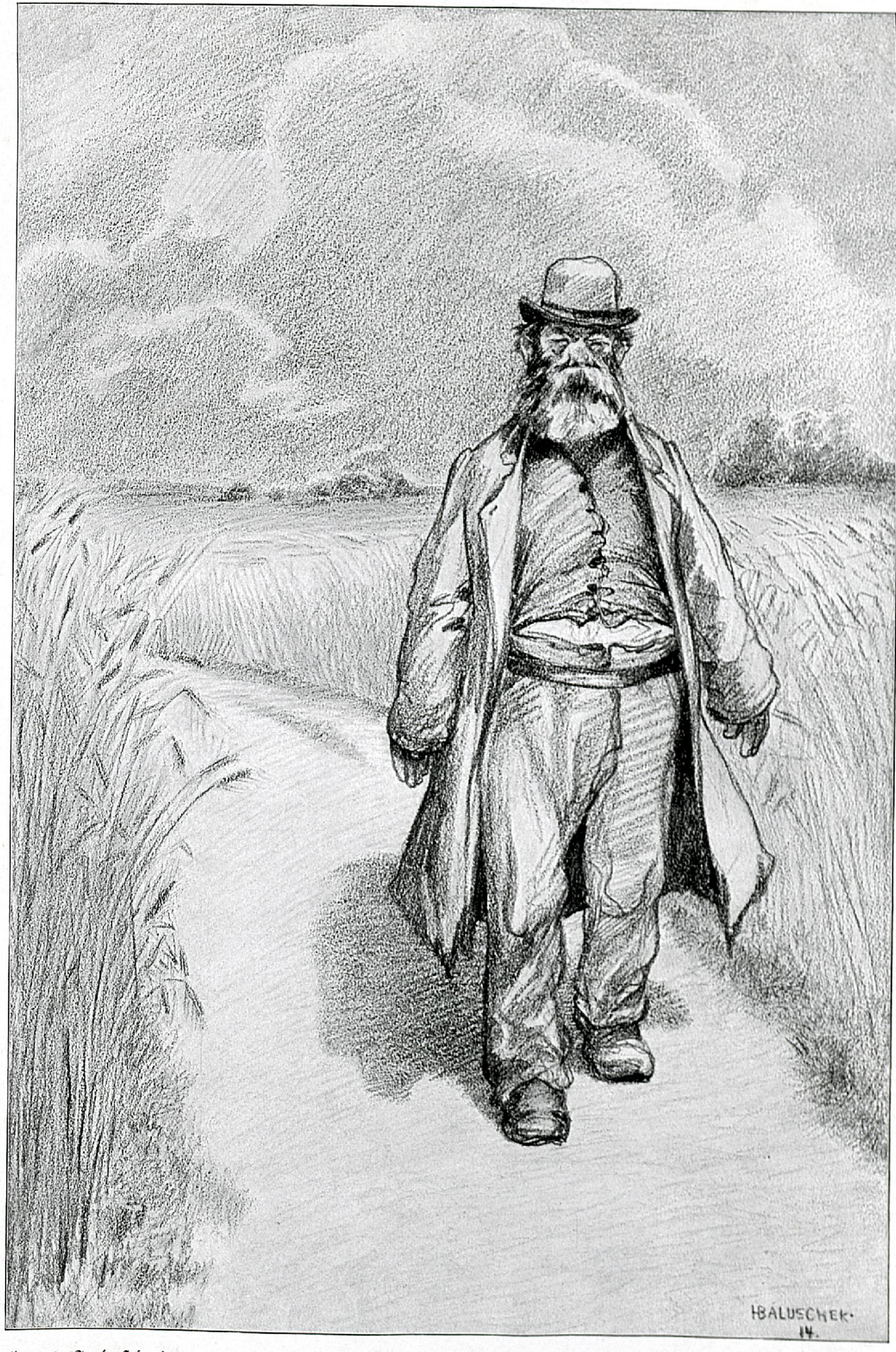
Mit Jauchzen und Frohlocken fürs teure Vaterland — —
Doch seht, was glänzt dort drüben an jener Grube Rand?
Sie rissen die Granaten auf in der Erde Leib . . .
Das taten die Franzosen zu unserm Zeitvertreib!

Auf purpurroter Erde ein Blümlein, weiß wie Schnee.
„Gelobt sei Jesus Christus! Ehre Gott in der Höh'!"
Christrose wird das Blümlein, das schneeige, genannt.
In Feindesland zu Weihnacht ein Gruß vom Vaterland!

Ein Flüstern ging, ein Raunen, durch unsrer Tapferen Kreis:
„Was tun wir mit der Blume, so wonnig maienweiß?
Sie sprosst aus einer Scholle, die unser Grab konnt sein.
Wir senkten wohl so manchen in solche Gruft hinein!"

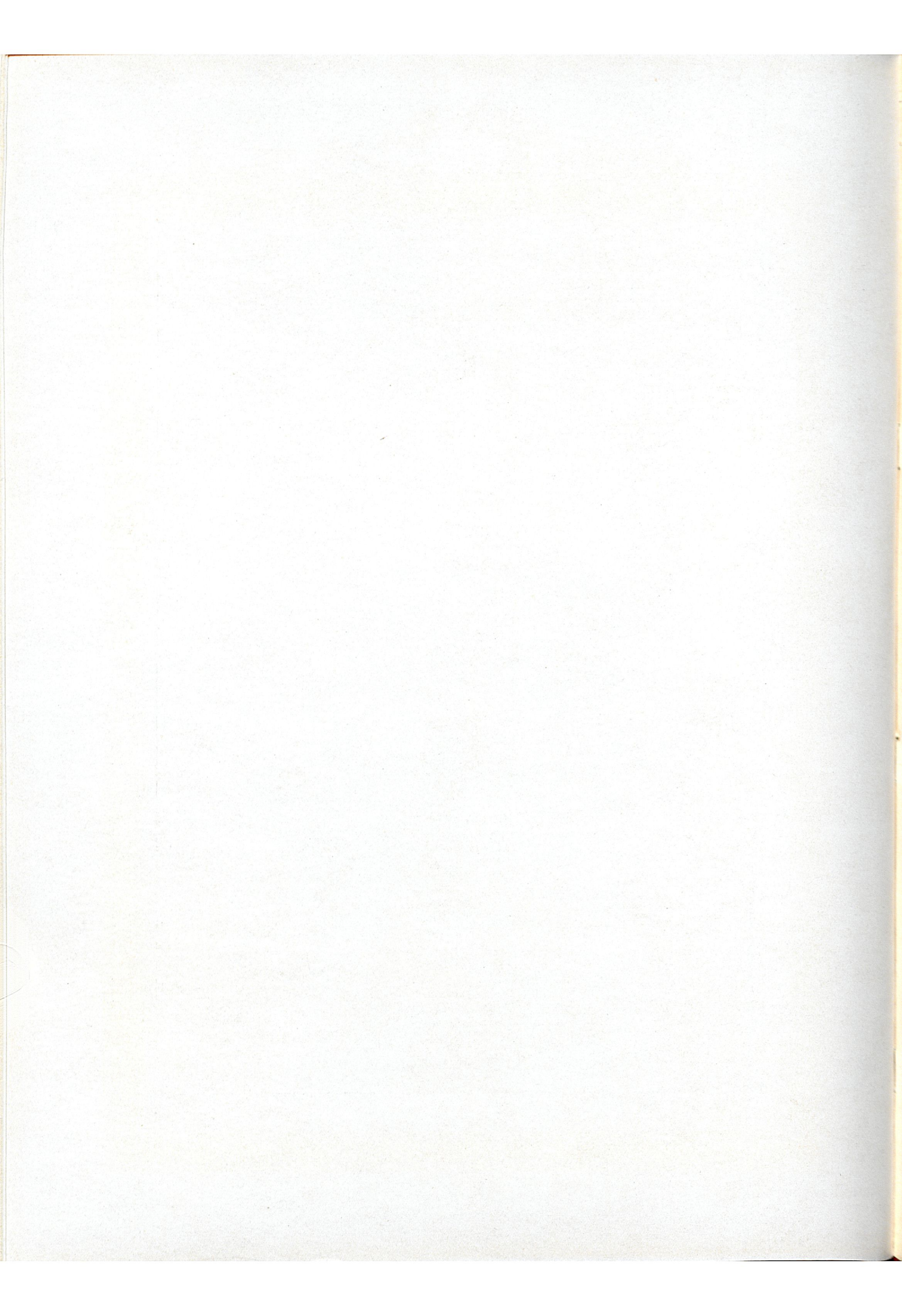
Und wieder lief ein Flüstern der Helden Reihn entlang.
Ein Wort war's nur, ein Name. Er hatte hehren Klang:
„Der Kaiser! Unser Kaiser! Was uns der Feind beschert:
Die weiße Christusblume ist unsres Kaisers wert!"

„Wir graben die Schneeweiße mit allen Wurzeln aus;
Wir bringen sie fürsorglich in unser Schützenhaus;
Wir pflegen sie voll Liebe gleich einem teuren Gut.
Als sei die lichte Blume erblüht aus unsrem Blut."



Hans Baluschek

Pennbruder



„Der Kaiser, unser Kaiser! Zur heiligen Weihenacht
Sei ihm von seiner Garde die Blume dargebracht.
Mein Kaiser, ach, mein Kaiser! Der fromme Blumenscherz
Bedeutet Deiner Garde getreues deutsches Herz.“

„Und wär' die weiße Blüte gefärbt auch purpurrot —
Mit Jauchzen und Frohlocken wohl grüßen wir den Tod!
Mein Kaiser, ach, mein Kaiser! Wir haben starken Mut;
Erblühte doch die Blume so licht aus Tod und Blut.“

Gott selbst hat Dich, mein Kaiser, mit ihrem Glanz gegrüßt —
Gelobt seist Du, Erlöser; gelobt sei Jesus Christ!
Der Du in dieser stillen, in dieser Weihenacht
Mit Engels-Jubelchören die Botschaft hast gebracht:

„Den Menschen Wohlgefallen und — selige Melodei! —
Daß auf der Erde Frieden — Mein Kaiser: Friede sei!“
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und als die Deutschen sangen das alte Weihnachtslied,
Da war die Christusrose in vollem Glanz erblüht;
Da hat die treue Garde in unsres Feindesland
Dem Kaiser, ihrem Kaiser, die Blume übersandt.

Der Kaiser steht ergriffen stumm unterm Weihnachtsbaum
Und träumt in seiner Seele den alten Weihnachtstraum.
Wohl auf die Weihnachtsrose hält er sein Haupt gesenkt . . .
Mein Kaiser, Du, mein Kaiser — Ach, wißt Ihr, was er denkt?

„Ich ward von Gott begnadet mit einem tapfren Heer.
Dafür sei Dir, Heerführer, dort oben Preis und Ehr'!
Ich strecke auf die Hände und rufe Dich herbei,
Daß bald auf deutscher Erde Dein heiliger Friede sei.“

Weihnacht 1914.

Richard Voss

Das Beste, was der Mensch dem Menschen zu geben vermag, ist die Anregung, die er in Wort und That hinterläßt. Ihre Wirkung ist unvergänglich. Sie bleibt bestehen wenn längst der Name und selbst die Leistung als solche vergessen ist, denn sie lebt fort in aller weiteren Entwicklung des menschlichen Geistes. Das ist die wirkliche „Unsterblichkeit unserer Seele“.

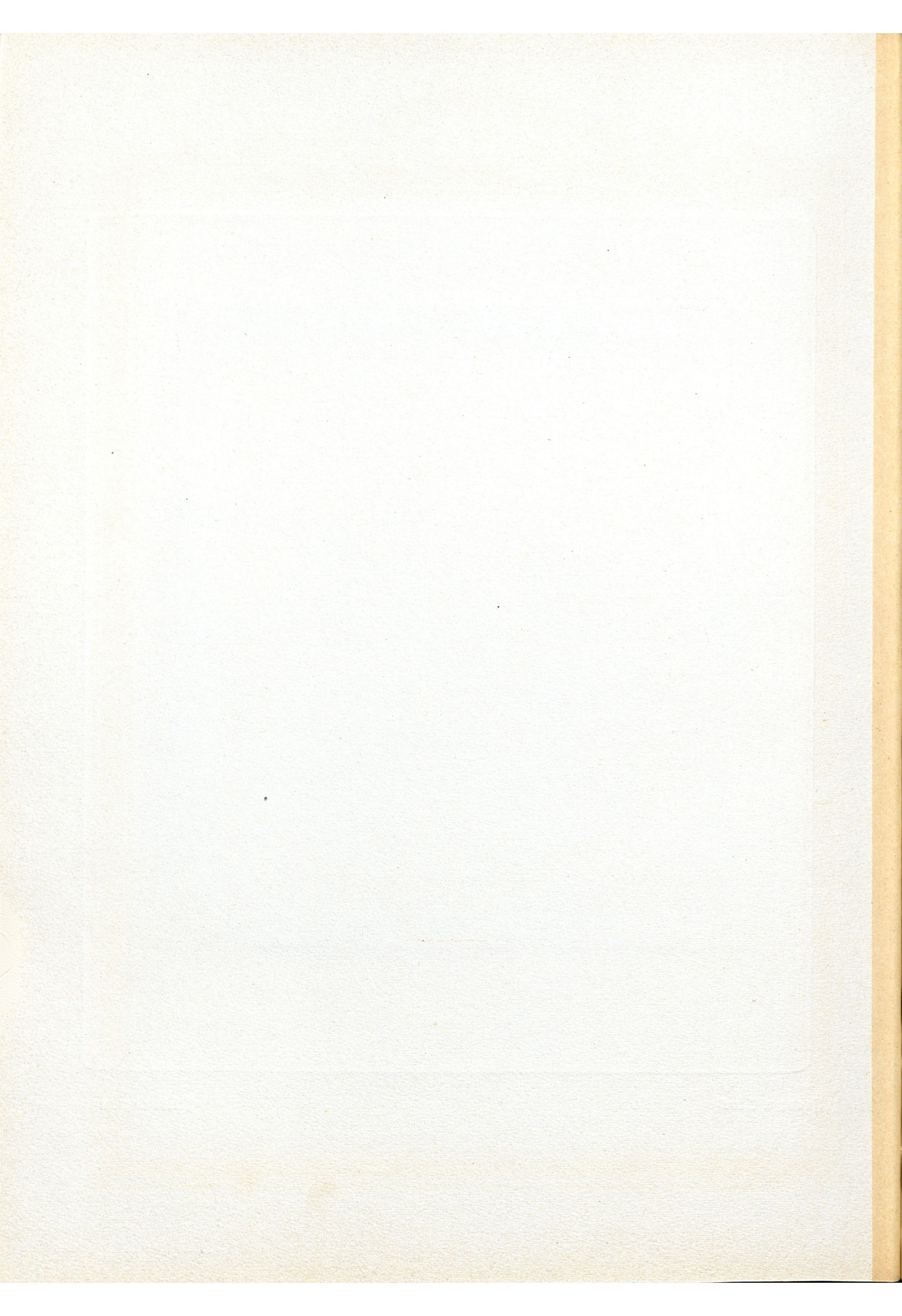
Max Verworn.

Bonn a Rhein
1915.

Gerechtigkeit gegen
Feind und Freund.
Hermann Willinger.
Karlsruhe 1915.



Franz v. Stuck　　　　Feinde ringsum



Unser Land ist auch das Land der Dichter, das Land der Sänger genannt — auch wir Frauen gehören unter sie. Wir singen nicht mit den friedlichen Harfen — wir singen mit Hausharfen von kleinen Sorgen des Alltags; wir singen mit den großen Sorgen um unsere Männer und Söhne.

Viele Tausende von Frauenherzen zucken und zittern, aber sie brechen nicht — unsere Hände arbeiten, unsere Seelen erheben sich: wir harren aus!

Clara Viebig.

Man darf wohl im Lande Goethe's an Schiller erinnern. Wenn dessen Wort: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" wahr ist, dann kann Deutschland getrost in die Zukunft blicken.

Wilhelm Waldeyer.

Nicht selten hat der Deutsche durch ein Zuviel an Bildung und Bildungskultus den Geist der Nation kompromittiert und seine schöneren Eigenschaften im Dolmetscher- und Maklereifer verleugnet; Jahrhunderte lang war er der Lakai der anderen Völker, sein Land war ein Wirtshaus und er selber eben noch darin geduldet. Es ist anders geworden, und daß es anders geworden ist, können sie uns nicht verzeihen. . . .

Während ich dies niederschreibe, eilt an meinem inneren Auge Bild auf Bild vorüber. Ich sehe brennende Dörfer, zerstampfte Fluren, die Ebenen und die Gebirgstäler voller Leichen, die Verwundeten in den Lazaretten mit ihrem schüchtern und erstaunt ins Leben zurückkehrenden Blick, die ängstlich flüsternden Flüchtlinge in den überfüllten Eisenbahnzügen; ich sehe einen teuren Freund im Geschoßhagel in Flandern und einen zweiten in Gefangenschaft in Sibirien. So geht es weiter, Bild auf Bild, Grauen über Grauen. Was soll in einem solchen Sturm der Wirklichkeiten Gedicht, Gestalt, Symbol? Was geschieht mit uns, wo ist der Sinn, wo das Ziel? Ich beuge mich; die Ehrfurcht vor der Erscheinung durchzittert mich bis ins Mark, und wenn die Vesten des Planeten wanken, darf ich mich nicht beklagen, wenn auch meine Fundamente sich lockern. Es muß ertragen werden. Bin ich es nicht, dem es frommt, so sind es die, die nach mir kommen.

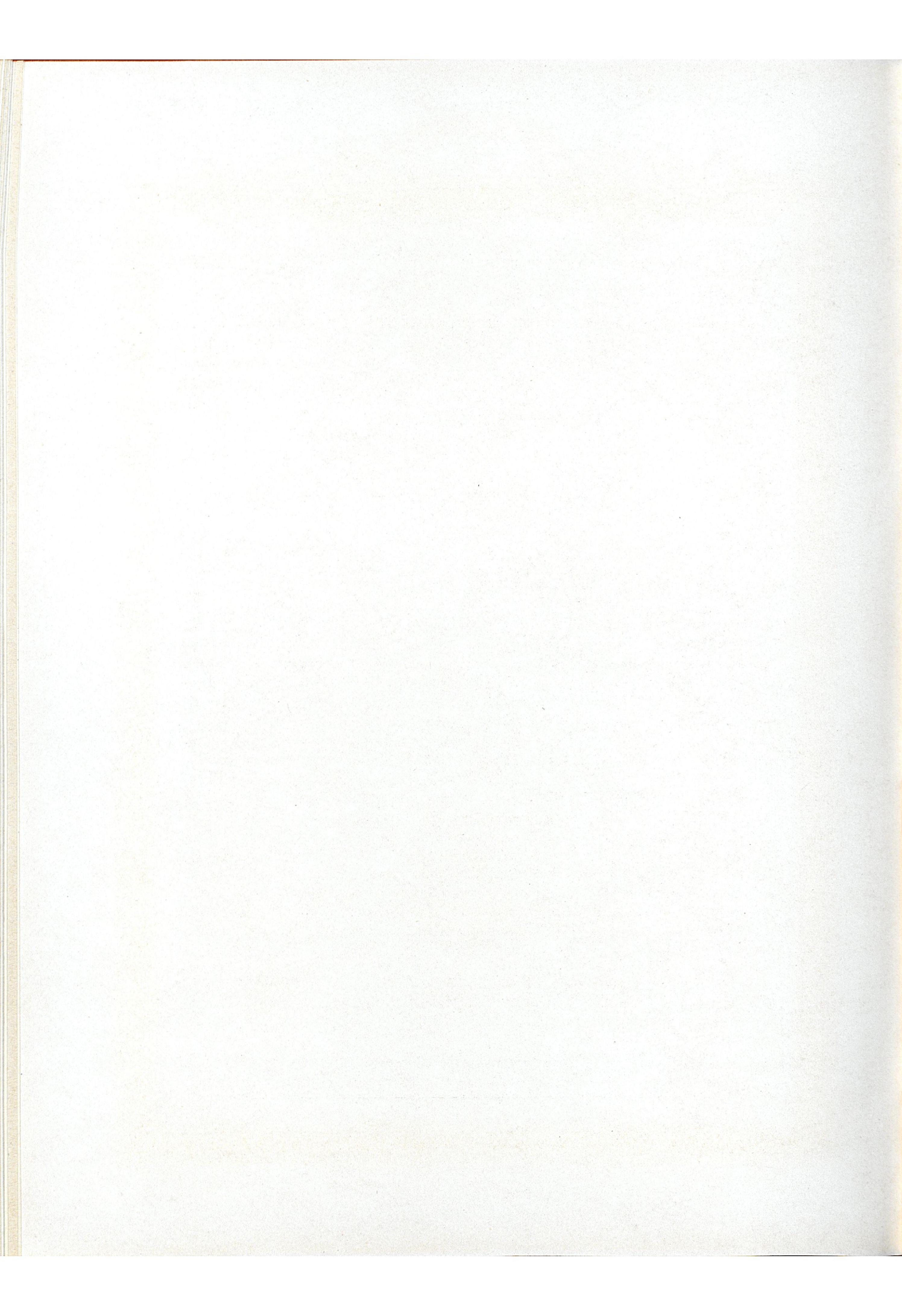
Einsichtige unterschieben dem gegenwärtigen Krieg einen tieferen Grund als der ist, der sich in politischen Machenschaften und Kabinettsfehden manifestiert. Ich zweifle nicht daran. Große Verwandlungen der Menschheit gehen nur von großen Katastrophen aus, und die sogenannten friedlichen Reformen dringen meist kaum durch die Haut, geschweige denn, daß sie bis ans Herz reichen. Schuldige zu suchen ist gleichwohl menschlich, und Schuldige sind auch da; daß sie zugleich die Diener des uns unbekannten Schicksals sind und so die Zukunft gestalten helfen, mindert ihre Verantwortlichkeit nicht. Sie müssen so verworfen sein, daß unsere allzu kultivierte und bürgerliche Einbildungskraft versagt, wenn wir uns den Umfang ihres Verbrechertums vorstellen wollen. Mich dünkt, daß uns neueren Dichtern der Mut, das Böse in seinem elementaren Wesen zu statuieren, mehr und mehr abhanden gekommen ist, und daß wir uns in empfindsamer Scheu daran gewöhnt haben, es psychologisch zu verdünnen und zu rationalisieren. Ja, das *Böse* ist, es *existiert*. Es gibt einen Teufel, den großen Gewissenlosen, den großen Entnervten und Entherzten. Wie genußsüchtig er ist, wie lüstern und feig! Er will nicht morden, er will vielleicht nur die Macht; oder vielleicht will er auch die Macht nicht, vielleicht will er nur Schätze; oder es ist ihm auch um Schätze nicht zu tun, und es verlangt ihn in der Finsternis seiner Seele bloß nach Lärm, Gebrüll, Verwirrung, Umsturz und Zähneklappern. Vielleicht ist er auch nicht einmal lüstern und genußsüchtig, vielleicht ist er satt, übersatt und streut Tod um sich her, damit die lästige Zeit vergeht, und brennt Städte nieder, um die steinernen Mienen seiner Schergen und Kreaturen aufzuhellen und durch Börsenspekulationen ihre Taschen zu füllen. Wie verständlich er mir plötzlich ist; wie unheimlich und grausig wahr ihn sein tiefster Kenner, Dostojewski, gemalt hat! Hüten wir uns vor ihm, denn Europa fängt erst an, unter seinen Pranken zu erbeben.

Wenn nun das Böse so folgenschwer tätig sein, solche Zerstörung und Verzweiflung bewirken kann, so müssen wir trachten, daß auch die *Güte* von anderer Beschaffenheit werde, als sie bisher war, verlangender, begieriger, leidenschaftlicher, wachsamer und ausdauernder. Dadurch und nur dadurch können wir den Teufel besiegen, im letzten Sinne meine ich, und wenn der Waffengang beendigt ist, werden erst die großen inneren Schlachten zum Austrag und zur Entscheidung gelangen.

Jakob Wassermann



Heinrich von Zügel



Goethe, unser guter Genius

In allen Lebenslagen, wenn Großes in mein Dasein tritt oder der Tag die gewohnten Geschäfte bringt, wenn mich Freude durchbebt oder dunkle Wolken durch mein Gemüt ziehen, wenn mich Zweifel bedrängen oder frohe Gewißheit mir den Blick erhellt, immer ist es mir ein unabweisbares Bedürfnis, mit Goethe in Fühlung zu treten oder vielmehr in Fühlung zu bleiben, denn mein Wesen ist so innig durchdrungen von ihm, daß die Verbindung, wenn sie auch zeitweilig ins Unterbewußtsein tritt, dennoch ständig erhalten bleibt. Nicht immer ist es ein bestimmtes Werk, das ich vornehme; aufs Geradewohl schlage ich einen Band auf, lese einen oder mehrere Sätze, einige Verse, immer sicher, einen Spruch der Weisheit zu finden, eine Lehre, einen Rat, ein Bild der dichtenden Phantasie oder einen Gedanken über das Walten der Natur, oft gerade etwas, was merkwürdig zu meinem Seelenzustand paßt, so daß ich mir einen magischen Zwang erträume, gerade diese und keine andere Seite aufgeschlagen zu haben. Oder ich vergegenwärtige mir seine Wohnstätte in Weimar, die heute noch unverändert erhaltenen Räume seines Schaffens, seine Erscheinung, wie sie uns Zeitgenossen aus unmittelbarer Anschauung und Spätere aus gründlichen Forschungen mitgeteilt haben, die wundervoll klare Art seines Sprechens, die ich mir so gerne vom etwas behäbigen Frankfurter Dialekt gefärbt denke, sein Wohlwollen, seine Milde, aber auch seinen Zorn. Keiner der Großen steht so leibhaftig vor mir da, wie er. Ich habe von ihm ein fester umrissenes Bild wie etwa von Wagner, den ich doch noch tatsächlich gesehen habe. Und dieses Bild verblaßt nicht, im Gegenteil, es wird immer lebhafter, immer leuchtender, immer lebender. Das Grab in der Fürstengruft ist eine Einbildung, eine Täuschung der Zeit. Goethe ist nicht gestorben.

Eine wissenschaftliche Entdeckung, ein technischer Fortschritt — an beiden sind unsere Tage fast überreich — sie lösen die Frage aus: Was würde Goethe dazu sagen? Wie würde er das Neue seiner Weltanschauung einverleiben? Wie weit würde er davon beeinflußt? — Zieht ein Aeroplan durch schwindelnde Höhen in weite Fernen dahin, so sehe ich Goethe vor mir, die Arme nach seiner Gewohnheit am Rücken gekreuzt, und mit strahlenden Augen dem Wunder folgend. Zu seiner Umgebung sagte er etwa: „Die Worte, die ich Fausten in den Mund gelegt habe, sind überholt. Dem geistigen Flügel hat sich der körperliche gesellt.“ Und ernsten Schrittes geht er in seinem Garten auf und nieder, die ungeheuren Folgen der fabelhaften Erfindung bedenkend und wohl begehrend, einmal selbst, im schwanken Gerüste schwebend, der Abendsonne nachzustreben, bis sie im Meere versinkt, so seine Dichtung in Wahrheit umwandelnd. Und doch, wie viel höher führt uns seine Dichtung als selbst der kühnste Flug im Aeroplan!

Die Entwicklung der Kunst bis auf unsere Tage, das Bedeutende, was die neuere Zeit hervorgebracht hat, sowie ihre krankhaften Auswüchse, wir finden sie von Goethe bereits beurteilt. Seine kritischen Schriften, seine Aussprüche, die uns Eckermann überliefert hat, wir können sie unverändert auf Personen, Ereignisse und Zustände der Gegenwart herübernehmen, und sie stimmen genau, ja, so genau, daß wir fast erschrecken im Gedanken, daß sie schon vor ungefähr hundert Jahren entstanden sind. Sie stimmen deshalb, weil sie ewige Wahrheiten enthalten; diese aber bleiben unverändert und unberührbar durch den Wechsel der Erscheinungen. Sie sind nicht Einfälle, sondern Entdeckungen unumstößlicher Tatsachen, die auf so festem Grunde ruhen, daß wir sie nicht erschüttern können, weshalb sich der wahrhaft große Mensch zu ihnen bekennt. Aus diesem offenen und rückhaltlosen Bekennen entspringt bei Goethe die divinatorische Gewalt, die ihn zum Propheten macht. Er spricht im Jahre 1826 von einem großen Talent, das der deutschen Malerei erscheinen müsse, welches sich alles Gute der Zeit sogleich aneignet und dadurch alles übertrifft. „Und dieses hoffe ich, wird kommen; es liegt vielleicht schon in der Wiege,“ sagt er zu Eckermann. Ein Jahr darauf wird Arnold Böcklin geboren.

Auch Goethe konnte irren, konnte mißverstehen, eine Persönlichkeit, ein Werk einmal falsch beurteilen. Unfehlbar hat das kirchliche Dogma Gott machen wollen und weder ihm noch uns damit einen Dienst

erwiesen, weil es ihn in kalte, unnahbare Fernen rückte, anstatt ihn uns näher zu bringen. Auch Gott können wir uns nur menschlich vorstellen, und das göttliche einer großen Erscheinung beruht in ihrem vollkommenen Menschentum. Goethe war ein Gott als Mensch, und gerade in seiner menschlichen Größe war er göttlich. Darum können wir zu ihm kommen, heute wie vor hundert Jahren, und er spendet uns Rat, Trost, Hilfe, Belehrung und hebt uns auf den Schwingen seines Geistes über das Gemeine hinweg, uns und die nach uns kommen werden. Das Grab in der Fürstengruft ist eine Täuschung der Zeit. Goethe ist nicht gestorben.

So wie ein Brennspiegel die Strahlen der Sonne in einem leuchtenden und zündenden Punkte vereinigt, so scheint es mir, als ob die Natur einmal alle ihre auseinanderstrebenden Kräfte vereinigt hätte, um dieses eine Wesen, Goethe genannt, hervorzubringen. Ihm war alles verliehen, körperliche Schönheit, die verschiedensten Arten von Begabungen, verbunden mit der Einsicht, sie recht zu gebrauchen, ein kräftiges, hohes Alter, das ihn vollkommen ausreifen ließ, Humor, Güte des Herzens, Freunde, worunter kein geringerer wie Schiller, Lebensumstände, die ihn mehr förderten wie hemmten. Alles, alles war in ihm und für ihn da. Goethe ist ein Weltphänomen, an dem die ganze Kulturwelt ihren Anteil hat, aber ein Weltphänomen, das auf deutschem Boden erwachsen ist. Er ist unser. Großes ist vor ihm geschehen, damit aus zerstreuten Stämmen ein deutsches Volk entstehe, Großes nach ihm, aus diesem Volke ein Reich zu formen, und das Größte geschieht heute, Volk und Reich zu schirmen und zu festigen gegen frevelhafte Zerstörungswut. Aber in Weimar, dem Goethe sein unauslöschliches Zeichen eingeprägt hat, gewann die deutsche Sprache, von der noch der große Friedrich nichts wissen wollte, ihre geistige Kraft, in der sich das Volk lange vor seiner politischen Auferstehung einigte. Und diese Kraft ist so gewaltig, daß selbst unsere erbittertsten Feinde sich mit einer Art von scheuer Ehrfurcht davor neigen und uns das Dasein gönnen wollten, wenn wir nur erst in unserem Staatengebilde wieder so weit zurück wären, wie wir es um die Zeit waren, da Weimar in hellstem Glanze leuchtete. Bedenken diese Verblendeten denn nicht, daß Staaten wohl zerstört werden können, nicht aber die geistige Kraft, die ein Volk sich aus seiner Sprache gewonnen hat? Glauben sie, daß selbst ein politisch zertrümmertes Deutschland diese Kraft nicht bewahren und zu neuer gewaltiger Macht entfalten würde, dank dem unzerstörbaren Geist, der in ihm wohnt? Und der hellste Stern, die glühende Krone dieses Geistes heißt Goethe.

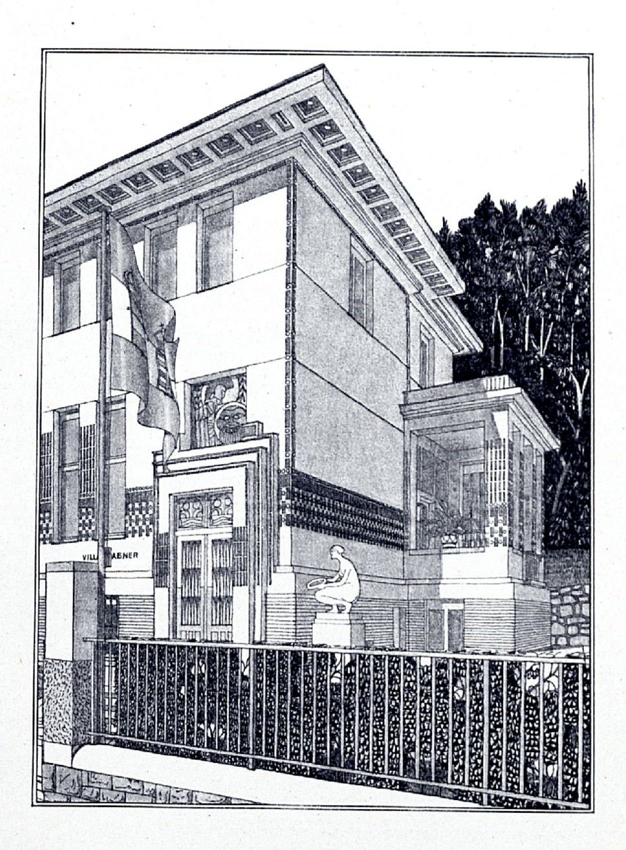
Mir ist ein Ausspruch von ihm aus seinen späteren Lebensjahren in Erinnerung, daß er sich bei kriegerischen Verwicklungen in die Stille der Betätigung mit ferne liegenden Problemen zurückzöge. Seine scheinbare Teilnahmslosigkeit während der Freiheitskriege bestätigt diesen Ausspruch. Vergessen wir nicht, daß der damalige Kampf einem Napoleon galt, für den Goethe naturgemäß Zuneigung und Bewunderung empfand. Menschen, die so weit über andere hinausragen, wie Goethe und Napoleon, sind durch ein unsichtbares Band mit einander verbunden. Heute ist es schwer, sich vorzustellen, daß beide nichts wissen, nichts fühlen sollten von dem ungeheuren Kampf, der die Welt erschüttert. Wissen wir, auf wessen Seite Napoleon heute stritte, lebte er noch? — Eins ist sicher. Den Engländern wäre er nicht verbündet, vielleicht nicht einmal — den Franzosen. Finster drohend blickt wohl sein rastloser Geist auf diejenigen, die sein grausames Exil auf Sankt Helena so ganz vergessen haben, daß sie sich mit seinen Erzfeinden verbünden konnten. In heiterer Zuversicht aber schreitet Goethe unter uns. Zu klingendem Hymnus schwingt sich seine Seele auf, und im Donner der furchtbaren Schlachten hören wir den Ruf seines Euphorion:

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg ist das Losungswort,
Sieg, und so klingt es fort.

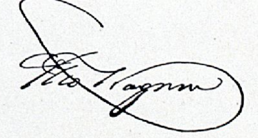
Das Grab in der Fürstengruft ist eine Täuschung der Zeit. Goethe ist nicht gestorben.

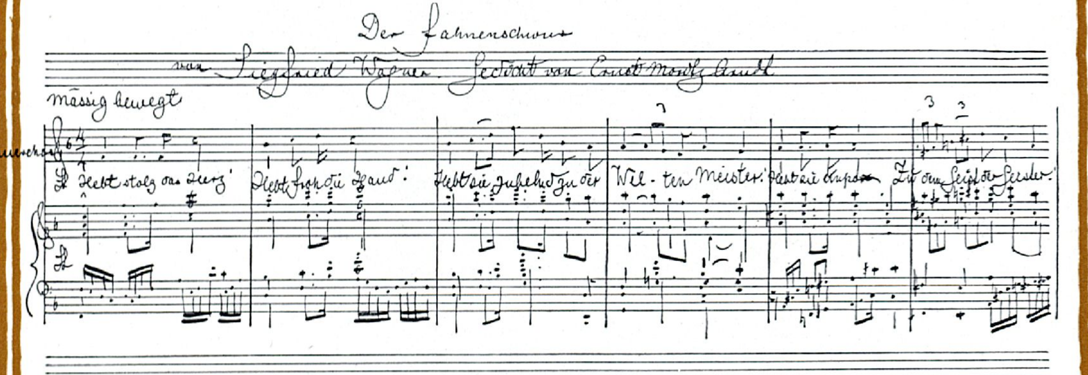
Solange er aber lebt, so lange werden auch wir leben, mit ihm, in ihm. Sein Dasein ist Gewähr für unsere Dauer, für die Dauer des deutschen Geistes. Ist die ungeheure Krisis vorüber, in der wir jetzt stehen, so möge er uns weiterführen, nicht zu schalem Triumph, nicht zu oberflächlichem Übermut, sondern zu ernstem, heiligem Sichdurcharbeiten zu reineren Sphären der Kultur, auf daß es uns nicht ergehe wie den Römern, die auf dem Höhepunkte ihrer Macht bereits in die Erschlaffung zu sinken begannen. „Zum höchsten Dasein immerfort zu streben" war seine, sei unsere Losung. Auf eins aber dürfen wir bereits heute fest vertrauen: ein Volk, das die Kraft besaß, einen Goethe aus sich hervorgehen zu lassen, kann nicht vernichtet werden.

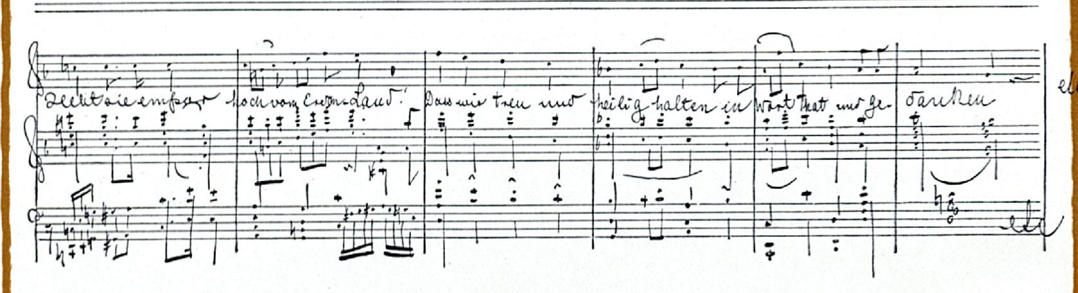
F. Weingartner.



Es ist Aufgabe des deutschen Künstlers, in dem Sinne zu schaffen, welcher deutsche Strammheit, deutsches Denken, deutsche Erscheinung und deutsches Gehaben unserer Zeit versinnlicht.







In schwerer Zeit, da das deutsche Volk sich aufs neue inne wird, daß es die sittlichen Kräfte sind, die für seine Selbstbehauptung den Ausschlag geben, zieht es den Einzelnen ungleich fester in den Bannkreis der deutschen Geisteshelden, deren Wirken und Werke, wie ein großer, unerschöpflicher Schatz, die lebendige Fülle jener Kräfte in sich bergen. So geht denn die Wallfahrt auch in „das Land Goethes", in dem in ewig gleicher Glut das heilige Feuer der drei großen Menschheitsideale, des Guten, Schönen und Wahren leuchtet. Das Land, das uns den inneren Menschen läutert und stählt, das Land, aus dem wir niemals kehren, ohne durch die Offenbarungen des Dichters von Gott und Welt, durch die Lebensklugheit des überragenden Mannes erhoben und gefestigt zu sein. Wir machen uns heut seine Worte zu eigen, die er gelegentlich von jener großen Zeit vor hundert Jahren sprach:

> Wir können dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben.

Und die Worte werden uns zum Gelöbnis: Das Beste soll es sein, was wir, ein jeder an seinem Teil, dem Vaterlande freudig und unbeirrbar bringen wollen.

Wirklicher Geheimer Rat.

Nunquam retrorsum!

Geheimrat Dr. R. Wiedersheim

Freiburg i/Br

Die politischen Gegensätze zwischen den Nationen, welche der Weltkrieg uns mit so bitterer Deutlichkeit vor Augen führt, beruhen auf der psychologischen Differenzierung der Völker, die im Lauf einer langen Vorgeschichte erworben und befestigt wurde. Keine internationale Verständigung wird diese Unterschiede aufheben können, und das Volk welches seine Eigenart für sich und Andere ethisch und wirtschaftlich am besten ausbildet, wird Allen als Führer vorangehen

Johannes Walther

Professor der Geologie.

Spruch.

Der Dichter ist der Acker seiner Zeit;
je tiefer sie ihn gepflügt, je reicher
er getragen.

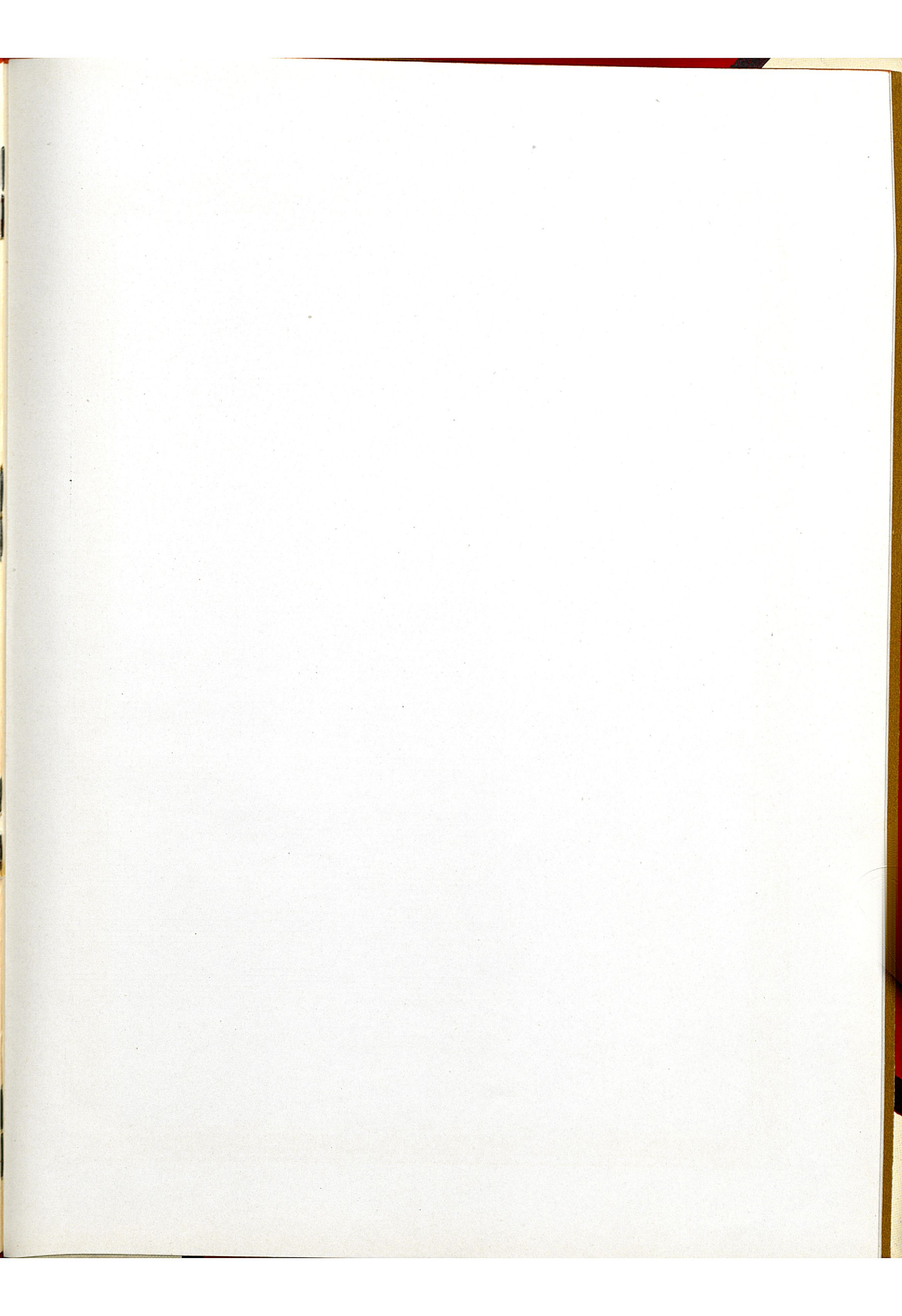
[illegible], den 7. Mai 1902

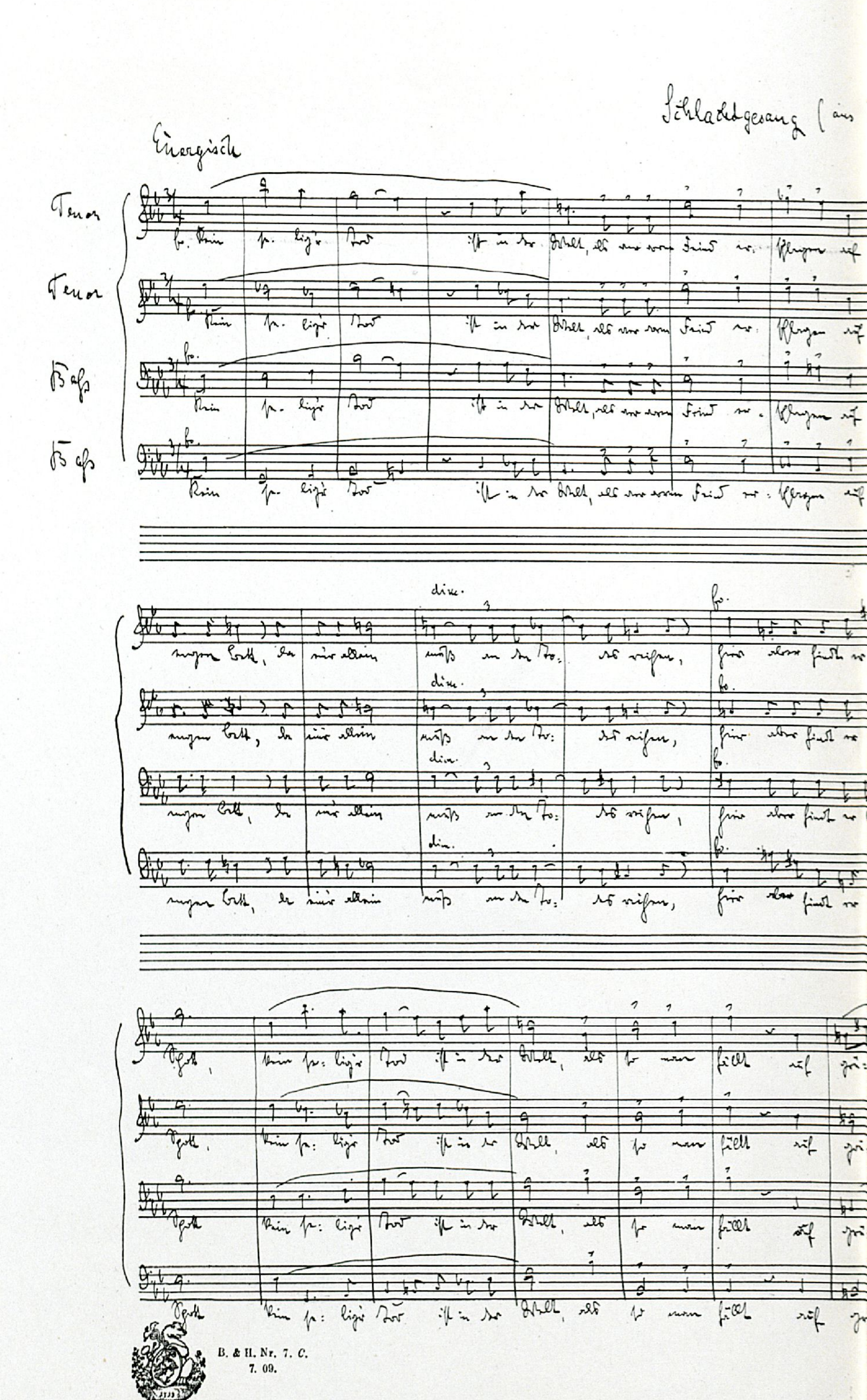
Ernst von Wildenbruch.

Die stärkste Denkrichtung [illegible] widerstrebender, nicht bei Staaten, wenn er in einer langen Friedenszeit verloren gegangen war. So zeigt sich auch der [illegible] der Tat in der Sache des ganzen Menschen, der nicht um Philosophie weiß, wie in der des Philosophen, der sich vielleicht mit allen Systemen [illegible] und von keinem befriedigt gefunden hat. Und die Tat ist hier mehr wert als alle Philosophie.

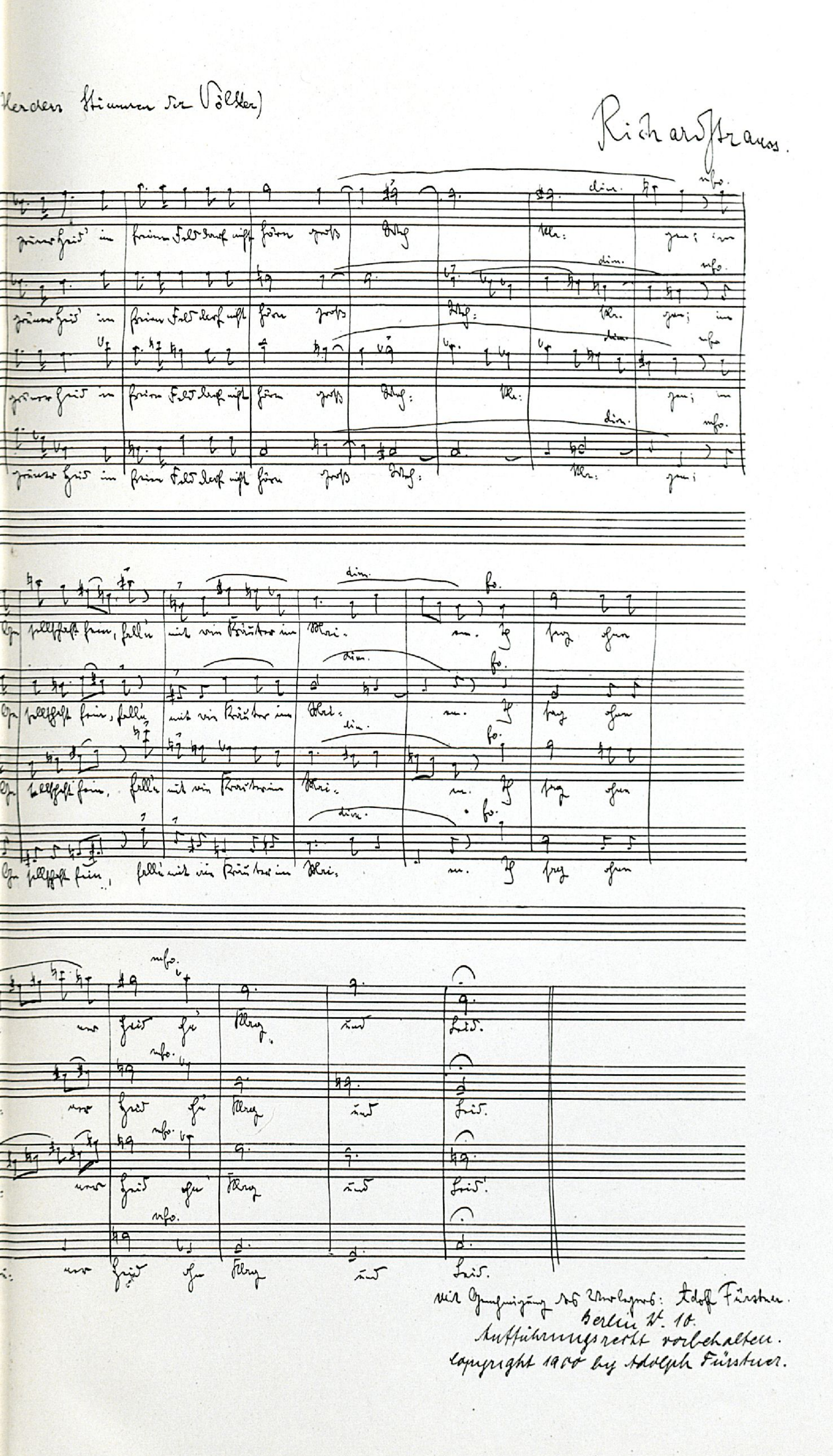
„Die Nationen und ihre Philosophie, S. 115."

W. Wundt.





B. & H. Nr. 7. C.
7. 09.


Herders Stimmen der Völker)
Richard Strauss.
dim.
mfo.
fo.
Mit Genehmigung des Verlegers: Adolf Fürstner.
Berlin W. 10.
Aufführungsrecht vorbehalten.
Copyright 1900 by Adolph Fürstner.



„– Schwerer Dienste tägliche Bewahrung!
Sonst bedarf es keiner Offenbarung“
(Goethe)

H. Völtzlin

Wir durchleben nun schon das zweite Jahr des großen Krieges, und mit zunehmender Spannung verfolgt man in der ganzen Welt den weiteren Verlauf des gigantischen Ringens, welches gegenwärtig zwischen uns und den Völkern, die unsere Widersacher sind, stattfindet. Ernstlicher als je zuvor handelt es sich jetzt um die Geltendmachung unserer berechtigten Ansprüche auf volkswirtschaftliche und kommerzielle Unabhängigkeit – besonders England gegenüber, das in uns seinen Hauptkonkurrenten auf dem Weltmarkte erblickt und von Tag zu Tag mehr die Überlegenheit und Stärke unserer Seestreitkräfte zu fühlen bekommt.

Auf beiden Seiten wird der Krieg mit unverkennbarer Erbitterung geführt, und England geht geradezu darauf aus, seinen Gegner im eigentlichen (nicht bloß bildlichen) Sinne des Wortes zu vernichten. Man hat sich das aber leichter gedacht, als es sich in der Praxis ausführen läßt. Auch hat man auf englischer Seite nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß der Furor teutonicus in solch hohem Grade zum Ausbruch kommen würde, wie es nun tatsächlich der Fall ist. Und wenn dazu noch die volle Einmütigkeit des Vorgehens kommt, dann kann – wie Bismarck seinerzeit sagte – der Deutsche „die Welt aus den Angeln heben“. Aber wir müssen siegreich bleiben bis zu Ende: denn es handelt sich darum, daß wir die Stellung in der Welt behaupten, welche wir durch unsere Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten menschlicher Betätigung errungen haben. Niemand kann zur Zeit sagen, wie lange noch die Kanonen donnern und die Granaten ihr Zerstörungswerk fortsetzen werden. Es ist auch vollkommen nutzlos, hinterdrein noch darüber zu spekulieren, ob und wie etwa dieser Krieg noch zu vermeiden gewesen wäre. Jetzt kann es nur noch darauf ankommen, den begonnenen Waffengang auszufechten und eventuell einen Friedensschluß zu erzielen, der ferneres Blutvergießen ausschließt und der uns auch für die enormen materiellen Opfer entschädigt, die für diesen Krieg gebracht worden sind. Unersetzlich freilich bleibt für immer, selbst wenn unsere Waffen siegreich sind, der Verlust so vieler tapferer Männer, die, von idealer Gesinnung erfüllt, hinauszogen, um auf dem Felde der Ehre als Helden ihr Leben fürs Vaterland dahinzugeben.

Prof. Otto Zacharias,
(Plön).

Das Kriegsjahr.

Das ist das fürchterliche Jahr,
Da Menschenglück wie Glas zerschellt,
Da Berg und Wald und Feld und Meer
Vom Blutgeheul des Krieges gellt.
Ja ganze Völker faßt der Sturm
Und peitscht im Grimm die Menschenflut,
Not schreit ins Land von Turm zu Turm,
Und jeder Tag brennt rot von Blut.

Das ist das wunderbare Jahr,
Da Schmerz nicht weint und Leid nicht klagt.
Es kommt der Tod, wie einig war.
Warum? Es ist kein Mund, der fragt.
Die Mutter gibt den letzten Sohn.
Was ihr der Tränen schwerer Krug,
Nicht Braut, nicht Gattin spricht davon
Die Heimat will's, das ist genug

Es steht ein Berg im Abendschein.
Ob ihm erglüht ein früher Stern.
Einmal wird wieder Friede sein.
Dann preist die Erde Gott den Herrn.
Und dann erzählt den Enkeln wohl
Manch Weib im schmerzgebleichten Haar:
Das waren Tage schreckensvoll,
Das war das große, stumme Jahr.

Erich Hahn

Der Siebenhügelstadt am Pregel

„Hic murus aheneus esto"
Horaz. Epistolarium

Wie dein Stern zu ew'gem Prangen
Weisheit kündend aufgegangen
Strahlt dir hell zum Weltgericht
Heldenmut vom Angesicht.

Drohn des Ostens wilde Horden
Ragt im deutschen Ritterorden,
Wo die Hand stark wie das Herz,
Eine Mauer auf aus Erz.

Eugen Zabel

Berlin, den 4 November 1915
am Wilhelmplatz.

An den
Berliner Goethebund.
Berlin.

So oft ich den Versuch machte, der geehrten Aufforderung nachzukommen, einen Beitrag zu dem Gedenkwerke „Der deutsche Goethe 1915" zu liefern, drängen sich meine inneren Beziehungen zum Kriege in so mächtigen Empfindungen auf, dass eine Veröffentlichung ausgeschlossen erscheint. Wenn ich deshalb bitten muss, von meiner Beteiligung an dem Werke absehen zu wollen, so wird mir das durch die Ueberzeugung erleichtert, dass in Ihrem Schreiben vom 27ten October d. Js. diese Beteiligung weit überschätzt wird.

Hochachtungsvoll

Gf. Zeppelin

Se. Exzellenz Graf Zeppelin hat nachträglich seine Zustimmung zur Wiedergabe dieses seines Briefes erteilt.

Reden und Handeln

Die Diplomaten sitzen
Am grünen Tisch umher
Und zanken sich und schwitzen
Und reden kreuz und quer,
Und die Gemüter sieden,
Das Thema lautet: Krieg –
Sie handeln um den Frieden
Und schachern um den Sieg.

Die Zeitungsblätter schreiben
Und schreiben immerzu:
„Fest soll der Friede bleiben,
Das Land braucht lange Ruh;
Der Streit wird nie entschieden,
Wie auch die Sache lieg,
Doch einen faulen Frieden
Nach diesem blutgen Krieg!"

Die Kannegießer wettern,
Die Luft ist dumpf und blau,
Man hört die Stimmen schmettern,
Die Stimmung ist nur flau.
„Das beste wär' hienieden,
Wenn alle Zwietracht schwieg –
Lieber ein rascher Frieden
Als nur ein langer Krieg!"

Im Parlamente streiten
Sich die Parteien schon:
„Man muß die Grenzen weiten!" –
„Nur keine Annexion!" –
„Erobern sei vermieden!" –
„Wie lohnt sich denn der Sieg?!" –
„Wir schrein nach Frieden!" –
„Wir zählen auf den Krieg!" –

Indessen hört man melden
Vom Osten und vom West,
Daß da die deutschen Helden
Noch immer eisenfest,
Daß einen Sieg sie schmieden,
Dem jeder Feind erlieg:
Da spricht man nicht vom Frieden,
Da kämpft man um den Sieg!

Fedor von Zobeltitz.

